Pestalozzi's

Sämmtliche Werke.

Band

IV.

Brandenburg a. H.
Druck und Verlag von Adolph Müller.

Pestalozzi's sämmtliche Werke.

Gesichtet, vervollständigt und mit erläuternden Einleitungen versehen

von

L. W. Seyffarth,
Rector und Hilfsprediger zu Luckenwalde.

Vierter Band.

Brandenburg a. H.
Druck und Verlag von Adolph Müller.
1869.

Lienhard und Gertrud.

Vierter Theil.

Einleitung.

Die ausführlichen abstracten Betrachtungen des vierten Theiles, vor denen gerade hier die epische Grundlage mehr zurücktritt, könnten von der Kunstkritik als Fehler bezeichnet werden; indeß beträfe dieser Fehler doch nur die äußere Gestaltung, nicht das innere Wesen; für dieses wird der formelle Fehler zum reellen Gewinn: die Erzählung gewinnt dadurch an Tiefe und innerem Gehalt, wie keine andere geeignet, das Volk fortzubilden und für eine seiner heiligsten Angelegenheiten, die Emporbildung des nachfolgenden Geschlechtes, zu gewinnen, über diese Sache aufzuklären und einen kräftigen Impuls zu einer naturgemäßen physischen, intellectuellen und moralischen Erziehung zu geben.

Gervinus sagt: „Pestalozzi's Lienhard und Gertrud steht einzig da in seiner Einfalt und Schlichtheit, mit der es dem Volke seinen Gesichtskreis entlehnt und seine Denk- und Handlungsweise und die Freuden des häuslichen Heerdes schildert, um es an sich selbst und innerhalb seiner Sphäre fortzubilden"*) und Kurz datirt von dem genialen Pestalozzi eine neue Epoche der Literatur, die er durch seine tiefen und fruchtbaren Ansichten begründet hat, „deren Keime wir schon in Lienhard und Gertrud erkennen." „Zwar sind die spätern Romane dieser Gattung (Dorfgeschichten) dem ihres Vorgängers an Kunst der Gestaltung und poetischer Kraft der Durchführung (also in formeller Ausstattung) überlegen, aber sie stehen ihm an Wahrheit und Innigkeit der Auffassung weit nach, noch mehr aber an Bildungskraft, in der sein wesentliches Verdienst besteht."**)

Pestalozzi's Absicht war nach dem Erscheinen des ersten

*) Gervinus: Geschichte der deutschen Dichtung. V. 321.

**) H. Kurz: Geschichte der deutschen Literatur. III. 504; 568; 719.

Theiles nicht überall verstanden worden; es wurden ihm sogar Vorschläge gemacht, sich durch Romanschreiben seinen Lebensunterhalt zu verschaffen. Daß er das bei seiner tiefen Erfassung des Lebens wohl gekonnt hätte, beweist der epische Gehalt von Lienhard und Gertrud, aber es war nicht seine Lebensaufgabe, das Feld der schönen Literatur zu bebauen, sondern den Principien einer wahren Volkswohlfahrt nachzuforschen und sie klar zu legen, und er wurde dieser Lebensaufgabe nicht untreu auch in der größten Noth, der er sich durch ästhetische Producte leicht hätte entziehen können. Er will das nicht, er klagt sogar in der Vorrede zur zweiten Auflage (I. 92), daß sein Buch als Darstellung des Wesens der häuslichen Volksbildung fast keine Wirkung und hauptsächlich als Roman Eindruck gemacht hatte. Diese Erfahrung mag ihn wohl bestimmt haben, die Ideen, zu denen er durch den Roman anregen wollte, selbst hervorzuheben und dem Romane (in der letzten Ausgabe) einzuflechten, ein Vorhaben, das er später mit um so größerer Sicherheit ausführen konnte, als eine mehr als dreißigjährige Erfahrung — so viel Zeit liegt zwischen der ersten und letzten Ausgabe — seine Ideen klarer gelegt und vertieft und eine experimentirende Praxis ihn von deren Wahrheit und Wichtigkeit noch mehr überzeugt hatte.

Freilich lesen sich diese Reflexionen nicht so leicht weg, wie der concrete Theil, sie verlangen ein längeres Verweilen und ein tieferes Nachdenken, aber sie sind nicht der Art, daß nicht Jeder sie verstehen könnte; bei näherem Eingehen wird man daraus sogar eine nachhaltigere Befriedigung schöpfen, als durch eine bloße Erregung des Gemüthes und der Phantasie. Auf die größere Schwierigkeit, aber auch auf die Nothwendigkeit, diese Ideen zu erfassen, weist Pestalozzi schon in der Vorrede zum dritten Theile der ersten Auflage hin, wenn er sagt, „daß das PQ den Kindern der Menschen nicht so leicht in den Kopf hinein will, als das ABC", daß er es aber „auch dem verwöhntesten Kinde nicht bemänteln will, daß es mit seinem ABC nichts machen kann, wenn es nicht bis zum XZ fort lernt."

Die abstracten Betrachtungen sind theils Auslegungen der historischer Grundlage, theils Begründungen und weitere Ausführungen derselben. Er will sich damit nicht in den Dienst einer Partei stellen — „ich habe keinen Theil an allem Streit der Menschen über ihre Meinungen“ —, er will der Menschheit ans Herz legen, „was sie fromm und brav und treu und bieder machen, was Liebe Gottes und Liebe des Nächsten in ihr Herz und was Glück und Segen in ihr Haus bringen kann.“

Nachdem die beiden ersten Theile die socialen Uebel, die die Kraft des Volkes verzehren, aufgedeckt haben, wirft Arner, der Vertreter des Staates und der bürgerlichen Ordnung, gleich zu Anfange des dritten Theiles die Frage auf, wie eine wirksame Verbesserung des Dorfes angebahnt werden könne. Schon diese Frage deutet darauf hin, daß er nicht durch Gesetze und von Amts wegen die Hebung bewerkstelligen zu können glaubt, sonst hätte er ja die Mittel allein in seiner Hand gehabt, sondern daß auf anderm Wege Hilfe gesucht werden muß. Und nun tritt das Princip Pestalozzi's ein, nämlich den Menschen auf sich selbst zu stellen, denn nur aus der Selbstbestimmung kann eine wahrhaft sittliche Hebung und Kräftigung hervorgehen und nicht aus einer von außen kommenden Nöthigung. Es ist das Princip, auf welchem überhaupt die Neuzeit sich erbaut und das die Geistesheroen zu Anfang unsres Jahrhunderts verkündeten. „In deiner Brust sind Deines Glückes Sterne.“ — So weist denn auch der Pfarrer darauf hin, daß weder durch Staat, noch Kirche eine wahrhafte Besserung gewirkt werden könne, wenn das Volk nicht befähigt werde, sich selbst zu helfen; und dazu müßten zunächst besondere Persönlichkeiten im Volke selbst gewonnen werden, die aber nicht unter den Schreiern für das Volkswohl, welche mit einer kurzen Bemerkung abgefertigt werden, sondern unter den „Stillen“ zu suchen sind (ein Ausdruck, der allerdings in unserer Zeit etwas anrüchig geworden ist), die zu einer thätigen Vereinigung sich zusammenthun und aus allen Ständen herangezogen werden müssen. So kommt auch Gertrud, das Ma-

reili und die junge Renoldin, sowie die Frau des Junkers und des Pfarrers in diese Gesellschaft: ein wichtiger Wink für die erziehliche Aufgabe des weiblichen Geschlechtes.

Im Gespräch mit dem Baumwollenmeyer, der als solche Persönlichkeit zuerst vorgeschlagen war, wird nun zunächst die Vorfrage beseitigt, ob etwa irgend einer bürgerlichen Beschäftigung ein verderblicher Einfluß auf die Sitten eines Landes zuzuschreiben sei. Ein Einfluß derselben wird zugegeben, auch wird auf die Gefahren, die in mancher liegt, z. B. in der Fabrikbeschäftigung, die die Leute dem häuslichen Leben entzieht, und im Spinnen, das wegen seiner Leichtigkeit zu Gedankenlosigkeit, Kunst- und Kraftlosigkeit erzieht, hingewiesen, dennoch aber wird keine als absolut verderblich hingestellt, wenn nicht das Verderben im Menschen liegt. Wie auch das geist- und kraftlose Geschäft des Spinnens gute Früchte bringen kann, zeigt die Spinnstube der Gertrud, die auch beim Spinnen und durch dasselbe ihre Kinder geistig und gemüthlich zu beleben weiß.

Pestalozzi läßt nun weitere praktische Vorschläge als Grundlage seiner Ideen machen. Er hebt mitunter seinen „unpraktischen Traumsinn" hervor und Andere haben ihm das Wort nachgeredet und zwar in einem ganz andern Sinne, als er es gemeint hat, denn er will sich nicht als Träumer, sondern als Idealisten bezeichnen, der in Verfolgung seiner Ideale mit kühnem Geistesfluge weiter wollte, als er bei den damaligen Verhältnissen gelangen konnte, was er eben unpraktisch nennt. Seine Vorschläge selbst sind es nicht. Er will nicht gleich oben hinaus, er will erst eine reale Grundlage der Volkswohlfahrt schaffen, er tritt für das eigne Besitzthum, zunächst für ein eignes Ackerfeld und dessen Bewirthschaftung und Vermehrung ein. Er läßt durch Vertheilung das bisher nur von den Reichen benutzten Gemeindeweideplatzes jeden Armen ein Stück Bodenfläche erlangen, er zielt durch die Geißen und die Obstbäume auf weitere Begründung einer bessern Häuslichkeit hin und in den Sparkassen mit ihrer Belohnung findet er den mächtigsten Antrieb zu einer weisen Sparsamkeit: alles

national-ökonomische Grundsätze voll tiefen sittlichen Gehaltes und darum weitgreifender Bedeutung.

Wie er aber die Sparsamkeit nicht aus Selbstsucht entspringen läßt („aller Erwerb, der von der Sünde ausgeht und zu ihr hinführt, ist wie verflucht," darum dürfen auch die Beweggründe zur Arbeitsamkeit nicht „aus Geiz und Hoffahrt ausgehen"), wie er die Selbstsucht und Leidenschaft als Mittel zur Besserung verwirft, so will er auch in der Häuslichkeit nicht ein in sich abgeschlossenes, nur für sich sorgendes Wesen gründen. „Unter dem Wohnstubenleben versteht er nicht etwa ein gemüthliches Schneckenhausleben, sondern das Leben der Familie in frischester Berührung mit Gemeinde und Staat, mit Gewerbe und Handel. Aus der Familie sollen die wesentlichsten Kräfte für diese Lebensgebiete hervorgehen."*)

Indem Pestalozzi also den Menschen auf sich selbst stellen will, thut er dies nicht, um ihn zum Egoismus zu führen und damit in einen feindlichen Gegensatz zur Gesellschaft zu setzen, sondern damit er im Gegentheil in der Gesellschaft und für das Ganze wirken, damit er ein nützliches Glied desselben werden könne, ein sittliches, ein ächt christliches Princip!

Das wirksamste Mittel, dem Volke aufzuhelfen, findet Pestalozzi in der Bildung des heranwachsenden Geschlechtes und hierüber stellt er ein ganz neues System auf. Wenn auch hier in der begrifflichen Fassung seiner Gedanken formelle Unebenheiten vorkommen, so darf man deswegen den innern Gehalt nicht verwerfen; die Erhabenheit in der Auffassung eines Gegenstandes hängt weniger ab von der Thätigkeit des ordnenden Verstandes, als vielmehr von der Tiefe des Gemüthes. „Eine gewisse Größe in der Behandlung eines Gegenstandes entspringt nicht aus intellectuellen Anlagen allein, sondern vorzugsweise aus der Größe des Charakters, aus einem freien, von der Gegenwart nie beschränkten Sinn und den unergründeten Tiefen der Ge-

*) W. Gamper: Pestalozzi's Idee von der Wohnstube. S. 17.

fühle."*) Was Pestalozzi von Glülphi sagt: „Er stieg durch sein Herz und nicht durch seinen Kopf auf die Höhe der Menschlichkeit," das gilt auch von ihm selbst. Ich muß das denen gegenüber hervorheben, welche in Folge dieses formellen Mangels auch die Wahrheit der Ideen selbst anzweifeln und dies ist hauptsächlich bei Vielen der Fall, deren Geist in den Formen einer streng-wissenschaftlichen Bildung erzogen ist. Entbehren Pestalozzi's Ideen auch theilweise der wissenschaftlichen Form, so sind sie deshalb doch nicht unwissenschaftlich, im Gegentheil haben sie zu einem tiefern Nachdenken und erfolgreichen Versuchen angeregt und eine neue Entwickelung angebahnt, haben die Pädagogik zur Kunst und Wissenschaft zugleich erhoben.

Zwar herrschte in der damaligen Zeit schon ein reges Interesse für Bildung; wie in Deutschland, so standen auch in der Schweiz die philanthropistischen Bestrebungen auf der Tagesordnung und auch Pestalozzi weist darauf hin, aber er deutet durch die traurigen Erfahrungen des Herzogs an, wie dieselben trostlos untergehen mußten, weil ein höheres Princip in ihnen nicht enthalten war. Dieser wohlfeile Eudämonismus, der mit pomphaften Worten die Glückseligkeit versprach, aber sein Versprechen nicht hielt, zeigte sich dadurch als eine Täuschung und hatte — neben vielen ehrenhaften Männern — doch auch viele Betrüger zu seinen Vertretern, die nur das Ihre suchten. Wenn der Philanthropismus sich nur an der Oberfläche bewegte und einzelne didactische Regeln und methodische Handgriffe ersann, so trat Pestalozzi dadurch zu ihm in Gegensatz, daß er die Erziehung principiell erfaßte und ihr dadurch eine allgemeine Bedeutung verlieh; er machte sie zu einer Sache, die nicht etwa blos für den Lehrer, nicht blos für Vater und Mutter, nicht blos für den Politiker, sondern für die ganze Menschheit von der größten Wichtigkeit und dem spannendsten Interesse ist, freilich nur unter der Voraussetzung, daß der Geschmack nicht überreizt, sondern noch rein und unverdorben ist.

*) Alex. v. Humboldt in der Vorrede zu dem von ihm herausgegebenen Werke seines Bruders: „Ueber die Kawi-Sprache."

Dieses **allgemeine** Interesse seiner Ideen deutet Pestalozzi selbst an dadurch, daß alle Personen der Erzählung, soweit sie überhaupt nicht Gegner oder indifferent sind, den lebhaftesten Antheil daran nehmen; auch sagt er selbst in der Vorrede zum dritten Theile, daß er ein „ABCbuch **der Menschheit**“ schreiben wolle und wenn er fürchtet, durch seine weiteren Ausführungen den Namen eines guten „Schulmeisters“ zu verlieren, so stellt er sich damit nicht als einen Kinderlehrer, sondern als einen **Lehrer der Menschheit** hin, ein Zeugniß für seine Ueberzeugung von der Wahrheit und allgemeinen Geltung seiner Ideen.

Zunächst hat Pestalozzi auf negative Weise die Bedeutung und Wichtigkeit der Erziehung ins klare Licht gesetzt. Die Lebensbeschreibung des Vogt Hummel zeigt, wohin ein Mensch kommt, der ohne allen erziehlichen Einfluß aufwächst, (Unterricht hat der Vogt zwar genossen, aber deshalb noch keine Erziehung), und die Eichbergerin und Sylvia zeigen den verderblichen Einfluß einer verkehrten Erziehung; in ähnlicher Weise auch der Hartknopf und die Kienastin. Es entsteht daraus die Frage **über das Wesen und den Zweck der wahren Erziehung**, und die Beantwortung dieser Frage legt er naturgemäß dem Lehrer in den Mund (IV. Cap. 68), der ja, da ihm die natürliche Grundlage der Familienerziehung fehlt, sich in seinen neuen Beruf einleben und dazu über Wesen und Zweck, Umfang und Mittel desselben klar werden muß. Gerade dies Kapitel beweist, wie Pestalozzi, so wenig er sonst von blos theoretischem Wissen hält, eine wissenschaftliche Begründung des Lehramtes und seiner Pflichten fordert und wie diejenigen Unrecht haben, die die Einführung des Lehrers in die wissenschaftliche Pädagogik für überflüssig, oder gar für schädlich halten.

Es erhob Glülphi's Herz, wenn er an die Möglichkeit dachte, „einige ganz ausgezeichnete talentreiche Knaben und Mädchen ihren Talenten gemäß zum Dienst des Vaterlandes weiter zu führen und vorzüglich **zu Erziehern und Erzieherinnen zu bilden** und sie zu der Reife zu bringen,

was sie in Rücksicht auf elementarische Geistes- und Kunstbildung zu wissen und zu können nöthig hätten."

„Alle Grundsätze der Menschenbildung und alle Fortschritte der Erziehungskunst sind umsonst, so lange nicht Anstalten da sind, in denen eine bedeutende Anzahl von Jünglingen und Mädchen zu einer vollendeten Kenntniß und Ausübungskraft des ganzen Umfangs der ächten Grundsätze der Menschenbildung und der vollendeten Mittel der Erziehungskunst erzogen und gebildet würden."

Er beklagt es, daß zur Erlernung jeder Wissenschaft fast zahllose und gewiß viel überflüssige Anstalten, Lehrmittel, Methoden und Lehrstühle daständen, dagegen gar keine für eine mit praktischen Uebungen verbundene Erziehung, die sich auf die reellen Fundamente der Volksbedürfnisse und auf die tieferen Rechtsansprüche der Menschennatur gründe.

Auf correcte Weise stellt er das Muster einer guten Erziehung in der Wohnstube der Gertrud dar.

1. Wesen der Erziehung.

Die Erziehung hat die Anlagen und Kräfte der menschlichen Natur in ihrem ganzen Umfange zu entfalten und zu bilden.

„Die sanfte Entwickelung der Menschlichkeitstriebe muß die Grundlage des Volksunterrichtes sein."

„Erziehung ist die erleuchtete Sorgfalt unsres Geschlechtes für die Entfaltung und Bildung des ganzen Umfangs der Kräfte unserer Natur, wie sie in unsern Kindern liegen."

„Alle Kenntnisse und Fertigkeiten, die nicht auf einer Entfaltung der Kräfte ruhen, die sie voraussetzen, können nichts Wesentliches zur Entfaltung der Menschlichkeit beitragen."

„Was Gott dem Menschen gegeben, das soll ihm kein Mensch rauben und der Mensch selbst soll und darf es nicht so ansehen, als wäre es ihm von Gott umsonst gegeben. Jede Gabe, die Gott einem Menschen gegeben, liegt in ihm als ein göttlicher Schatz, den die Welt in ihm anerkennen und ihm helfen soll, aus den Tiefen seines Innern, wie das

Gold aus den Tiefen der Berge, heraus zuholen und zu Tage zu fördern. Kein Mensch ist für die Kräfte und Anlagen, die Gott in ihn gelegt, zu gering und zu schlecht. Kein menschlicher Stand, keine menschliche Lage ist ihrer Natur nach und gleichsam von Gottes und Rechts wegen so verworfen, daß Gottes gute Gaben darin nicht anwendbar sein sollten und nicht fruchttragend gemacht werden könnten."

Damit stellt Pestalozzi den Menschen auf sich selbst. Diese „erleuchtete Sorgfalt" oder „Individualsorge" ist entfernt von allen Abrichtungskünsten, die nur verderblich wirken, weil sie den Menschen sich selbst entfremden. Der Mensch wird dadurch nur zu einer Täuschung über sich selbst geführt, zu dem Glauben, daß er mehr sei, als er wirklich ist, wie sich das in der Eichbergerin zwar etwas grell, aber sehr wahr darstellt. — Die Erziehung kann also nichts absolut Neues schaffen, sie hat nur die von Gott dem Menschen gegebenen Anlagen und Kräfte zu entfalten und zu bilden.

Die menschlichen Kräfte theilt Pestalozzi ein in sittliche, intellectuelle und physische; letztere nennt er auch „Kunstkräfte." Wenn er von einer Kunstbildung spricht, so meint er damit also nicht eine Bildung zum Künstler, sondern zum Können, zum kraftvollen, thätigen Leben, in welchem Berufe, in welchem Stande es immer sei. Den Sitz der sittlichen Kräfte nennt er das Herz und der intellectuellen den Geist, die physischen liegen ihm vorzugsweise in den Organen des Körpers, hauptsächlich in der Hand.

„Jede dieser in ihrem Wesen verschiedenen Grundkräfte unserer Natur entfaltet sich nach eignen, ihr selbstständig einwohnenden Gesetzen vermöge einer ihnen ebenso selbstständig einwohnenden lebendigen Strebkraft nach ihrer Entfaltung. — Die Kunst des Menschengeschlechts in der Erziehung muß sich diesem Naturstreben anschließen."

Diese Kräfte müssen harmonisch ausgebildet werden; die Erziehung muß sich auf Herz, Geist und Hand zugleich erstrecken und das reine Fühlen, das richtige Denken und das vollendete Können erzielen. Eine einseitige Bildung zerstört die innere Harmonie des Menschen.

„Alles, was einzelne Kräfte ergreift, wirkt dem reinen Einfluß des Lebens und den göttlich und ewig gegebenen Grundlagen der naturgemäßen Entfaltung unserer Kräfte entgegen."

Die Harmonie der Kräfte und das Gleichgewicht, in dem sie unter einander stehen, bewirkt einen milden und fröhlichen Sinn; wo tiefer Sinn fehlt, weist dies auf eine innere Disharmonie hin.

2. Ziel und Zweck der Erziehung.

Das Ziel der Erziehung ist, „die Kinder zu gottesfürchtigen, menschenliebenden, verständigen, ihrer Bestimmung gewachsenen, der nöthigen Thätigkeit und Anstrengung gewohnten Menschen zu machen."

Zunächst tritt uns hier das Princip der Selbstthätigkeit entgegen, zu der die Kinder erzogen werden sollen, einer Thätigkeit, die allerdings weit davon entfernt ist, den Menschen blos zu irgend einem Berufe befähigen und nur geschickt machen zu wollen, sich selbst sein Brot zu verdienen (Utilitätsprincip), sondern die die zeitliche und ewige Bestimmung des Menschen zugleich im Auge hat; die Kinder sollen „für den ganzen Umfang ihrer Pflichten gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen sich selbst willig, thätig, geschickt und zu jeder hierzu nöthigen Anstrengung und Ausharrung kraftvoll gebildet werden."

Die gebildeten Kräfte sollen sich also in den Dienst eines sittlichen Handelns stellen. Die Selbstbestimmung, zu der die Ausbildung der Kräfte den Menschen befähigen soll, will Pestalozzi durchaus nicht zu einer Selbstsucht werden lassen. Als abschreckendes Beispiel dieser Verirrung stellt er den Helidor, das Fräulein von Wildheim, die Sylvia und die Eichenbergerin dar. Das ist der letzte Zweck der wahren Erziehung, die Bestimmung des Menschen, daß sein Wille auf das Gute gerichtet und zu dessen Ausführung befähigt werde; diesem Zwecke muß sich auch die physische und intellectuelle Bildung unterordnen.

„Daß die Kinder etwas lernen und etwas können", sagt

Gertrud zu Glülphi, „ist freilich nutz und gut, aber daß sie etwas werden, daß sie das recht werden, was sie einst sein sollen, das ist, was noth thut," und sie bestimmt das Ziel ihres Werdens näher dahin: „Das Rechtthun muß ihnen zur Gewohnheit und ihr Wille dazu unerschütterlich gemacht werden."

Ordnet sich so die physische, intellectuelle und Herzensbildung der Sittlichkeit unter, dann ergibt sich daraus auch ein harmonisches Zusammenwirken, eine innere Uebereinstimmung.

„Die Möglichkeit dieser Uebereinstimmung ergibt sich nur durch die Unterordnung unsrer geistigen und physischen Anlagen und Kräfte unter die höhern sittlichen und durch die Sittlichkeit göttlichen Ansprüche unserer Natur."

Die Kinder sind in ihren Anlagen und Kräften so zu bilden, „daß sie nicht selber unterjochte Knechte ihrer eignen, einseitig entfalteten und von ihrem Fleisch und Blut überwiegend belebten und dadurch verwirrten und aufgedunsenen Kräfte und Anlagen ihrer Natur werden," sondern sie sind dahin zu lenken, „daß ihre Kräfte und Anlagen sie durch Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung über die Gewalt der Finsterniß und den Willen des Fleisches und Blutes erheben und sie dadurch angenehm machen vor Gott und den Menschen."

„Die Erhebung unserer Natur aus der sinnlichen Selbstsucht unsres thierischen Daseins zu all den Segnungen, zu denen die Menschheit sich durch die harmonische Bildung des Herzens, des Geistes und der Kunst zu erheben vermag, ist die M e n s c h l i c h k e i t selber."

Durch diese Menschlichkeit aber soll der Mensch nicht von Gott entfremdet oder auf die Wege der Selbstgerechtigkeit geleitet werden; nur im Glauben ist jenes hohe Ziel zu erreichen. So sagt der Pfarrer in der Einführungspredigt: „Freunde! Brüder! Er (der neue Lehrer) wird eure Kinder **im Glauben und im Gehorsam des Glaubens** zu fleißigen, verständigen Kindern machen. Er wird sie auf **dieser Bahn des wahren, heiligen, innern mensch-**

lichen Lichtes von den Werken der Finsterniß dieser Welt abhalten und indem er sie in diesem reinen Lichte zu Gott und ihrem Erlöser hinführt und in der innersten Tiefe ihres Wesens durch das göttliche Heiligthum seines Glaubens innigst mit allem Göttlichen und Heiligen zu vereinigen suchen wird, dieselben zugleich auch für die Geschäfte des Lebens, für alle Theile ihres Berufes und ihrer häuslichen und bürgerlichen Pflichterfüllung verständig zu machen suchen."

Und Glülphi spricht: „Das letzte Resultat der Menschenbildung, die Menschlichkeit, ist nur durch Unterordnung der Ansprüche unsrer geistigen und physischen Anlagen unter die höhern Ansprüche der von Glauben und Liebe ausgehenden Sittlichkeit und Religiosität unsres Geschlechtes zu erzielen."

„Der Mensch muß sich geistig und physisch im Dienst des Glaubens und der Liebe entfalten und ausbilden, wenn er durch seine Ausbildung sich veredeln und befriedigen soll."

„Das ist Gottes Ordnung über Geist, Herz und Kunst, aus deren innigen Einheit die Menschlichkeit, das ist ein die Menschennatur wahrhaft befriedigendes Leben allein hervorzugehen vermag. Dieser Ordnung Gottes muß die Kunst der Erziehung im häuslichen und öffentlichen Leben sich unterwerfen. Des Menschen wahres zeitliches und ewiges Heil geht nur aus dieser Unterwerfung hervor."

Das höchste Ziel des Strebens aber ist das Christenthum, in dessen Dienst sich auch die allgemeine Menschenbildung stellt.

„Das Christenthum ist das Höchste, wonach der erhabenste Mensch streben kann. Wenn aber der Mensch nichts ist, wenn Alles, was göttlich und erhaben in seiner Natur liegt, in seinem Kopf schläft und in seinen Händen lahm und in seinem Herzen nur kraftlos, wie der Traum eines Schlummernden, daliegt, wie kann er dann nach dem Höchsten, nach dem Erhabensten streben?"

Aber es ist damit nicht das Christenthum gemeint, das

nur in Meinungen besteht und um Meinungen sich streitet, anders Denkende verketzernd, kein heuchlerisches Maulchristenthum, sondern ein thätiges, das in Kraft und in Wahrheit besteht.

„Die Lehre von der Nachfolge des Gekreuzigten darf nicht zu einem Beleg der vis inertiae (Wortspiel: eine Kraft, wobei der Mensch gar nichts zu thun hätte, wie die göttliche Wirksamkeit von einer gewissen theologischen Richtung aufgefaßt wird; aber auch: Kraft der Trägheit) herabgewürdigt werden. Man muß die Kinder in allen Rücksichten menschlich beleben, um sie fähig zu machen, kraftvoll zu handeln."

Wer will nun behaupten, die Ideen Pestalozzi's seien unchristlich, die allgemeine Menschenbildung trete zur christlichen in einen feindlichen Gegensatz? Mit Recht nennt Pestalozzi die Bestrebungen der Sonntagsgesellschaft in Bonnal einen wahren Gottesdienst, einen Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit, den Menschen in Liebe zu dienen, um bei ihnen das Göttliche in der menschlichen Natur über das Sinnliche und Thierische ihres Verderbens siegen zu machen. „Oder ist es nicht ein Gottesdienst, den Hungrigen zu speisen, den Durstigen zu tränken, den Nackenden zu kleiden, den Gefangenen zu besuchen, des Elends seiner Brüder weniger zu machen auf Erden? Wisset ihr das Wort des Erlösers nicht mehr: Was ihr gethan habt dem Geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan? Aber freilich gingen die Juden, die ihn für seine Lehre und sein Leben gekreuzigt, für ihren Gottesdienst nach Jerusalem zum Tempel und versammelten sich in ihren Synagogen zum lauten Judengeschrei und Wortgepräng über Mosen und die Propheten, das sie ihren Gottesdienst hießen."

Es wäre eine falsche Auffassung, dies Wort als gegen die jüdische Religion gerichtet ansehen zu wollen. Pestalozzi will damit nur jene, in allen religiösen Kulten sich findende Richtung bezeichnen, die über äußern Formalitäten das innere Wesen vernachlässigt, die an Menschensatzungen, die sie für göttlich ausgibt, festhaltend, gegen den göttlichen Willen selbst zu Felde zieht und die dadurch, weit entfernt, Gott

zu dienen, nur sich selbst, ihrer Selbstsucht, Sinnlichkeit und Eigenliebe fröhnt, und die darum auch die wahre Volksbildung nicht will und ihr entgegen arbeitet, wie dies z. B. der Hartknopf thut.

„Die Schlechtigkeit von Tausenden, die in ihrer Unrechtlichkeit, in ihrer Selbstsucht, in ihrer Lieblosigkeit und Sinnlichkeit wohl, gewandt und bereitwillig bedient sein wollen und bedient sein müssen, muß natürlich den Widerwillen gegen irgend eine wahre Volksbildung und damit die ängstliche Sorgfalt für die ersten Mittel, das Volk zum Dienst der Selbstsucht und der Sinnlichkeit forthin und auf immer abrichten zu können, in jedem Land immer in dem Grade steigern, als die Zahl der Menschen, die für ihre Unrechtlichkeit und Selbstsucht, für ihre Sinnlichkeit und ihren Thiersinn wohl bedient sein müssen, darin zunimmt“ — ein sehr scharfes, aber wahres Wort, das auch für unsere Zeit seine Geltung nicht verloren hat. Pestalozzi führt damit die Feindschaft gegen die wahre Volksbildung auf ihre tiefsten Quellen zurück. Auch in der Ueberschrift zu Cap. 20. deutet er darauf hin, wenn er diese Richtung eine Zeitabschwächung (d. h. eine in der damaligen Zeit besonders stark hervortretende Abschwächung) nennt, die aus der durch Sinnlichkeit verdorbenen Einbildungskraft entspringt, eine Nervenschwäche, welche mit dem Luxus, dem lüderlichen Leben, der Neigung zur Gemächlichkeit, dem Bilderdienst, dem Sektengeist, dem Mißtrauen und der Verleumdungssucht im engsten Zusammenhange steht. Für ihre aus solchen Quellen entsprungenen Meinungen und Ansichten werden die Menschen zu der fanatischen Anstrengung, zur größten Herzlosigkeit und Gewaltthätigkeit geführt gegen Alles, was mit ihren Meinungen nicht übereinstimmt und sie opfern dieser Meinung Alles, auch das Heiligste und Höchste. Diese Richtung weist nur auf ein inneres Verderben und eine Abschwächung der menschlichen Kräfte hin und führt zu einem leeren Imaginationsspiel, zu Aberglauben und Abgötterei.

3. Von den Schulen.

Der ursprüngliche und wahre Boden der Erziehung ist das elterliche Haus, die Wohnstube, die Familie. „Aber die Zeit ist nicht mehr so einfach, wie früher, deshalb muß man Schulen haben“: in diesen wenigen Worten hat Pestalozzi die Nothwendigkeit der Schulen dargelegt.

Aber die Schulen sollen sich nicht los lösen vom Leben, weder von dem nationalen, noch von dem bürgerlichen, noch von dem häuslichen, noch weniger dürfen sie dazu in einen Gegensatz treten.

„Die Schulen sollten wesentlich mit allem Guten, das im häuslichen Leben statt findet und noth thut, in der engsten Uebereinstimmung stehen, sollten den ganzen Umfang der Kräfte des Kindes durch das, was zum Glück des häuslichen Lebens erfordert wird, beleben.“

„Die Schule muß den bildenden Einfluß der Wohnstube in sich aufnehmen.“

„Das wirkliche Leben der Haushaltung macht wesentlich den Boden der Erziehung aus, und jeder Schulunterricht, der nicht auf einem solchen guten Boden ruht, taugt für das Ganze der menschlichen Bildung gar nichts.“

Die Principien der häuslichen Erziehung gelten ihm also auch für die Schulen. Vor allen Dingen ist ihm die Schule eine Erziehungsstätte.

So sagt Gertrud zu Glülphi: „Ihr möchtet an euern Kindern thun, was die Eltern an ihnen verabsäumen und durch eure Schule nachhelfen, was ihnen daheim fehlt. Das ist freilich ein Gotteslohn (d. h. ohne materiellen Gewinn, auch ohne in die Augen springende Früchte), aber es greift sehr weit (ist von sehr großer Wichtigkeit und weitgreifendem Einfluß.) Das was man in der Schule treibt, das Schreiben, Lesen und Rechnen ist eigentlich nicht das, was ihnen daheim am meisten fehlt. Daß sie etwas lernen und etwas können, das ist freilich nutz und gut, aber daß sie etwas werden, daß sie das recht werden, was sie einst sein sollen, das ist, was noth thut und wozu es

ihnen daheim so vielseitig an Leitung und Führung fehlt und wo ein Schulmeister, der das will, was ihr wollt, vorzüglich nachhelfen muß."

Der letzte Zweck der Schule muß also wie in der häuslichen Erziehung die Charakterbildung sein. „Wer in den Tag hinein lebt und sich nicht früh Vorsätze des Lebens macht, denen er mit Anstrengung und Aufopferung nachstrebt, aus dem wird nichts."

Die Unterordnung des Unterrichts unter die Erziehung ist von ungeheurer Wichtigkeit; dadurch erhält derselbe erst seine wahre Bedeutung und seine rechte Wirkung, zugleich aber auch seine Schranken. Das letzte Ziel des Unterrichts ist nicht das Wissen, sondern die Bildung. Das Wissen allein bläht auf, und wenn es als alleiniges Ziel hingestellt, also einseitig betrieben und quantitativ möglichst gesteigert wird, so vernichtet es nicht selten das seelische, ja auch das körperliche Leben. Es ist statistisch nachgewiesen, daß eine unnatürlich potenzirte Wissensbildung viele Opfer an physischer Kraft und Gesundheit erheischt. So wurden von denen, welche in Folge ihrer höheren Bildung sich die Berechtigung zum einjährigen freiwilligen Militärdienste in Preußen, resp. dem norddeutschen Bunde erworben hatten, nur 10 Procent wirklich eingestellt. Dr. E. Engel macht dazu folgende Bemerkungen*): „Von 90 Procent der Berechtigten macht die Armee keinen Gebrauch und der bei Weitem überwiegende Grund der Unbrauchbarkeit ist physische Untüchtigkeit." — „Es dürfte schwerlich in Abrede zu stellen sein, daß ein Zusammenhang besteht zwischen der Ueberanstrengung des Körpers durch Studium .... und dem geistigen und leiblichen Verkommen so mancher einst zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden jungen Männer, dem frühen Hinsiechen und Tode nicht weniger den gelehrten Ständen Angehörigen und dem sich unter diesen Ständen einfindenden leiblichen und sittlichen Elend." Bei einem den erziehlichen Principien

*) Zeitschrift des Königlich Preußischen statistischen Bureaus v. Dr. E. Engel. 1869 S. 248. 254.

untergeordneten Unterrichte, der sich genau den Kräften des Kindes anpaßt, können solche Resultate nicht zu Tage kommen; Pestalozzi weist mit Recht darauf hin, daß die Kinder der Gertrud nicht nur die gewecktesten, sondern auch die physisch blühendsten sind und daß des Lieutenants Schule bald dieselben Erfolge erzielt. Zahlen beweisen; in unserm Falle beweist die Statistik, daß unsre höhere Schulbildung unmöglich auf gesunden, naturgemäßen Principien ruhen kann. Voll tiefen Ernstes sind die Worte, die Pestalozzi gegen die Schulen richtet, welche die erziehliche Thätigkeit vernachlässigen, welche die im häuslichen, im praktischen Leben liegenden Bildungsmomente verachten, oder sie nicht zur harmonischen Ausbildung der im Kinde liegende Kräfte benutzen. Eine solche Schule entspringt ihm aus Sünde und führt zur Sünde.

„Jede Schule, die die Kräfte des häuslichen Lebens im Kinde stört und dasselbe aus seinem, den ganzen Umfang der Kräfte gemeinsam und harmonisch bildenden Segen herausführt und demselben störend entgegen wirkt, geht von der Sünde aus und führt wieder zur Sünde. Die Erhaltung und Stärkung des häuslichen Sinnes und seines Lebens im Glauben und in der Liebe, im Beten und Arbeiten, im täglichen Anstrengen seiner Leibes- und Seelenkräfte für Zeit und Ewigkeit, in der kindlichen, liebevollen, sich aufopfernden Hingabe an seine Pflichten, dieses Leben des wortleeren, aber kraft- und thatenvollen christlichen Menschen, als Fortsetzung der Angewöhnungen einer jeden christlichen Wohnstube durch die Schule in der That und Wahrheit zu fördern, war jetzt das einzige Ziel seiner Schule."

Er wendet sich damit einstheils gegen alle die Schulen, die nur auf Abrichtungskünsten basiren, die weiter nichts wollen, als Kenntnisse und Fertigkeiten mittheilen und die darüber den Menschen vernachlässigen oder gar tödten; anderntheils gegen die Schulen, die das Kind, das einst im häuslichen, im bürgerlichen, im nationalen Leben wirken soll, mit Gewalt aus dieser Sphäre herausheben und auf ein

unpraktisches, diesem Leben entgegengesetztes Ziel hinlenken, was allemal verderblich auf das Wohl des Einzelnen, wie auf das Gedeihen der Gesammtheit einwirken muß. Für manche der neuen Schulordnungen existirt die allgemeine Menschenbildung gar nicht, ja sie treten ihr direct entgegen als einer „abstracten“ Bildung, die die bestehenden Verhältnisse in Staat und Kirche unterminiren wolle und deshalb religionslos und staatsgefährlich sei. Anstatt den Zweck der Bildung in den Menschen zu legen, setzen sie ihn außerhalb desselben, z. B. in Staat und Kirche, und machen dadurch die Schulen zu Abrichtungsanstalten für Formen, ertödten damit ihr inneres ideales Leben. Ihr Princip ist Materialismus oder Formalismus, ihre Methode Mechanismus, mögen sie auch das Prädikat der „Wissenschaftlichkeit“ oder der „Rechtgläubigkeit“, der „Confessionalität,“ für sich in Anspruch nehmen. Es ergibt sich daraus auch consequenter Weise die principielle Scheidung nach einer einseitigen z. B. religiösen Form in Confessionsanstalten. Die allgemeine Menschenbildung tritt gegen keine Confession feindlich auf, wenn aber die Confession sich als bestimmendes Princip für die Gesammtbildung geltend macht, so vernichtet sie damit die allgemeine Menschenbildung, sie will nicht die von Gott dem Menschen gegebenen Anlagen und Kräfte zum allgemeinen Gebrauche bilden, sie tritt also feindlich auf gegen den göttlichen Willen, sie wird zur Sünde. Sie entspringt aus Sünde, aus dem Bestreben menschlich Gewordenes (die Confession, als die begriffliche Darstellung religiöser Wahrheiten) über göttlich Gegebenes (die Menschennatur mit ihrer Bildungsbedürftigkeit) zu setzen. Wie die Confession nicht bestimmendes und belebendes Princip für die Wohnstube, so kann sie es auch nicht für die Schule sein.

Wenn aus den Principien Pestalozzi's die Confession als bestimmendes Princip für die innere Organisation der Schulen nicht abgeleitet werden kann, so wollen sie deswegen noch nicht religionslose Schulen, ja, sie treten nicht auf gegen die Confession im Religionsunterrichte. Und wenn Pestalozzi für den, der im practischen Leben wirken soll, die

abstract wissenschaftliche Bildung verwirft, so ist er damit kein Gegner der höhern, der Gelehrtenbildung; er erkennt deren Werth und Bedeutung auch für die Gesammtheit an. „Wenn aber Einige mit ausgezeichneten Anlagen eine weitere Bildung sich erwerben, so fallen die Vortheile ihrer höhern Bildung dennoch segnend auf die Masse des Volks."

Aber er will deshalb keine abgesonderte Bildung in den elementaren Stadien, weil dadurch die Gelehrten dem Volksleben entfremdet, mit ihm in Widerspruch gesetzt werden. Deshalb sagt er von den Theologen: „Man muß Geduld mit ihnen haben, ach, sie bilden sich in andern Schulen." Die Volksschule muß überall die erste Stufe auch für die höhere Schule sein, wie dies z. B. in Frankreich, Oestreich, der Schweiz der Fall ist.

Verwirft er nun schon für die eigentlichen Gelehrtenanstalten besondere Vorschulen, so noch mehr für die, die das bürgerlich praktische Leben zum Ziel haben. Leider haben sich deren viele von den „Bildungsmitteln für das häusliche praktische Leben und für alle Verrichtungen desselben" entfernt und sind in „einseitig beschränkte, von dem Geist und den Endzwecken des häuslich-praktischen Lebens getrennte und sogar ihnen nachtheilige, sie hemmende und störende Bildungs- und Unterrichtsanstalten ausgeartet."

Aber nicht blos dem bürgerlichen, auch dem nationalen Leben sind solche abgeschlossene, auf ganz andern, auf widernatürlichen Principien sich erbauende Schulen verderblich, verderblicher, als je Schlagbäume und politische Grenzen werden können: sie vernichten die nationale Einheit in ihrer Wurzel. Wer mit dem Vaterlande es wohl meint, der kann für solche Schulen nicht eintreten.

Der Beruf des Lehrers in solchen Schulen, welche nur Kenntnisse und Fertigkeiten mittheilen, ist ein viel leichterer, aber auch niedrigerer, als in Schulen, die sich die Charakterbildung als Hauptaufgabe ihrer erziehlichen Thätigkeit zum letzten Zweck gesetzt haben. Es ist eine hohe und heilige Aufgabe, die Pestalozzi dem Lehrer zuertheilt, und

die daraus abgeleiteten Forderungen an die Person des Lehrers sind keine leichten.

„Ja, liebe Frau", sagt Glülphi zur Gertrud, „mein Entschluß ist groß und geht weit über meine Kräfte. Ich kann wohl meine Kinder in diesem oder jenem unterrichten, aber du hast mich gelehrt, wie nichtig das, was aller Unterricht den Kindern geben kann, ist, wenn die Erziehung nicht mithilft, daß die Kinder innerlich und äußerlich kraftvoll das werden, was sie sollen und sich das einüben und gleichsam zur andern Natur machen, was recht und gut ist und ihnen durch ihr Leben noth thut. Und wie rein, wie erhaben rein, wie kraftvoll und fehlerlos, ich möchte sagen, wie von Sünden rein muß das Herz dessen sein, der seine Kinder mit Sicherheit zu diesem Ziele zu führen im Stande ist!"

Welche Demuth! Welche Selbsthingabe! Und der Vorwurf, es habe Pestalozzi der rechte Glaube gefehlt, sollte ein gerechter sein? Da, wo Pestalozzi von einem reinen Herzen spricht, ist er ja weit entfernt von pharisäischer Selbstgerechtigkeit und Eitelkeit, er meint damit den redlichen Willen, das Streben nach der Wahrheit — „Selig sind die reines Herzens sind," spricht der Heiland —, aber er kennt sehr wohl die menschliche Schwachheit.

Glülphi sagt: „Wer darf Dorfschulmeister werden, wenn er fürchten muß, daß jeder seiner Fehler seinen Schulkindern zum Unsegen oder sogar zum Fluch werden kann?" Und Gertrud erwiedert: „Des Menschen Thun ist nichts; er muß auf Gott vertrauen und mitten in seiner Schwäche und in seinen Fehlern auf Gottes Segen hoffen. Ich habe es erfahren: Gott ist in den Schwachen mächtig. Wer es redlich meint und mitten in seinen Schwächen das Gute fördert und sucht, so gut er es vermag, den segnet Gott, der oft in seiner Liebe wunderbare Folgen der Fehler aufhebt, die die Menschen in ihrer Schwäche täglich machen."

Glülphi: „Und so meinst du, wird Gott auch mir bei meiner Schule helfen, wenn ich mit Geduld und Selbstüberwindung vom Morgen bis an den Abend mit reinem Herzen thue, was ich kann, und leide, was ich soll?"

Gertrud: „Ihr werdet in eurer Schule Wunder sehen, wenn Ihr auf Gott vertraut und dem Werk des Herrn, dem ihr euch widmet, mitten unter allen Schwierigkeiten, die euch aufstoßen werden, getreu verbleibt. In diesem Glauben lebte ich und für diesen Glauben betete ich jeden Morgen und jeden Abend zu Gott und zu meinem Heilande."

Haben also diejenigen, welche den Lehrern, die für die allgemeine Menschenbildung Pestalozzi's eintreten, den Vorwurf der Selbstüberhebung und des Stolzes machen, Recht?

„Aller Unterricht und jede Erziehungsbestrebung, die von der Sünde ausgeht und ein Werk unserer Selbstsucht ist, ist wie verflucht."

„Segen und Fluch sind gleich in der Hand des Erziehers, und wenn er nicht reines Herzens ist, wenn sein Unterricht und seine Bildungsmittel von dem Bösen und Schlechten ausgehen, das in ihm selbst liegt, so hängen sie sich dadurch nicht nur an alles Schlechte und Böse, das in seinen Kindern, sondern auch an alles Schlechte und Böse, das im Lande ist."

Nachdem wir die Ansichten Pestalozzi's über innere und äußere Organisation der Schulen, sowie über die Person des Lehrers zusammengestellt, kommen wir noch auf eine Frage, nämlich über die Leitung der Schulen. Directe Aussprüche hierüber existiren nicht und gewiß sind die Zeitfragen, ob die Schule Kirchen- oder Staats- oder Gemeindeanstalt sein soll, nicht aus dem Boden der allgemeinen Menschenbildung entsprossen, die die Schule zu einer Angelegenheit der Menschheit gemacht hat. Wenn dergleichen Fragen, zu denen auch die confessionelle gehört, also Fragen rein formeller Natur, eine so lange Zeit ungelöst auf der Tagesordnung stehen, so ist das ein Zeichen, daß das innere Leben darnieder liegt, und wo das ist, da werden auch keine genügenden äußeren Formen geschaffen. Ein kräftiges inneres Leben schafft sich diese Formen von selbst.

Im Mittelalter gab es nur Schulen zur Bildung von Theologen und höheren Beamten; durch die Reformation

wurde die Bildung verallgemeinert, hatte aber nur das kirchliche Leben zum Zweck. Die Schulen waren Anhängsel der einzelnen Kirchengemeinschaften und da die Kirchen fast nur von den Geistlichen repräsentirt wurden, da auch die Schulmeister meist unwissende Tröpfe waren, die ohne die Unterweisung der Geistlichen nichts wirken konnten, so wurden die Schulen ganz von den Geistlichen abhängig. A. H. Francke nahm zuerst (nach Amos Comenius) auf das praktisch bürgerliche Leben in den Schulen Rücksicht; die Philanthropisten hatten dasselbe Ziel, nur daß sie aus Opposition gegen den Pietismus in ein anderes Extrem, das des flachen Rationalismus fielen; auch hatten sie — außer dem edlen Freiherrn Eberhard v. Rochow — nur die höhern Stände im Auge und auf die niedern Schulen fast gar keinen Einfluß. Diese blieben, wie sie waren, ihre Hauptaufgabe war Lesen, etwa Schreiben, und Religion, die im gedankenlosen Auswendiglernen und Herplappern des Katechismus und andern religiösen Memorirstoffes bestand. Zu diesen Schulen tritt Pestalozzi in Opposition; er ist sich bewußt, etwas principiell Neues anzustreben, darum baut er seine Dorfschule von Bonnal auch nicht auf die vorhandene auf, sondern tritt zu ihr in directen Gegensatz. Er läßt seine Schule aus dem neuen Princip heraus vor unsern Augen entstehen. Kein kirchlicher Zweck ist das treibende Motiv, sondern der Mensch in seiner Bildungsbedürftigkeit nach seiner zeitlichen und ewigen Bestimmung, wozu ja auch das religiöse Leben gehört.

Mit dem Ziel und Zweck der Schule müssen sich auch die äußern Formen ändern. Wenn bei ihrem kirchlichen Zwecke die Schule früher ein Appendix der Kirche war, so tritt sie jetzt in Folge ihres verallgemeinerten Zieles als eine nationale Bildungsanstalt, als eine allgemeine Angelegenheit der Menschheit in den Organismus des Staates als lebendiges Glied ein.

Darauf weist die Theilnahme Arners und des Ministers Bylifsky an der Schule und deren Gedeihen hin. In seiner erhabenen Traumnacht, wo die weitgreifendsten Ideen vor

dem wonnetrunkenen Auge Glülphi's vorüberziehen (IV, Kap. 74 bis 79) weist er auf ein Erziehungsministerium hin, welches die Angelegenheiten der Menschenbildung und Volkserziehung in ihrem Geist und in ihrer Wahrheit organisirt, constituirt und durch Einsicht, Kraft und Mittel so weit in Ordnung bringt, als es die Zwecke erfordern, und später stellt er die Volkserziehung und Nationalcultur als Angelegenheit einer weit vorgeschrittenen Staatskunst hin. Aber sie ist nicht reine Staatssache: die Theilnahme des Geistlichen, des Lehrers und der bessern Einwohner des Dorfes deuten die Allgemeinheit der Schulangelegenheit an und es sind darin die grundlegenden Ideen zur Selbstverwaltung der Schulen enthalten, wie sie sich in unserer Zeit immer mehr Geltung verschaffen.*) Das Unterrichtsministerium muß aber nicht allein durch die Theilnahme des Volkes, sondern auch durch die Wissenschaft gestützt werden.

„Ein Ministerium in einem Reiche, in dem keine einzige, der Erforschung und Erziehungskunst geweihte Anstalt und kein einziger öffentlicher Lehrstuhl dieser Wissenschaft zu finden ist, steht wie ohne Hände und Füße da und muß in jedem Falle diesen Mangel um so tiefer fühlen, als es mit guten Köpfen besetzt ist und reinen, guten Willen und wahre Liebe zum Volk hat."

Ein schöner Traum! Aber er ist nach fast 100 Jahren noch nicht zur Wahrheit geworden! Die Hauptsache ist und bleibt für Pestalozzi die rege, für das Volkswohl sich aufopfernde Theilnahme der einzelnen Mitglieder jener die neue Volksschule ins Leben rufenden Gesellschaft, die er eine „Regierungsversammlung" nennt (IV, Cap. 64.), eine Theilnahme, aus der allein eine Hebung des Volksschulwesens

*) „Die Selbstverwaltung der Volksschule" von Dr. R. Gneist (Berlin bei J. Springer 1869) von der Idee des modernen Staates aus dargelegt, trifft in seinen Grundzügen mit den Principien der neuern Pädagogik zusammen. — Was aber wichtiger ist bei dieser Schrift: Die eingehende Theilnahme hervorragender Persönlichkeiten am Volksschulwesen sichert demselben auch eine größere Theilnahme des Volkes, die zum Gedeihen der Schulen nothwendig ist.

und damit eine Förderung der Volkswohlfahrt entspringen kann.

„Der Geist und das Herz, der alle Personen, denen die Verwaltung und Besorgung eines Dorfes anvertraut ist, beherrschen sollte, lebte in einer hohen, die Menschennatur erhebenden und befriedigenden Weise in diesen Personen."

Mit Entschiedenheit weist er jede Einmischung auch der Nächstbetheiligten, der eignen Eltern, zurück, wenn sie nicht aus diesem Geiste, sondern aus selbstischem Interesse entsprungen ist, wie er dies durch die Hinausweisung der Alten aus der Schulstube andeutet. Und so sehr er es beklagt, daß der Staat, obwohl er herrschaftliche Jäger gegen Wölfe und wilde Schweine auf die Beine bringe, gegen die größern Uebel der Volksbedrückung und Verdummung nichts thue (IV. Cap. 73 ein vernichtender Sarkasmus!), so sagt er, auf die gegenwärtigen Verhältnisse Rücksicht nehmend, dennoch: „Es ist vielleicht noch gut, daß unter unsern Umständen von oben herab nicht gegen alle Uebel, unter denen das Land leidet, solche Jäger auf die Beine gebracht werden und im Land herumjagen."

4. Methode und Unterrichtsstoff.

Die Methode der frühern Schulen war die abrichtende; Basedow suchte diese Abrichtung nur auf die bequemste Weise ins Werk zu setzen.

„Ihre Ansichten bei der Bildung beschränken sich auf lesen, schreiben und rechnen können; vom Denken weiß sie so wenig, als vom Glauben, Lieben und Arbeiten."

„Man gibt den Kindern eine Art, mit dem Maul ein Weites und Breites über Sachen zu machen, hinter denen für sie nichts steckt und die sie nicht verstehen und im Herzen tragen, mit denen man ihnen das Gedächtniß und die Einbildungskraft so anfüllt, daß das rechte Alltagsgehirn und der rechte Brauchverstand im menschlichen Leben dadurch zu Grunde geht.

Pestalozzi verwirft diese Methode als Verderben bringend, als entsittlichend.

„Glülphi fühlte mit jedem Tage mehr das große Verderben der **trügenden** Abrichtungskünste. Er fühlte dieses Verderben der Abrichtungskünste **in sittlicher Hinsicht** vorzüglich in dem Einfluß der auswendig gelernten und gedanken- und gefühllos hergeplapperten Gebete, er fühlte es in dem Selbstbetrug, in dem wir die im Gedächtniß und in der Phantasie lebenden Bilder und Wörter von religiösen Gegenständen für wirklich religiös belebte Kraft unsres Geistes und Herzens ansehen. Er erkannte es **in geistiger Hinsicht** in den gedankenlos gelesenen, nur mit dem Gedächtniß wörtlich gefaßten, so geheißenen Verstandesübungen in den Schulbüchern und in der Selbsttäuschung, die nothwendig daraus entspringt, wenn wir uns durch das Gedächtniß das wörtliche Bewußtsein von Wahrheiten einüben, die, um wirklich gefaßt und begriffen zu werden, einen weit gebildeteren und höhern Grad der Denkkraft und des Urtheilsvermögens voraussetzen, als derjenige ist, den Kinder besitzen. Er erkannte es endlich **in Kunst- und Berufshinsicht** in vielseitigen Angewöhnungen, Sachen, die wir hundert und hundert Mal schon gethan haben, dennoch auf eine ungeschickte und der Natur dieser Sache nicht angemessene Weise in die Hand zu nehmen und dabei trotz aller Erfahrungen doch unsre Ungeschicklichkeit und Ungewandtheit nicht einzusehen."

Diesem sittlichen, geistigen und physischen Verderben der Abrichtungskünste, diesem verhärteten Routineleben unserer Zeitmenschen setzt er „die elementarische Ausbildung unserer sittlichen, geistigen und Kunstkräfte entgegen."

Die pestalozzi'sche Methode richtet sich also nicht allein auf die Unterrichtsgegenstände und deren Bearbeitung, sondern auf das Kind und dessen Behandlung.

Aber auch bei dieser Methode, welche die Anlagen und Kräfte des Kindes bilden will, kann noch ein verderblicher Weg eingeschlagen werden und er warnt davor, wenn er sagt: „So wenig der neue Schulmeister die Kräfte und Anlagen der Kinder schlafen lassen wird, so wenig wird er sie durch die bösen Künste leidenschaftlicher Triebe und un-

reiner Umtriebe beleben und mit dem wilden Feuer eitler und roher Bestrebungen auf eine Weise anfachen, daß sie sich unter einander selbst aufreiben und verzehren;" er betont „die Nothwendigkeit der Unterordnung der Geistes- und Kunstbildung unter die Herzensbildung, die durch die ganze Bildungsepoche des Menschen, das ist von der Wiege bis zur Bahre statt finden muß."

„Der Mensch muß sich geistig und physisch im Dienst des Glaubens und der Liebe entfalten und ausbilden, wenn er durch seine Ausbildung sich befriedigen und veredeln soll. Das ist Gottes Ordnung über Geist, Herz und Kunst, aus deren inniger Einheit die Menschlichkeit, ein die Menschennatur wahrhaft befriedigendes Leben allein hervorzugehen vermag."

„Diese Ordnung Gottes spricht die Natur im Leben aus," (daher der Grundsatz der naturgemäßen Erziehung). „Die verkünstelte Kraft unserer Natur muß uns zu allem dem hinführen, was der Tod der Menschlichkeit, die Erkaltung des Lebens im Glauben und in der Liebe und des hohen, heiligen Eifers für Wahrheit und Recht, sowie den Verlust aller hohen und heiligen Ansicht der Kunst (d. h. die Menschen haben dann nicht mehr von ihrem Können, ihrem Handeln die rechte hohe und heilige Ansicht) hervorbringt."

„Wenn die Erziehungskunst, anstatt den ewigen Gesetzen der Natur untergeordnet mitzuwirken, sich herrschend über dieselben hermacht und sich vermißt, ihr Streben nach ihrer Willkür, das ist nach den Ansichten ihrer Gelüste, ihrer Selbstsucht und ihres Verderbens zu beleben, zu reizen, zu lenken und zu verkünsteln und dann in dieser Verkünstelung entweder anzustrengen, zu steigern und sogar zu begeistern, oder aber dieses Streben zu hemmen, zu lähmen, zu bändigen, so kann diese durch unnatürliche Verkünstelung bald erstickte, bald belebte Strebekraft unserer Natur nicht mehr auf die Erzielung der Menschlichkeit hinwirken, sondern muß dieser Erzielung hinderlich und der Menschennatur selbst im höchsten Grade verderblich sein."

Eine solche Erziehung „öffnet der Unmenschlichkeit zu ihrem schrecklichen Leben Thür und Thor und führt unser Geschlecht durch Unglauben und Lieblosigkeit, durch empörenden Widerstand gegen Wahrheit und Recht, durch Unterdrückung der Schwäche, durch Verhöhnung des Leidens und durch Mißbrauch der Kunst zur Verödung des Geistes und Herzens, zur Verwilderung unserer Natur."

Auf die Frage, wie eine solche Schule einzurichten sei, die auf den ganzen Umfang der Kräfte unserer Natur bildend einwirke, sagt der Baumwollenmeyer: „Es kommt bei der Einrichtung einer solchen Schule auf Erfahrungen und Fertigkeiten an, für welche eine gute Frau viel mehr Sinn hat, als ein Mann."

Und als Glülphi nun mit der Gertrud, auf welche der Baumwollenmeyer hingewiesen, reden will, da erhält er zur Antwort: „Ich habe in meinem Leben nie an Erziehung gedacht, es ist mir auch nie in den Sinn gekommen, daß ich jemals in den Fall kommen könnte, ein Wort darüber verlieren zu müssen;" und Glülphi erwiedert auf diese ablehnende Bemerkung: „Eben das, daß du nicht weißt, was du hierin bist, ist der größte Beweis, wie wahrhaft das in dir liegt, was ich bei dir zu lernen nothwendig habe."

So paradox das klingt, so liegt darin doch die Wahrheit, daß der Segen der Erziehung nicht von einer verstandesmäßigen Reflexion, sondern von einem reinen Herzen abhange, das das Gute ernstlich will und sich, frei von eitler Selbstüberhebung, auf eine höhere Hilfe verläßt. Darum steigt auch Glülphi „durch sein Herz, und nicht durch seinen Kopf auf die Höhen der Menschlichkeit;" nicht der Kopf, sondern das Herz macht den Erzieher. Und wo könnte ein hingebenderes Herz für die Kinder gefunden werden, als bei der Mutter? Darum lernt Glülphi die Methode für seinen erziehlichen Unterricht bei der Mutter und sucht seine Schule nach dem Geiste der Wohnstube einzurichten, wie der Pfarrer in seiner Predigt sagt: „Der Segen, der den Menschen durch die Schule zufließen soll, ist nur eine Verstärkung, Erhöhung und Sicherung der Segnungen, die den Menschen

durch das häusliche Leben bereitet werden sollen. Das christliche Hausleben und sein eigentliches Heiligthum, die Vater, Mutter und Kinder im Glauben und in der Liebe vereinigende Wohnstube muß deshalb als das heilige Fundament einer jeden guten christlichen Schule angesehen werden."

Nur aus einem sich ganz hingebenden Lehrerherzen kann also die rechte segenbringende Methode entspringen. So wurde Glülphi „täglich kraftvoller, in all seinem Thun auf das innere Wesen der Liebe, des Glaubens, des Denkens und Handelns seiner Kinder einzuwirken."

Und von der Gertrud heißt es: „Auch das Wenige, was sie ihren Kindern gab, war durch die Art, die Kraft und die Liebe, mit der sie es ihnen gab, bildend und groß. Jedes einzelne Wort ihres Unterrichts wirkte, als gleichsam aus dem Ganzen ihres mit dem Leben ihrer Kinder verwobenen Lebens hervorgehend, nicht als ein einzelnes Wort, sondern als etwas, das, aus dem Ganzen ihres mütterlichen Seins und Verhältnisses hervorgehend, durch die Innigkeit der Verbindung, in der sie mit ihr lebten, in seinen Keimen gleichsam schon zum Voraus in ihren Kindern selbst lag. Ihre Kunst war ihr Leben und ihre Kunstbildung ging ganz aus diesem Leben hervor. Darum war aber auch der Erfolg jedes ihrer Worte kraftvoll und ein ganz anderer, als er gewesen wäre, wenn ihre Worte nicht in dem lebendigen Zusammenhang ihres Lebens mit dem Leben ihrer Kinder gestanden hätten. Sie ergriffen deshalb aber auch Alles, was sie ihnen zeigte, wie wenn sie nichts lernten, wie wenn es schon vorher in ihnen gelegen hätte. Ihr Lernen legte eigentlich nicht in sie hinein, es entfaltete nur die Kräfte, die in ihnen selbst lagen und durch welche sie das, was sie äußerlich erkannten und aufnahmen, als einen reinen Erwerb ihrer selbst und ihrer eigenen Kraft, und nicht als etwas fremdartig in sie hineingelegtes in sich selbst liegend erkannten . . . Das, was im Unterricht der Gertrud abrichtend war, war durch Liebe und Glauben geheiligt und veränderte dadurch gleichsam seine Natur."

„Glülphi fühlte, wie sehr jeder Unterrichtsgegenstand

psychologisch tief erkannt und bearbeitet werden müssen, wenn er den Kindern auf eine Art beigebracht werden solle, daß er die Kinder ergreife und fessele."

Nur so ist sein Werk kein Anlernen und Abrichten, sondern eine bildende, eine erziehliche Thätigkeit. Sympathisch werden die schlummernden Kräfte und Anlagen geweckt und an der gereiften geistigen und sittlichen Kraft des Lehrers rankt sich das junge Leben der Kinder empor. Denn „die Denkkraft des Menschen bildet sich nicht durch Reden über das Denken, die Fertigkeiten nicht durch Reden über sie, Glauben und Liebe bilden sich durch die Thatsache des Lebens im Glauben und in der Liebe."

„Das Leben ihrer frommen und weisen Mutter ging in der ganzen Fülle seiner Wahrheit und seiner Höhe in sie hinüber."

„Der wörtliche Unterricht verschwand gleichsam im Geist und Leben ihres wirklichen Thuns, aus dem der Unterricht immer hervorging und zu dem er hinführte."

„Das Wesen des Unterrichts müssen nicht Worte, sondern das Leben selbst sein, thatsächlicher Ausdruck der Sorgfalt und der Liebe für die Kinder. Das Wort der Lehre ist gleichsam nur der Wiederhall der innern Muttersorge, aus welcher die Lehre so natürlich und einfach herausfließt, daß sie dem Kinde ganz eigentlich als Sorgfalt und nicht als Lehre in die Augen fällt. Darum wirkt er als Lehre so außerordentlich."

Das sind die „Erfahrungsanschauungen," auf welche sich die Lehre gründen muß und durch welche die Kräfte entwickelt werden.

„Indem man die Menschen unverhältnißmäßig viel mit dem Mund lehrt und ihnen den Kopf mit Wörtern füllt, ehe ihr Gefühl und Verstand durch Erfahrungsanschauungen gebildet ist, verwirrt man ihre besten Anlagen, schwächt ihren Geist und ihr Herz und untergräbt damit die Fundamente ihres Hausglücks."

„Das Leben bildet, und das bildende Leben ist nicht Sache des Wortes, sondern der That." Darum findet

Glülphi „das größte Gewicht zur Verstandes- und Herzensbildung" in der Arbeit selbst. Er richtet seine ganze Kraft dahin, „die Kinder täglich und in jeder Beziehung an einen hohen Grad der Anstrengung und Ausharrung zu gewöhnen, früh und spät auf dem Platze zu sein und nichts langsam in die Hand zu nehmen, bei allem Thun schnell vorwärts zu gehen und nirgends müßig umherzustehn."

„Die Arbeitsamkeit ist vorzüglich geeignet, das Gleichgewicht der menschlichen Kräfte zu erhalten und zu stärken."

„Die Arbeitsamkeit, die physische Thätigkeit, ist das heilige und ewige Mittel der Verbindung des ganzen Umfangs unserer Kräfte zu einer einzigen gemeinsamen Kraft, der Kraft der Menschlichkeit. Sie bildet den Verstand, gibt den Gefühlen des Herzens Kraft, verhütet das Schweifen der Sinne, das die Kräfte und die Reinheit des Lebens tödtet, stumpft den eiteln Zungen die Spitze ihrer Geschwätzigkeit ab, bewahrt den Pflichtsinn unserer Natur vor dem Verderben und verhütet, unser Maulbrauchen über das Thun für das Thun selbst, unser Geschwätz über Heldengröße für Heldengröße und unser nichtiges Träumen über die göttlichen Kräfte des Glaubens und der Liebe für diese Kräfte selbst anzusehen."

Nicht zu unnützem und überflüssigem **Wissen** sollen die Kinder geführt werden, sondern zum **Können** des Nöthigen und Nützlichen und durch dieses Können zum **Erkennen**.

Was sie können sollen, also die **Unterrichtsgegenstände** zeigt ihm das praktische Leben.

„In der Entfaltung der Kräfte kannte er keine Schranken, aber in der Anwendung entlehnte er die Mittel den **Ansprüchen und Bedürfnissen ihres Standes**, um ihre Kräfte in den Geist und die Bedürfnisse desselben hineinzulenken, damit sie sich in den Schranken ihres Standes glücklich und gesegnet fühlen."

Die Schulen also, die für das bürgerlich praktische Leben vorbereiten sollen, das heißt die eigentlichen Volksschulen im Gegensatze zu den Gelehrtenschulen, entsprechen nicht ihrem Zwecke, wenn sie die Mittel anderswoher entnehmen,

als aus diesem Leben; ein sehr wichtiges Princip, das aber leider noch vielfach verletzt wird, woraus dem Volksleben großer Schaden erwächst. Man erzeugt im Bürgerstande eine so geheißene „wissenschaftliche“ Halbbildung, die den klaren Blick ins Leben verhüllt und das Herz verödet, indem sie stolz und aufgeblasen macht und der praktischen Thätigkeit entfremdet. Nur das Einfache führt zum Soliden, die einfachsten Bildungsmittel aber sind ihm die zunächst liegenden.

„Die Gefahren, das Volk oberflächlich, einseitig, beim wenig Können zum viel Wissen zu führen, sind entschieden, hingegen aber sind auch die Vortheile, das Volk beim verhältnißmäßig wenigen Wissen zum vielen Können zu führen, ebenso entschieden. Es kommt Alles darauf an, ob man das Volk in der Wahrheit seiner Kräfte, oder ob man es im Trug seiner Kraftlosigkeit durch Kenntnisse und Fertigkeiten weiter führe, die nicht solid, sondern nur oberflächlich sind.“

„Die zahllosen verbildeten Halbköpfe können bei schlechter Bildung der menschlichen Gesellschaft großen Schaden bringen.“

Daß Pestalozzi dabei weit entfernt ist, in das niedrige Utilitätsprincip zu verfallen, daß er sehr wohl auch ein ideales Leben kennt, beweist sein Lob des Gesanges (IV. Cap. 70.), noch mehr aber seine Festsetzung und nähere Begründung des religiösen Unterrichtes. (III. Cap. 17.)

Gertrud betrachtete das Lesen in der Bibel „als eine Handlung der innere Erhebung ihres Herzens durch Vorstellungen von Gegenständen, die sie glauben und über die sie nicht grübeln sollten.“

Pestalozzi gibt die Principien zur Auswahl des Unterrichtsstoffes, nicht aber einen Lectionsplan, der sich ja auch zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhältnissen verschieden gestalten muß. Die Hauptsache ist ihm die religiöse Bildung durch den Religionsunterricht und diejenigen, die heutzutage den Religionsunterricht aus der Schule verweisen wollen, ruhen wenigstens nicht auf pestalozzischen

Anschauungen. — Voll psychologischen Scharfblickes sind seine Ausführungen über die Denk- und Sprechübungen, die dem Lesen und Schreiben vorhergehen müssen, sowie über das Rechnen und die Naturkunde.

Auch die Bildung der Kinder im vorschulpflichtigen Alter deutet er an und hat damit Bestrebungen angebahnt, die in den Fröbelschen Kindergärten ihren Ausdruck gefunden haben.

„Glülphi träumte sich (stellte sich im Geiste vor), wie leicht es ihm in kurzer Zeit werden müsse, in Bonnal neben seiner Schule ein Kinderhaus zu eröffnen, wohin arme Mütter, die die Nothdurft des Lebens von der Seite ihrer Kinder wegreißt, ihre noch nicht schulfähigen Kinder bringen und wo sie sie den Tag über besorgen lassen könnten. Er träumte sich, (und darin liegt der Hauptsegen der Fröbelschen Bestrebungen), was für eine himmlisch schöne und bildende Uebung das für seine älteren Schulmädchen sein würde, der Reihe nach diese Kinder den ganzen Tag über in allem Nöthigen zu versorgen und sich selbst die Art und Weise einzuüben, wie dies geschehen müsse und wie die Anfangspunkte der geistigen, sittlichen und Kunstentwickelung für diese Kinder in ihrer ersten Einfachheit ergriffen und für ihre Bildung von der Wiege auf benutzt werden könnten."

Ueberhaupt müssen wir bei den Pestalozzi'schen Schriften immer festhalten, daß sie keine Detailvorschriften geben wollen. Mit divinatorischem Geiste offenbart Pestalozzi die erhabensten Ideen; die Consequenzen daraus zu ziehen, die praktischen Durchführungen derselben überläßt er denen, deren Angelegenheit es ist. Er will nur dazu anregen. So sagt er in Bezug auf den pädagogischen Gehalt des Buches, daß es kein „Schulmeisterbuch" sein solle und in Beziehung auf die übrigen Verhältnisse sagt er dasselbe. „Das Buch enthält kein einziges Recept für irgend einen Detailumstand von den Millionen einzelner Bedürfnisse des Volks, dennoch soll es den Bauern in diesen einzelnen Bedürfnissen dienen können, und indem es auf die Richtung ihres Kopfes

und ihres Herzens Einfluß hat, sie selber auf die Spur der Detailrecepte, die sie nöthig haben, führen."

Zum Schluß noch ein Wort über die Wirkung eines solchen erziehlichen Unterrichtes. Der Baumwollenmeyer nennt sie in die Augen springend.

„Ihre Kinder sind lebendig, heiter, thätig. Was sie sagen, ist verständig, überlegt, geradsinnig und liebreich. Was sie arbeiten, kann man nicht besser wünschen, als sie es machen. Sie beten mit Andacht. Sie singen mit Jubel. Sie lesen die Bibel mit Glauben. Sie antworten in der Kirche, wie keine im Dorf. Jedes von ihnen ist in seinem Alter, in seiner Lage und in seinen Verhältnissen, was es sein kann und sein soll. Das in der Wiege ist das beste Wiegenkind, das ich kenne. Das zweijährige, das vierjährige, das siebenjährige, jedes ist, was es für sein Alter und seine Lage sein kann und sein soll."

Und wie diese Kinder, so soll der Mensch überhaupt gebildet werden für seine zeitliche, wie für seine ewige Bestimmung. Das ist die Aufgabe der Erziehung, auf deren richtgier Lösung nicht blos das Wohl der Einzelnen, sondern auch der Segen der Staaten beruht, eine Aufgabe, werth des Schweißes der Edelsten!

„Eine solche Volksbildung würde bewirken, „daß der stille, häusliche Berufssegen durch die heilige Vereinigung des Betens und Arbeitens in den Wohnstuben des Volks wieder einen reinern und bessern Boden erhalten würde, als er sich jetzt im Allgemeinen zu rühmen haben mag;"

„sie würde die Väter und Mütter des Landes fähiger machen, ihren Kindern beizustehen und in ihrem Thun und Lassen einen wahrhaft bildenden Einfluß auf sie zu haben;"

„sie würde die Kraft des Volks, seine Anlagen zu brauchen und sich in allen Bedürfnissen selber und selbstständig helfen zu können, allgemein beleben und millionenfach erhöhen; den schlafenden Volksgeist würde sie wecken und die menschlichen Kräfte und Anlagen auch äußerlich ins Leben setzen, d. h. zum aktiven Dienstmittel des häuslichen und öffentlichen Segens erheben, indem sie die geistigen und

mechanischen Fundamente aller Erwerbsmittel weit tiefer begründete;"

„sie würde der Abrichtungselendigkeit für einen bestimmten Stand, der Handwerksmäßigkeit, dem herz- und gedankenlosen Routineleben wehren;"

„sie würde auf den Staatszustand, auf Finanzen und Industrie den wohlthätigsten Einfluß haben;"

„sie würde endlich das Volk dazu erheben, alle Erwerbszweige zugleich unter dem höhern Gesichtspunkte, als Mittel zu seiner eignen persönlichen, sittlichen und geistigen Selbstständigkeit ins Auge zu fassen. Der Erwerb wäre dann nicht mehr ein bloßes Geldspiel, bei dem man trotz eines äußerlichen Flores zu immer größerer Sinnlichkeitsverwilderung versinkt, sondern er würde zum wahren Segen des Landes gereichen."

Zur höchsten Begeisterung aber erhebt er sich in Kap. 79, wo er in seiner Volksbildung die Mittel zur Wiederherstellung des Mittelstandes erblickt — ein Kapitel, voll der tiefsten socialen Ideen.

Aber wenn man so, nach der leichtern Lectüre der epischen Stellen, in diese tiefen Ideen hineingeführt wird, so erscheinen diese Ideen wohl — und dazu mag der eigenthümliche Stil Pestalozzi's auch das Seine mit beitragen — langweilig und nichts sagend. Doch bei längerm Verweilen, bei tieferm Eindringen, bei öfterem Lesen geht uns ihre tiefe Bedeutung mehr und mehr auf — wie ein ächtes Kunstwerk um so erhabener erscheint, je tiefer wir in seinen Geist eindringen — und wir erblicken darin die Grundzüge einer vollständigen socialen Reform, die sich allerdings theilweise durch die Mittel, welche Pestalozzi angebahnt hat, schon vollzogen hat, von deren Vollendung aber unsere Zeit noch weit entfernt ist, hauptsächlich in Folge der reactionären Tendenzen, welche bald nach Beendigung der Freiheitskriege herrschend wurden und sich immer mehr gesteigert haben.

Ich schließe hiermit die Einleitung in die abstrakte Darstellung der Ideen Pestalozzi's, bemerke aber auch hier, daß ich sie weder nach ihrem Umfange, noch nach ihrer ganzen

Bedeutung und ihrer unerschöpflichen Tiefe dargestellt habe. Leider ist zu diesem berühmten Werke noch nie ein eingehender Commentar erschienen; so weit meine Kenntniß reicht, sind diese Einleitungen der erste Versuch, die in Lienhard und Gertrud enthaltenen Ideen zusammenzustellen und unter allgemeine Gesichtspunkte unterzuordnen; vielleicht wird dadurch ein Anstoß gegeben, die social-pädagogische Literatur auf dies noch ganz brachliegende Feld hinzulenken.

Der vierte Band hat eine größere Ausdehnung erhalten, weil darin noch einige Kapitel aus dem dritten Bande der ersten Ausgabe Aufnahme finden mußten, welche in der Cotta'schen Ausgabe ganz fehlen (86—91 und 93—95) und die nicht nur ihres erhabenen innern Gehaltes, sondern auch der Fortführung der Erzählung im fünften Bande wegen nicht fehlen durften. Auf diese Kapitel, namentlich den Tod der Kienastin und die Kinderlehre mache ich ganz besonders aufmerksam.

1. Erste Zugabe zu der Lebensbeschreibung der Sylvia.

Arner, Therese und Glülphi saßen an dem Abend, an dem sie den Brief der Sylvia empfangen, fröhlich und voll Hoffnung für ihr ernstes Bestreben bei einander; aber dieser Brief störte ihre glückliche Stimmung. Sie ist ein eingefleischter Teufel, sagte Arner, da er ihn gelesen; es geht kein Wort über ihre Lippen und keine Zeile aus ihrer Feder, wovon einem ehrlichen Manne nicht die Galle übergehen muß. Arner wußte einen Augenblick nicht, was er eigentlich damit anfangen sollte und meinte, es wäre das Beste, die Tabakspfeife, die er eben rauchen wollte, damit anzuzünden. Therese und der Lieutenant aber waren nicht dieser Meinung. Nein, nein, sagte Therese, diesen Lügen-Brief mußt du mir nicht verbrennen, er kann uns noch sehr dienlich sein.

Arner. Und wozu denn?

Therese. Den Onkel zu überzeugen, wie sie auch über ihn lügt.

Arner. Dürfen wir ihm denselben zeigen, wie er ist?

Therese. Ja freilich, wir müssen es.

Arner. Aber fürchtest du nicht, der Onkel denke zum Theil wirklich auch so, wie sie schreibt?

Therese. Wenn er zum Theil auch wirklich so denkt, so hat er doch sicher das nicht gesagt, was sie schreibt. Es ist gar nicht seine Art, sich so auszudrücken, und ich wette, er weiß von dem Brief kein Wort.

Arner. In diesem Fall dünkt mich selber, es könnte gut sein, daß wir ihn ihm zuschicken; aber ich muß ihn doch noch einmal lesen, ich habe ihn nur durchblättert. Da-

mit nahm er den Brief in die Hand, las ihn mit Aufmerksamkeit und sagte dann: Ja, es dünkt mich jetzt selber, du habest Recht; ich will ihm den Brief schicken und ihm unverholen schreiben, was ich über denselben und auch über die Schreiberin desselben denke.

Therese. Das ist Recht, er hat es nöthig, daß man ihm über beides die Wahrheit sage.

Die ganze Nacht über lag Arnern dieser Brief und die Antwort, die er darauf ertheilen wolle, auf der Seele. Er konnte keinen Augenblick schlafen, stand am Morgen früh auf und schrieb dann an seinen Onkel folgenden Brief:

Hochgeborner Herr General!

Theurer, lieber Onkel!

Sie wissen, daß ich für unsere Sylvia seit dem Tode ihres Vaters, über den ich mich auch sonst so sehr zu beklagen habe, in allen Fällen das herzlichste Interesse zeigte, und von meiner Seite für ihr Glück gern beitragen würde, was ich immer könnte; aber ihr Character nimmt zusehends eine Richtung, deren Folgen mir für sie selber bang machen müssen.

Sie hat ganz gewiß ohne alle Ursache sich einem ganz wüthenden Haß gegen mich und die Meinigen überlassen und urtheilt über mich, mein Benehmen und meine Einrichtungen mit einer Frechheit und Unverschämtheit, die ohne Grenzen ist. Das Ganze ihres Erziehungsgangs, sowie ihrer jetzigen Lebensweise macht sie über das, was Erziehung ist und sein soll, so unfähig zu urtheilen, als je ein Mensch in der Welt darüber zu urtheilen unfähig ist, und doch mischt sie sich in die Beurtheilung meiner diesfälligen Ansichten, Grundsätze und Maßregeln auf eine Weise ein, die geradezu unerträglich ist, und von der sie in dem Brief, den ich gestern von ihr erhalten, ein Probestück abgelegt, das alle Schranken des Verhältnisses, in dem sie sich gegen mich befindet, übersteigt. Ich hätte ihn jedoch mit Verachtung bei Seite gelegt, ohne ihm die geringste Folge zu geben; aber da sie in Rücksicht auf mehrere Punkte, die sie berührt, sich auf Sie beruft, so durfte und wollte ich nicht anders,

als den Brief, so wie ich ihn empfangen, Ihnen zusenden. Ich bin überzeugt, es ist unmöglich, daß Sie diese stolze Base bei allen ihren Spiel-, Tanz- und Bonsmots-Fertigkeiten für einen competenten Richter der Maßregeln, die ich für die Erziehung meiner Kinder nehmen soll, anerkennen. Eben so bin ich überzeugt, Sie können es nicht als eine henkersmäßige Härte ansehen, daß ich einer armseligen Dorfdirne, die sich zu mir ins Schloß geschlichen, um die bravsten Leute aus ihrem Dorf zu verleumden und zu verschreien, gedroht, sie mit dem Harschier heimzuschicken. Es ist zwar wahr, sie kleidet sich nicht wie eine andere gemeine Bauerntochter, sondern vom Kopf bis zu den Füßen wie eine anmaßliche, aber halbverlumpte Stadttochter, und ist auch, als sie zu mir kam, damit sie keine Kothschuhe ins Schloß bringe, auf einem Müllerkarren bis ins Schloß gefahren. Das aber ist doch kein Grund, daß ich sie, wenn sie Lumpenstreiche macht, auf eine andere Weise behandeln sollte, als ich jedes andere Dorfweib im gleichen Fall behandeln würde.

Lieber Onkel! Es ist in meiner Lage äußerst wichtig, daß ich frechen Leuten in meinen Dörfern zeige, daß sie bei mir mit solchem Geschwätzwerk nicht ankommen, wie bei meinem Großvater. Das Unglück ist namenlos, das daraus entstanden, daß er Schurken und Verleumdern gegen ehrliche Leute Gehör gegeben. Lieber Onkel! Ich wüßte nicht, in welchem Grad ich mich selber verachten müßte, wenn ich Leuten, die meine Schwäche mißbrauchen wollten, um ihre Nachbarn bei mir zu verleumden und ihnen Unrecht zu thun, nicht zeigen würde, in welch' einem hohen Grad ich diese Handlungsweise verabscheue und wie sehr ich sie zu bestrafen für meine Pflicht halte. Und diese Eichenbergerin hat hierin auf eine Weise gefehlt und sich mit einer Frechheit benommen, die allen Glauben übersteigt, und ist dabei im Ganzen ihres Seins und Thuns eine so elende Creatur, daß es mir doch unbegreiflich ist, wie Sylvia es nur in den Mund nehmen darf, sie wäre in meinem Schlosse für meine Kinder brauchbar. Gott bewahre mich davor,

eine solche Kreatur einen Augenblick neben meinen Kindern im Schloß zu haben.

Weniger verwunderte ich mich über das, was Sylvia über Glülphi und Rollenberger Böses gesagt. Beide sind Männer, deren Werth über das, was sie zu beurtheilen fähig ist, weit erhaben ist.

Ebenso begreife ich gar wohl, daß viele von den Einrichtungen, die ich in Bonnal mache und machen muß, ihr nicht gefallen. Aber ich kann durchaus auf ihre Ansichten und Wünsche keine Rücksicht nehmen. Der Plan meines Lebens ist gemacht und steht unerschütterlich fest; ich will als Vater meiner Herrschaftsangehörigen leben und sterben, aber Ihrem und meinem Namen damit gewiß auch keine Schande machen. Dieser Vorwurf könnte mir freilich auch nur als Ahnung seiner Möglichkeit weh thun, aber im Mund der Sylvia, deren Vater unserm Namen, wie vielleicht seit hundert Jahren kein Edelmann seiner Familie, Schande gemacht hat, ist dieser Vorwurf doch nur frech und konnte um so weniger einen Eindruck auf mich machen, da ich überzeugt bin und es auch Ihnen, lieber Onkel, nicht verhehlen will, daß Sylvia, wenn sie gewisse Verbindungen, die sie, wie ich gewiß weiß, in der Hauptstadt hat, nicht aufgibt, in die Lage kommen kann, uns Schande zu machen, wie ihr Vater uns Schande gemacht.

Lieber Onkel! Es kommt Ihnen Vieles nicht zu Ohren, das man ihr in der Hauptstadt öffentlich zur Last legt. Man hat Achtung für Sie und schont Ihres Alters; aber die Sache ist wahr. Sie hat in der öffentlichen Achtung ohne Grenzen verloren und die Lobreden, die ihr im Anfang nach ihrer Rückkunft zu Theil wurden, sind allenthalben verstummt. Ich sage das nicht, um ihr bei Ihnen ein böses Spiel zu machen; aber ich bin überzeugt, wenn irgend etwas Sylvia von ihrem mehr als unvorsichtigen Benehmen zurückbringen kann, so ist es ein Wort von Ihnen. Ich weiß, Sie nehmen herzlichen Antheil an ihrem Glück, und Sie können es am meisten dadurch befördern, daß Sie sie aufmerksamer auf sich selbst machen. Es ist unbegreiflich,

wie sie sich selbst vergessen und denken kann, ich hätte der Eichenbergerin mit dem Harschier gedroht, weil sie ihr bei sich Zutritt gönne. Ich finde diesen Zutritt freilich unschicklich und nichts weniger als ehrenhaft, aber ich wußte nichts davon, bis sie mir es selbst geschrieben. Seitdem ich es aber weiß, kann ich mich auch nicht enthalten, zu denken, daß Sylvia durch Bekanntschaften von dieser Art am Ende in der Hauptstadt zum Gespött werden muß, wie die Eichenbergerin dieses in ihrem Dorf ist und werden mußte, weil sie in allen Rücksichten etwas anderes und etwas mehr sein will, als sie wirklich ist Daß sie es wagt, mir mit Ihnen zu drohen, will ich nicht einmal berühren. Ich würde Ihnen Unrecht thun, wenn ich einen Augenblick dächte, sie könnte durch Unwahrheiten und Niederträchtigkeiten bei Ihnen jemals zu diesem Ziel gelangen. Sie waren immer unser lieber, guter Onkel, und ich und meine liebe Frau werden uns immer bestreben, Ihrer Liebe und Güte würdig zu bleiben.

Arner von Arnheim.

---

2. Ein schwacher Mann, den die Niederträchtigkeit an der Nase herumführt.

Der General war über den Brief Arners betroffen und über denjenigen der Sylvia im Ernst empört. Er fand ihn beim ersten Durchlesen ohne Grenzen unverschämt und konnte es gar nicht begreifen, wie sie es habe wagen dürfen, diesen Brief hinter seinem Rücken und ohne ihm nur ein Wort davon zu sagen, an Arner abgehen zu lassen. Sie hatte dem General nicht einmal gesagt, daß sie im Sinne habe, Arner über diese Eichenbergergeschichte einen Vorwurf zu machen. Er hatte den Brief auch kaum gelesen, so ließ er sie rufen. Als sie kam und ihren Brief an Arner offen auf dem Tisch liegen sah, war sie äußerst betroffen. Sie hatte sich nicht vorstellen können, daß Arner es wagen dürfe, dem General diesen Verdruß zu machen und ihm ihren

Brief zuzusenden. Sie wußte sich im ersten Augenblicke nicht zu benehmen. Der General fuhr sie hart an. Er war seit dem Tode seiner Frau niemals über sie so erbittert wie jetzt. Er sagte ihr in der ersten Hitze, was sie auch denke, Arner also zu schreiben; ob sie nicht denke, wenn er stürbe, so habe sie in der Welt Niemand mehr als Arner, und es könne ihr sehr leicht dazu kommen, daß sie noch bei ihm das Gnadenbrod suchen müsse. Sie weinte auf dieses Wort, faßte sich aber doch schnell und sagte, sie wollte lieber zu den Zigeunern laufen und sich bis in die Türkei durchbetteln, als bei Arner das Gnadenbrod suchen. Der General erwiederte ihr heftig, was sie sage sei unvernünftig geredet, und Arner habe das an ihr nicht verdient.

Sylvia. Er ist mir unausstehlich, und nicht nur mir, er ist es allen Menschen, die nicht Jedermann vor den Kopf stoßen und nicht Alles in der Welt auf den Kopf stellen wollen.

General. Das ist nicht so. Ich höre hie und da gar viel Gutes von ihm. Er hat selbst bei Hofe viele Freunde.

Sylvia. Er wird sie wohl verlieren; er macht Narrenstreiche über Narrenstreiche.

General. Es gefällt mir auch nicht Alles, was er thut; aber er ist noch jung und junge Leute wollen immer etwas Eigenes haben.

Sylvia. Er verliert seine Jugend und gibt in der schönsten Zeit seines Lebens seinem Haus eine Richtung, die seinem und unserm Namen Schande machen muß.

General. Schweig doch, schweig doch von diesem Schande machen; wenn er auch in ein und anderm nicht so aufmerksam auf seinen Familienrang und auf seine Familienehre ist, als ich es gern sähe, so ist damit noch nicht gesagt, daß das unserer Familie Schande machen werde. Man weiß eigentlich noch nicht, wie das, was er thut, ausfallen wird, und übrigens mag das sein, wie es will, so gibt dir das kein Recht, ihm so unverschämt zu begegnen, wie du es in deinem Brief gethan hast.

Sylvia. Er hat mich mit seinem Benehmen gegen die Eichenbergerin, die er wie eine Landstreicherin behandelt, empört.

General. Was geht dich dieses Mensch an? Ich habe es einmal gesehen, es hat wirklich das Aussehen einer Landstreicherin, und ich kann nicht begreifen, daß du sie dem Vetter für die Erziehung seiner Kinder anrathen darfst. Was er von ihr schreibt, macht, daß ich dir im Ernst sagen muß, ich wünsche, daß du sie nicht mehr in mein Haus hinein läßt.

Sylvia. Ich lasse sie ja nur auf meine Stube und auch nur, wenn Niemand bei mir ist, zu mir kommen.

General. Du vergißt, daß deine Stube in meinem Haus ist, und in meinem Haus will ich in keiner, in gar keiner Stube, daß man Leute empfange, die man nicht bei sich sehen lassen darf, wenn Jemand darin ist.

Sylvia. Ich habe doch bisher geglaubt, ich sei in meiner Stube in so weit frei; wenn ich's aber nicht darf, so will ich's eben nicht mehr thun.

General. Was du mir für ein Gesicht machst. Du wirst seit einiger Zeit offenbar auch gegen mich so frech, daß ich mich bald nicht mehr erwehren kann zu denken, was du mir Liebes und Freundliches erweist, sei nur geheuchelt, und du wolltest in deinem Herzen lieber auch mit mir so grob und so unverschämt sein, als ich hundertmal sehe, daß du sonst mit Jedermann gern bist.

Sylvia fühlte, daß er auf dem Punkt sei, ganz durchzusehen, was in ihrem Benehmen gegen ihn wahr sei. Natürlich erschrak sie darüber und bot Alles auf, dem Onkel, bei dem es ihr nur, so lang er in sie vernarrt blieb, recht wohl sein konnte, diesen Gedanken mit aller Kunst, deren sie fähig war, aus dem Kopf zu bringen, und wollte natürlich sich in keine bestimmte Erläuterung darüber mit ihm einlassen. Sie kannte dafür andere Mittel. Sie sprang von ihrem Stuhl auf, fiel ihm um den Hals und weinte in dieser Stellung schluchzend und mit Thränen, ohne ein Wort zu sprechen. Der Onkel wollte sich von ihr losmachen

und sagte: Damit wirst du doch nicht anders als du bist; laß mich jetzt gehen. Sie aber blieb fest in ihrer Stellung und seufzte immer tiefer. Er wiederholte: Laß mich gehen und zeig dich in Zukunft anders als bisher. Jetzt fing sie endlich an zu reden und sagte: Mein Gott! mein Gott! Onkel, Sie machen mich zum unglücklichsten Menschen, der auf Gottes Boden herumgeht, wenn Sie glauben können, ich sei gegen Sie undankbar. Lieber, lieber Onkel, setzen Sie mich auf die Probe; ich will durch Feuer und Wasser laufen, wenn ich Ihnen dienen kann.

Der schwache Alte war schon wieder auf dem Rückweg zu einer freundlichern Stimmung und sagte: Schweig mir jetzt, schweig mir jetzt hievon, es wird sich zeigen, wie du dich beträgst; für jetzt will ich lieber von etwas Anderm reden.

Sylvia erwiederte: Es ist wahr, kommen Sie, Onkel, es ist ja die Stunde, wo wir gewöhnlich mit einander Schach spielen.

Nun, nun, sagte der Onkel, vor einer Stunde hätte ich nicht geglaubt, daß ich heute mit dir Schach spielen würde.

Kommen Sie jetzt, erwiederte Sylvia, und während sie den Tisch bereitete, nahm sie Arners Brief, schob ihn in die Tasche, fing das Spiel schnell an, ließ ihn eine Weile gewinnen, verwirrte ihn dann wieder, lenkte seine Aufmerksamkeit lebendig auf's Spiel, war heiter und froh, nahm ihn, wenn sie lachte und scherzte, bei der Hand, wie wenn gar nichts vorgefallen wäre, und sie hatte ihn bald völlig wieder, wo sie ihn wünschte. Er fing zwar wieder einmal, aber jetzt in einer ganz andern Stimmung, davon an. Sylvia erwiederte: Es ist wahr, es sind mir in einem Brief ein paar unvorsichtige Worte an ihn entfallen. Was? was? ein paar Worte? erwiederte der General, der ganze Brief ist von Anfang bis ans End ein Meisterstück von Unverschämtheit.

Sylvia. Verzeihen Sie, Sie wissen, worüber ich aufgebracht war, und es ist doch auch nicht recht, daß er sich erlaubt, über mich zu urtheilen und abzusprechen, wie er es

selber in seinem Brief an Sie gethan hat. Und fast halb in Thränen setzte sie jetzt noch hinzu: Er thut mir, weiß Gott, darin Unrecht, Onkel, und das kann einer Person, die sonst so unglücklich ist als ich bin, nicht anders als weh thun.

General. Schweig jetzt davon, ich will selbst gern glauben, daß er in dem Urtheil, welches er in seinem Brief über dich fällt, zu weit geht. Aber es scheint, ihr fehlt hierin beide, und ihr müßt das in Zukunft gut sein lassen und einander nicht gegenseitig plagen.

Sylvia. Machen Sie nur, Onkel, daß er mit mir wieder gut wird, es soll dann an mir gewiß nicht fehlen.

Der General erwiederte: Ich will das gern thun, so viel ich kann und ihm ganz gewiß unparteiisch auf seinen Brief antworten. Sylvia wiederholte die Worte, er solle ihr Arner wieder gut machen und sie wolle von ihrer Seite gewiß thun, was recht sei.

Der General versprach es ihr noch einmal. Aber als er am Morgen Arners Brief beantworten wollte, konnte er ihn bei allem Nachsuchen nicht mehr finden. Er wußte auch seinen Inhalt nicht mehr deutlich. Viel deutlicher aber erinnerte er sich der Bitte der Sylvia, er solle ihr doch ihren lieben Vetter helfen wieder gut machen. Seine Antwort fiel so aus, daß man darin wohl sah, was er vom Inhalt des Briefs vergessen und was er davon noch behalten. Sie lautet wörtlich also:

---

3. Man kommt mit dem auf beiden Achseln tragen nirgends weit.

Lieber Vetter!

Dein Brief hat mir große Betrübniß verursacht. Ich wollte dir ihn umständlich beantworten, aber er ist mir, ich weiß nicht wie, abhanden gekommen, fast ehe ich ihn recht gelesen; ich kann also nicht in's Einzelne desselben eintreten. Der Vorfall mit der Eichenbergerin scheint mir

die eigentliche Ursache der verdrüßlichen Stimmung zu sein, die zwischen dir und der Sylvia jetzt statt findet. Ich weiß nicht, wer diese Eichenbergerin ist und was sie für ein Mensch ist, und es liegt mir gar nichts daran, ob du sie mit dem Bettelvogt oder mit dem Harschier im Land herum führen läßt. Ich wußte auch gar nicht, was mit ihr in deinem Schloß vor deiner Audienz vorgefallen, und Sylvia hatte Unrecht, mich in das Narrenspiel mit dieser Dorfdirne hineinzuziehn. Ich will gar nichts davon wissen. Ich mische mich nie in Sachen, die mich nichts angehen, insonderheit wenn's Sachen sind, die eine Audienzstube angehen; um solche Sachen kümmert sich ein alter Offizier so wenig, als um den Mann im Mond. Darin hat Sylvia ganz Unrecht, so wie auch darin, daß sie das, was sie dir sagen wollte, so unverschämt grob gesagt, als sie gethan. Ich habe es ihr auch im Ernst verwiesen und gesagt, sie hätte an ihren Vater und an das große Unrecht denken sollen, das er dir gethan. Sie gesteht jetzt auch selber, daß sie sich hierin übereilt.

Aber laß es jetzt auch damit gut sein und vergiß, was geschehen ist. Du bist indessen auf deiner Seite auch zu weit gegangen. So schlecht, als du sie in deinem Brief schilderst, ist sie doch auch nicht. Sie kann Fehler haben und ich glaube selber, daß sie welche hat, aber daß wir fürchten müßten, sie werde uns in dem Grad, wie der Erzschlingel, ihr Vater, Schande machen, das ist jetzt doch nicht. Nein, so etwas haben wir von ihr gewiß nicht zu fürchten. Man muß nie das Schlimmste glauben. Wenn ich Alles glaubte, was ich von dir schon gehört habe, ich würde dir ganz gewiß das größte Unrecht thun. Aber ich thue es nicht. Ich weiß, daß du in der Hauptstadt Feinde hast, und halte Alles, was ich glaube, das von diesen herkommen könnte, schon zum Voraus für nicht wahr. Du hast aber auch Freunde und warme Freunde daselbst, und da mag mir Sylvia und die halbe Welt Böses von dir sagen, ich glaube lieber das Gute, das ich von deinen Freunden von dir höre. Ich bitte dich, vergiß jetzt den Narrenbrief der

Sylvia. Sie sieht, daß sie Unrecht hat und sie wird sicher so etwas nicht wieder thun. Es ist äußerst unangenehm, wenn zwischen Personen, die in so nahen Verhältnissen zu einander stehen, dauernde Mißhelligkeiten obwalten. Mache, daß wenn wir bald einmal, wie es sein kann, zu dir kommen, ich keine Gesichter antreffe, die einander scheel ansehen. Ich komme nicht an einen Ort, wo dies der Fall ist. Wenn wir zu dir kommen, so mußt du machen, daß Alles froh und freundlich mit einander ist. Wir fehlen alle sammt und sonders viel, und Keiner meint, daß er fehle, ein Jeder glaubt, seine Meinung und das was er will, sei das Beste. Darum muß ein Jeder immer trachten, sich mit dem Andern zu vertragen. Du kannst sicher sein, wenn ich hie und da auch etwas an dir und an dem, was du thust, nicht so finde, wie ich es gerne hätte, so bin ich doch immer dein dich aufrichtig liebender Onkel und deine Therese und deine Kinder können dessen versichert sein wie du.

General v. Arnheim.

4. Es ist nicht gut, in die Hände eines solchen Weibes zu fallen.

Das Wort der Sylvia an ihren Onkel, er solle doch machen, daß Arner wieder mit ihr gut werde, sie wolle dann auch thun, was recht sei, war nichts weniger als ernst. Sie trieb mit dem guten Alten nur den Narren. Dieser nahm es aber sehr treuherzig auf und redete dem guten Arner, wie wir gesehen haben, mit allem Ernst zu. Sie aber änderte in ihrem Benehmen gegen Arner kein Haar, und hörte keinen Augenblick auf, dem alten Haß, den sie gegen ihren Vetter trug, freien Lauf zu lassen, wo sie immer konnte und mochte, und suchte besonders sein Benehmen als Edelmann und Herrschaftsherr, wo sie immer konnte, verächtlich zu machen. Seit einiger Zeit gab sie sich alle Mühe, über die Art, wie er die Verbrechen Hummels bestrafte, ihr Gespött zu treiben. Sie wußte, daß diese Be-

handlungsweise den in der Hauptstadt üblichen Rechtsformen entgegenstanden, und da ihr daran gelegen war, Arner in der Hauptstadt und bei Hofe so viel als möglich lächerlich zu machen, so säumte sie keinen Augenblick, diese Geschichte an beiden Orten zum Tagsgespräch des guten, halbguten und selbst auch des viertelguten Tons daselbst zu machen, und gab sich besonders Mühe, bei diesem Anlaß Helidor mit den Lächerlichkeiten ihres lieben Vetters bekannt zu machen.

Dieser Mann, der die eigentliche Oberbehörde alles Muthwillens, aller Verschwendung, aller Unsittlichkeit, aller Unrechtlichkeit und aller Verfänglichkeit ist, das von oben herab durch Unterbehörden das Herzogthum aus allem wirklichen Regierungssegen hinauswirft, dieser Mann, der an der Stufe des Throns ein Spiel trieb, das ihn nöthigte, auf Alles, was im Land Außerordentliches auch nur spukt, will geschweigen geschieht, aufmerksam zu sein, wußte bisher nicht einmal, daß ein Edelmann im Land lebte, der Arner hieß, und fand das, was Sylvia von ihm erzählte, so verächtlich sie es ihm auch darstellte, doch noch weit mehr lächerlich. Er frug genau bei ihr nach, was Arner eigentlich thue, und was er eigentlich wolle. Ueber sein Wollen sagte Sylvia, er sei ein Narr, er wisse es selbst nicht; über sein Thun war ihre vorzüglichste Bemerkung, er behandle alle Leute, die seinem Großvater lieb gewesen, übel, und habe ob einem armseligen Karststreich, den der Vogt Hummel im Rausch bei einem seiner Marksteine gethan, einen Rechtslärm angefangen, wie wenn er die ganze Christenheit verrathen, und bei diesem Anlaß alle Vorgesetzten im Dorf zu Schanden gemacht und sie ob kleinen Vortheilen, die sie sich in der Verwaltung des Gemeinguts, wie dieses in allen Dörfern geschieht, erlaubt, nicht etwa blos bestraft, sondern bei den ärgsten Bettlersleuten und Halunken im Dorf um Verzeihung bitten lassen.

Helidor fragte, was er bei diesem zu Schanden machen der Vorgesetzten im Dorf eigentlich suche. Sie erwiederte, aus Allem, was sie sehe, gehe hervor, er wolle das unterste

zu oberst kehren, und glaube, man müsse immer dem Untern gegen den Obern, dem Armen gegen den Reichen aufhelfen. Dieser Narrengedanke scheint mir bei Allem, was er thut, im Hintergrunde zu liegen. Er entreißt z. B. den großen Bauern die Weidevortheile und gibt sie den Bettlern. Auch sei er mit dem gemeinsten Lumpengesindel so freundlich als er immer könne, hingegen mit Leuten, die etwas mehr zu bedeuten hätten, und sogar mit Personen von seinem Stand so grob und ungeschliffen, als er nur immer könne. Sie erwähnte sogar die Geschichte mit der Eichenbergerin. Von der Schule und dem, was diesfalls Arner vorhatte, wußte sie noch gar nichts.

---

5. Irreligiöse Verruchtheit in einen Mantel gehüllt, der Viele zu verführen geeignet ist.

Das sind Narrheiten, sagte Helidor am Ende zu Sylvia, die dem Herrn von Arnheim selbst vergehen werden, wenn er sie noch eine Weile getrieben.

So wenig er indessen dem Thun Arners einiges Gewicht zu geben schien, so sagte er doch zur Sylvia, sie solle ihm forthin berichten, was sie von Arners Thun weiter vernehme. Auch gefiel es ihm zu dieser Zeit öfters, davon zu reden und zu sagen, die Ansichten, von denen Arner ausgehe und von denen auch der Herzog ehemals ausgegangen, ruhten trotz alles Anscheines von Weisheit und Heiligkeit, den man ihnen zu geben geneigt sei, auf irrigen Fundamenten. Auch arbeite die Menschen-Natur ihnen selbst entgegen. Alles in der Welt, was von dieser Träumersorgfalt für die Armen und Elenden im Lande ausgegangen und auf die Grundlage eines Bruder- und Schwestersinns, der in uns liegen sollte, aber nicht in uns läge, gebaut worden sei, sei stets gescheitert.

Wo er immer seinem irreligiösen Sinne freien Lauf lassen durfte, machte er dem göttlichen Erlöser des Menschengeschlechts selber den Vorwurf, er habe wirklich einen solchen Träumer-Zustand der Menschheit bezweckt und habe das bürger-

liche Eigenthum der Menschheit durch den Bruder- und Schwestersinn des Glaubens, den er predigte, wo nicht aufgelöst, so doch die Freiheit in den wesentlichsten Genießungen desselben untergraben und zu Grund richten, oder wenigstens dem Dienst seines Glaubens und seiner Gläubigen unterordnen wollen. Dann setzte er mit dem ganzen Hohn seines Unglaubens und seines Spottgeistes noch hinzu: Was ist denn aus dem hohen, göttlichen Bruder- und Schwestertraum geworden? Man frage die Geschichte und sehe darin, wie bald das Gemeingut seiner Gläubigen in Klostergut reicher Priester übergegangen, vor deren Thüren die gemeinen Christen zum Lohn ihres Glaubens bald Almosen betteln mußten. — In seinen engern Kreisen, ich möchte sagen, in den Kreisen, in denen er der Selbstsucht eines durch Unglauben und Lieblosigkeit verhärteten Herzens ganz freien Lauf lassen konnte, sprach er dem Recht der Fürsten eben so sehr Hohn, als er mit den Ansprüchen der Priester sein Gespött trieb; denn ob er gleich die Nothwendigkeit der unbedingten Freiheit und Willkür der Macht auch in diesen Kreisen behauptete, so äußerte er sich in denselben darüber dennoch, diese Freiheit und Willkür der Macht sei freilich nur um der Schlechtigkeit und Unwürdigkeit der Menschennatur selber willen und wegen ihrer unwidersprechlich bewiesenen Unfähigkeit zu einer höhern und edlern Gestaltung nothwendig. Er erkannte durchaus weder für Zeit noch für Ewigkeit etwas Göttliches in unsrer Natur, und behauptete unser bürgerliches Dasein müsse mit überwiegender Rücksicht auf das Thierische unserer Natur geregelt werden, indem es gänzlich unmöglich sei, die sich in diesem Zustand unausweichlich durchkreuzenden Ansprüche der Selbstsucht unsrer Natur genugsam im Zaume zu halten und dadurch einen allgemeinen Ruhezustand im gesellschaftlichen Leben zu erzielen, als durch Mittel, die der größern thierischen Kraft über die Ansprüche der kleinern und schwächern ein entscheidendes Uebergewicht verschafften.

Also von der Nothwendigkeit der bürgerlichen Rechtlosigkeit des größern oder desjenigen Theils unsers Geschlechts, den er das Volk hieß, überzeugt und hierüber ganz mit sich

selber einig, mußte sich auch der letzte Schatten eines Gefühls von einem innern, aus dem Göttlichen unserer Natur hervorgehenden allgemeinen Recht unsers Geschlechts in ihm vollends verlieren. Er konnte deshalb auch nicht anders, er mußte den Gedanken an ein brüderliches und schwesterliches Verhältniß desselben, das uns gemeinsam durch Glauben, Liebe und Treue unter einander vereinige, als ein Traumgebild unserer verirrten Einbildungskraft ansehen, das uns aus der Wahrheit unserer Natur heraus und über dieselbe in eitle, vergängliche Wolken emporhebe. Er erklärte diesen Gedanken für eine Ansicht, die mit der thierischen, aber nach ihm einzig wahren Basis unserer menschlichen Verhältnisse im Widerspruche stehe und sich auf keine Weise als wirkliche, menschliche Wahrheit bewähren könne.

In diesen Kreisen, wo er durchaus offen sprach, und ich möchte sagen, weder vor Gott noch vor den Menschen irgend eine Scheu zeigte, machte er sich gar nichts daraus, es geradezu auszusprechen, das Christenthum habe in seinem Ursprung solche, dem Wesen aller bürgerlichen Vereinigung widersprechende Grundsätze gehabt und nicht ohne Schlauheit und Kunst auf die Anerkennung derselben losgearbeitet. Die Geschichte zeige indessen eben so klar, daß die frommen Lobredner eines solchen Bruder- und Schwestervereins nach den ersten Jahrhunderten des Christenthums sehr bald eben so niedrige Lobredner und Ausposauner eines rechtlosen Zustands des menschlichen Geschlechts im verwerflichsten Herrendienst und des unbedingt blinden, ungöttlichen und widergöttlichen Gehorsams im Menschendienst geworden.

So sehr aber dieser tollkühne und verwegene Frevler alles göttlichen und menschlichen Rechts Arners Meinungen und Bestrebungen in seiner Lage und in seinen Verhältnissen gegenwärtig für ganz unbedeutend achtete und so sehr er sich auch überzeugt hatte, daß alle Versuche, die eine solche Tendenz haben, in unserer jetzigen Welt scheitern werden und scheitern müssen, so sagte er denn doch: Es gibt auch in dieser unserer jetzigen Welt Augenblicke, die diesen Träumen auf eine Weile sehr günstig sind, und die Verhältnisse, in

denen wir leben, scheinen dieses vorzüglich zu sein. Er erklärte sich darüber also: Die vielseitige Noth unserer Tage macht tausend und tausend Menschen nach solchen Träumen haschen, und läßt diese Schiffbrüchigen einen Strohhalm für einen Mastbaum ansehen, von denen noch vor 20 Jahren keinem einzigen nur der Sinn daran gekommen wäre, nach einem solchen Traume zu haschen. Aber indem er so die keimende Zeitneigung, sich an den Strohhalm von ihm so geheißener schwacher Glaubensträumereien fest zu halten und sogar hier die Rettung von großen und allgemeinen Landesübeln zu erwarten, dem Drang unserer gegenwärtigen Geldnoth zuschrieb, verbarg er sich sorgfältig, daß dieser Gelddrang, der im Herzogthum wirklich groß war, wesentlich und unwidersprechlich von dem Sittenverderben herrührte, das er selbst durch den Luxus, den Müßiggang und das Gaukler- und Komödiantenleben, das ehemals im Lande gar nicht Brauch und Recht war, das er aber bei Hofe und in der Hauptstadt eingeführt und selber in alle Dorfwinkel des Landes verbreitet hatte.

Er schrieb deßhalb auch, in dieser Verblendung lebend, dieses Unglück nicht seiner eigentlichen Ursache, sondern der Geldjuderei, die im Lande wirklich den höchsten Gipfel ihrer giftigen Umtriebe erreicht hatte, zu. Diese haßte er freilich von ganzem Herzen und mußte sie hassen, weil er bei seinem hoheitlichen Lumpenleben gar oft in den Fall kam, sich von den schlimmsten Geldjuden aus der Noth helfen zu lassen. Er äußerte sich deshalb auch bitter über den Einfluß, den die bestehende große Geldjuderei auf alle Angelegenheiten der Welt habe. Sonderbar ist es, wie er die ihm eben so verhaßte Zeitaufklärung mit dieser Geldjuderei als eins und dasselbe Landesübel in seinem Kopf zusammenbringen konnte. Der rasende Hang, Bücher und Zeitungen zu lesen, der sich bis in die hintersten Dorfwinkel hinabgeschlichen, sei die nämliche Folge der Geistesverarmung und Landeselendigkeit, die sich im elenden Treibjagen nach jedem Kreuzer, der immer nur aufzutreiben sei, auch zeige.

Minder unbegreiflich ist es, daß, da er bei dieser Unter-

redung auf die Geldjuderei der Zeit aufmerksam gemacht ward, ihm jetzt auch der Hofjude in den Sinn kam, dem er in sechs Wochen die dem Herzog entfremdeten und dem Juden verpfändeten Kleinodien wieder auszulösen versprochen. Er wußte jetzt schon, daß er das auf diese Zeit nicht werde thun können, aber er war gar nicht der Mann, der sich deswegen graue Haare wachsen ließ. Der Verfalltag war noch nicht da, und bis dahin tröstete er sich mit dem Sprichworte: Kommt Zeit, kommt Rath. Wundert euch des Mannes und des schrecklichen Widerspruchs, der in seinem Thun liegt, nicht. Wer in dem Grad wie dieser Mann die Menschennatur mißkennt und verachtet, der hat den innern Keim der Gottesverleugnung und der Fürstenverhöhnung, der Verhöhnung aller wahren göttlichen und menschlichen Ordnung, den Keim der niedrigsten Geistesrichtung und der äußersten Herzensverhärtung in sich selbst. Die Folgen dieses Zustands und auch die Art, wie sich diese Folgen in der Eigenheit dieses Mannes aussprachen, sind unausweichlich und erklären ganz den Widerspruch, der vielseitig zwischen dem äußern Thun dieses Mannes und dem Innern seiner Ansichten und Gesinnungen statt fand.

Je größer die innern Anlagen und die äußern Mittel eines in Rücksicht auf das Wesen der Menschennatur so tief verirrten Mannes sind, desto entschiedener und kühner geht er auch daher, in seinem Unglauben an alles Göttliche den äußern Schein des Gottesdiensts, und in seinem Unglauben an irgend ein Fundament des Menschenrechts den Schein der heiligsten Staatstreue als seinen Schild vor sich her tragend, denselben zum Dienst seiner Selbstsucht und zur Sicherung seines thierischbehaglichen Lebens und aller sinnlichen Erquickung, die er allein sucht, benutzend.

Doch wir verlassen den Mann, und wenden uns von der thierischen Kraft dieser Verruchtheit zu dem reinen, milden Sinn, der von Anbeginn der Welt an allem wahrhaft Göttlichen und allem wahrhaft Menschlichen zu Grunde lag.

---

6. Es öffnen sich Ansichten, die den Zusammenhang des reinen Muttersinns in der Wohnstube mit dem Bedürfniß eines reinen Vatersinns in der Schulstube in sein wahres Licht zu setzen beginnen.

Arner und die vereinigten Freunde des Guten in Bonnal gingen ihren stillen Weg fort. Alle Aufmerksamkeit war jetzt auf Glülphis zu errichtende Schule gerichtet. Arner, der Pfarrer, auch Therese und die Frauen redeten mit Glülphi beinahe von nichts Anderem, als von diesem Vorhaben. Er selbst war in seinem Innersten lebendig davon ergriffen, und der Gedanke, wenn sein Vorhaben gelingen solle, so müsse es unbedingt auf die Fundamente gegründet werden, durch welche Gertrud die Resultate ihrer Wohnstube hervorgebracht hat, kam ihm immer wichtiger und vielseitiger vor die Augen. Er verhehlte sich aber auch die Schwierigkeit der Ausführung dieses Vorhabens nicht, ob er sich gleich dieselben bei Weitem nicht in ihrer ganzen Ausdehnung und Größe vorzustellen vermochte.

Er versäumte keinen Augenblick, den er frei hatte, Gertrud zu besuchen und mit ihr darüber zu reden. In allen Unterredungen, die er in diesen Tagen mit ihr hatte, war immer ihr erstes und letztes Wort: Ich schäme mich allemal, wenn ihr bei mir über den Gegenstand der Erziehung Aufschluß zu suchen scheint. Ich habe in meinem Leben eigentlich nie an die Erziehung gedacht. Es ist mir auch nie in den Sinn gekommen, daß ich jemals in den Fall kommen könnte, ein Wort darüber verlieren zu müssen. Das war auch im eigentlichen Sinn wahr. Sie konnte wirklich nicht gut darüber reden. Sie verstand gar oft die Worte nicht einmal, mit denen Glülphi sie fragte. Fast in jedem Fall ging ihre Erklärung dahin: Lieber Herr Lieutenant, Ihr braucht mich nicht; ich weiß es, Ihr werdet vom Morgen bis zum Abend mit Ernst und Eifer für Eure Kinder thun, was ihr könnt. Ihr werdet sie bald kennen und einsehen lernen, wie ein jedes denkt, was ein jedes thut und was ein jedes

will und bedarf. Es wird Euch sicher gleichsam von selbst in den Mund fallen, was in jedem Falle in Rücksicht auf jedes eurer Kinder Noth thut und nützlich sein wird. Was ich allein sagen kann, ist: Euer Vorhaben ist groß; aber hoffet auf Gott, betet, seid geduldig und thut, was ihr könnt, und Gottes Segen wird bei Euch sein.

Zu Zeiten aber erhob sie sich dennoch zu Aeußerungen, die tief in das Wesen der Erziehung eindrangen. Einmal sagte sie: Ihr möchtet an euern Kindern thun, was ihre Eltern an ihnen versäumen und durch euere Schule nachhelfen, was ihnen daheim fehlt, das ist freilich ein Gotteslohn, aber es greift sehr weit; das, was man in der Schule treibt, das Schreiben, Lesen und Rechnen ist eigentlich nicht das, worin es ihnen daheim am meisten fehlt; daß sie etwas lernen und etwas können, das ist freilich nutz und gut, aber daß sie etwas werden, daß sie das recht werden, was sie einst sein sollen, das ist, was noth thut und wozu es ihnen daheim so vielseitig an Leitung und Führung fehlt und wo ein Schulmeister, der das will, was ihr wollt, vorzüglich nachhelfen muß. Das Rechtthun muß ihnen zur Gewohnheit und ihr Wille dafür unerschütterlich gemacht werden.

Als sie einst sich so lebhaft über das, was die Erziehung wesentlich und unumgänglich fordere, ausdrückte, unterbrach Glülphi sie plötzlich und sagte: Frau, Frau, sähe es doch in meinem Innersten ganz aus, wie bei dir, aber wie viel, wie viel fehlt mir noch, bis ich da bin. Um Gotteswillen, erwiederte Gertrud, was bin ich denn, was kann ich denn, daß Ihr so von mir redet? Hier drückte Glülphi ihr die Hand und sagte: Eben das, daß du nicht weißt, was du hierin bist, ist der größte Beweis, wie wahrhaft das in dir liegt, was ich bei dir zu lernen nothwendig habe. Ich bitte dich nur, mache, daß du mir so vielseitig und bestimmt als möglich erzählen könnest, wie du es gemacht hast, mit deinen Kindern dahin zu kommen, wohin du mit ihnen gekommen bist. — Zweimal erwiederte sie: Lieber Herr Lieutenant, ich kann das nicht, es ist mir unmöglich, ich weiß es selbst nicht. — Aber er bat weiter und bat so dringend, daß sie

ihm endlich antwortete: Nun, lieber Herr Lieutenant, wie hab' ich's denn gemacht? Ich wußte, daß ich nichts bin, nichts hatte und nichts konnte, und unendlich viel bedurfte, um nicht mitten in meiner Haushaltung und mit ihr so elend zu werden, als nur immer eine Haushaltung auf Gottes Boden elend werden kann; und nun, was that ich da und was mußte ich unter diesen Umständen für mich und meine Haushaltung thun? Ich vertraute nicht auf mich, und ich konnte weder meiner Kinder noch meines Manns halber auf mich vertrauen; aber ich hatte beide innig lieb und that als Frau an meinem Mann und als Mutter an meinen Kindern, was ich konnte, und wenn eins von ihnen gegen mich oder gegen sich selbst fehlte, so machte mich das freilich oft trauern und weinen, aber es minderte Gottlob nie meine Liebe zu ihnen und mein Vertrauen auf Gott; es stärkte mich vielmehr beides und gab mir die Standhaftigkeit, Geduld und Selbstüberwindung, die ich in meiner Lage so dringend nothwendig hatte, so daß ich, so lange mein Elend auch dauerte, meine Hoffnung auf Gott nie fallen ließ und nie zweifelte, er werde endlich, wenn's sein heiliger Wille sei, mich aus meiner Noth erretten und mich in meinem Mann und in meinen Kindern segnen. Lieber Herr Lieutenant, diese Hoffnung und dieser Glaube war meine einzige Kraft, oder vielmehr das einzige Mittel zu der Kraft, die mir Gott gab, in meiner Lage zu leiden, was ich mußte, und zu thun, was ich konnte, um meinem Mann und meinen Kindern jeden Dienst zu leisten, den ich ihnen vor Gott und den Menschen schuldig war. Endlich hat Gott und mein Heiland geholfen, und mir in meiner Lage seinen Segen verliehen. In diesem Glauben lebte ich und für diesen Glauben betete ich jeden Morgen und jeden Abend zu Gott und zu meinem Heiland.

Glülphi. Und so, meinst du, wird Gott auch mir bei meiner Schule helfen, wenn ich, wie du, mit Geduld und Selbstüberwindung vom Morgen bis an den Abend mit reinem Herzen thue, was ich kann, und leide, was ich soll?

Gertrud. Ihr werdet in Eurer Schule Wunder sehen,

wenn Ihr auf Gott vertraut und dem Werk des Herrn, dem Ihr Euch widmet, mitten unter allen Schwierigkeiten, die euch aufstoßen werden, getreu verbleibt.

Glülphis Rührung stieg immer höher, und im tiefsten Gefühl dieser Rührung sagte er noch: Ja liebe Frau, mein Entschluß ist groß und geht weit über meine Kräfte. Ich kann wohl meine Kinder in diesem oder jenem unterrichten, aber Du hast mich gelehrt, wie nichtig das, was aller Unterricht den Kindern geben kann, ist, wenn die Erziehung nicht mithilft, daß die Kinder innerlich und äußerlich kraftvoll das werden, was sie sollen und sich das einüben und gleichsam zur andern Natur machen, was recht und gut ist und ihnen durch ihr Leben noth thut. Und wie rein, wie erhaben rein, wie kraftvoll und fehlerlos, ich möchte sagen, wie von Sünden rein muß das Herz dessen sein, der seine Kinder mit Sicherheit zu diesem Ziel zu führen im Stand ist!

Darauf sagte Gertrud mit der Kraft innigster Ueberzeugung: Es ist wahr, jeder Unterricht und jede Erziehungsbestrebung, die von unsrer Sünde ausgeht und ein Werk unserer Sünde und unserer Selbstsucht ist, ist wie verflucht. Dies Wort und die Art, wie sie es aussprach, machte einen Eindruck auf Glülphi, daß er, davon ergriffen, die Unterredung mit ihr nicht fortsetzen konnte, sondern von ihr forteilen mußte, um sich einsam mit diesem ihrem Wort selbst zu beschäftigen.

Es ist wahr, sagte er in der Einsamkeit, in die er sich hineingeflüchtet, zu sich selbst, es ist wahr, Segen und Fluch sind gleich in der Hand des Erziehers; und wenn er nicht reines Herzens ist, wenn sein Unterricht und seine Bildungsmittel von dem Bösen und Schlechten ausgehen, das in ihm selbst liegt, so hängen sie sich dadurch nicht nur an alles Schlechte und Böse, das in seinen Kindern, sondern auch an alles Böse und Schlechte, das im Land ist, und wenn dann sein Unterricht auch hie und da an Ort und Stelle wie ein großes Licht scheint, so steht er doch nichts desto weniger wesentlich mit aller Finsterniß im Land im innigsten

Zusammenhang und wirkt in diesem Dienst seiner Natur nach und nothwendig nicht Segen, sondern Fluch im Lande.

Diese Ansicht des Gegenstands führte ihn in Rücksicht auf sein Vorhaben zu einer Aufmerksamkeit auf sich selbst, die noch nie in diesem Grade in ihm lebte. Er fühlte tief, daß die Unschuld, der Glaube und die Liebe, die in der Gertrud Stube das Wunder der Freiheit und des Frohsinns im Gehorsam und in der Anstrengung ihrer Kinder erzeugt, nicht in dem Grad in ihm lebten, um eben diese Resultate in seiner Schulstube mit seinen Kindern zu erzielen. Er sagte zu sich selbst: Meine Natur drängt mich nicht von selbst mit derjenigen Kraft zur Schulmeistertreue, wie der Gertrud hohe Natur sie von selbst zu ihrer Muttertreue hindrängt. Nach einer Weile sagte er wieder: Mein Gott! mein Gott! Ich darf mir nicht verhehlen, wie unendlich ich noch davon entfernt bin, durch einen lebendigen Glauben und durch eine lebendige Liebe in meinem Innersten in dem Grad zum Gebet und zum Flehen nach Gottes Hülfe hingerissen zu werden, wie Gertrud durch ihren Glauben und durch ihre Liebe zu Gott und zum Flehen nach seiner Hülfe hingerissen wird. Er ging mit hohem Ernst in sich selbst und sprach es aus: Meine Fehler werden mir in meine Schulstube nachfolgen, mein Schulmeistern wird immer mit aller meiner Lieutenantsderbheit, mit aller Lieutenantsanmaßung verwoben sein; ich werde selbst die Abrichtungskleinmeisterei, die ich mir bei meinem Soldatenmustern angewöhnt, nicht ganz aus der Art meiner Schulführung verbannen können.

So redete er nach seiner Unterredung mit der Gertrud lange mit sich selbst. Es war ihm unmöglich, ihr Wort: „Jeder Unterricht und jede Erziehung, die von der Sünde ausgeht, ist wie verflucht“ zu vergessen und aus seinem Kopf herauszubringen.

---

7. Die ersten Folgen eines großen Wortes, das Gertrud redete.

Von der Stunde dieser Unterredung an fragte Glülphi Gertrud nicht mehr, wie sie es gemacht habe, ihre Kinder zu der Höhe zu erheben, die bei ihnen das Wunder der Freiheit und des Frohsinns in ihrer Anstrengung und in ihrem Gehorsam erzeugt, und aus ihnen gemacht, was aus ihnen geworden. Er wußte jetzt, wie sie es gemacht habe, aber er fühlte auch tief, daß er das, was sie thue, nicht wie sie könne, oder vielmehr, daß er das, wodurch das, was sie an ihren Kindern thut, so gelingt, nicht wie sie in sich selbst trage und die Kräfte durchaus nicht besitze, durch die sie das, was sie an ihren Kindern geleistet, an ihnen zu leisten vermochte.

Diese Ansicht machte auch einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sagte, wenn er nicht sein Wort, Schulmeister in Bonnal werden zu wollen, gegeben hätte, so würde er sich jetzt wohl dreimal bedenken, ehe er es thäte; aber er überwand dieses Nichtwollen durch den Geist des gradsinnigen Soldatenlebens und der festen Ueberwindungskraft, die in demselben so oft nothwendig ist. Muß doch, sagte er dann zu sich selber, ein armer Teufel von Soldat sein Leben an sein Wort setzen, wenn er sich einmal hat anwerben lassen, wie sollte ich das meinige in dieser Angelegenheit brechen dürfen? Aber wenn ich nicht kann, was ich will, und bei meinem besten Willen noch denken muß, daß meine Fehler meinen Unterricht selber vergiften und meinen Kindern eigentlich noch zum Fluch machen könnten, wo stehe ich dann selber mit meiner Standhaftigkeit und mit meinem Worthalten? Hierin tröstete ihn nur das Wort, das Gertrud so oft zu ihm gesagt: Hoffet auf Gott, glaubet, betet, seid geduldig, und thut, was ihr könnt, und ihr werdet Wunder in eurer Schule sehen. Diese Worte beruhigten ihn jetzt nicht nur, da er noch eine Weile einsam im Garten herum ging, sie erhoben und entflammten ihn, daß er endlich wie von einer innern Macht getrieben, einmal über das andere

zu sich selbst sagte: Gott ist in den Schwachen mächtig; ich will auf ihn hoffen und glauben und beten. Ich will thun, was ich kann und nicht zu viel hoffen, aber dabei mich auch nicht fürchten; Gott wird helfen. Diese Worte lagen noch auf seiner Zunge, als er endlich aus dem Garten in die Stube des Pfarrers hineintrat. Die Fülle der Kraft dieser Worte lag auf seiner Stirn, und er stand mit einem Ernst da, den man noch nie an ihm gesehen.

Arner, der wußte, daß er von der Gertrud kam, sagte ihm mit seiner lachenden Unbefangenheit: Sie kommen von der heitersten Frau, die ich kenne, und sehen so düster aus. Glülphi erwiederte: Es ist Keiner von Euch allen, der, wenn er mit mir bei ihr gewesen wäre, jetzt nicht eben so ernst wäre, als ich. Dann erzählte er ihnen, so gut er konnte, den Lauf des ganzen Gesprächs mit dieser Frau und besonders den Eindruck, den das Wort: „Jeder Unterricht, der von der Sünde ausgeht, ist wie verflucht," auf ihn gemacht hatte. Er setzte hinzu: Wir können uns nicht verhehlen, jede Richtung, die die Schwächen unsrer Sinnlichkeit und unsrer Selbstsucht unserm Unterricht geben, geht von unsrer Sünde aus, und diese Ansicht muß einen alten Lieutenant, der Schulmeister werden will, doch nothwendig etwas ernsthaft machen.

Der Junker, der Pfarrer, die Frauen, und wer in der Stube war, wurden durch diese Erzählung ergriffen. Besonders machte das Wort: „Jeder Unterricht, der von der Sünde ausgeht, kann den Kindern zum Fluch werden" auch auf sie alle den größten Eindruck. Der Junker nahm den guten Glülphi treuherzig bei der Hand und sagte: Dieses Wort muß jeden Vater, jede Mutter und jeden Menschen, der näher oder ferner an der Erziehung Theil zu nehmen sucht, in einem hohen Grade ernsthaft machen. Und einen Seelsorger, dünkt mich, sagte jetzt der Pfarrer, noch weit mehr, als einen Erzieher und einen Schulmeister.

Die Herren unterhielten sich noch eine Weile über diese Ansicht des Erziehungswesens und fanden einstimmig, es sei wahr, jeder Mensch, der im Dienst seiner Sinnlichkeit

und seiner Selbstsucht, folglich im Dienst der Urquellen aller menschlichen Schlechtigkeit und alles menschlichen Verderbens Erzieher, Schulmeister oder Pfarrer wird, trägt den Keim, durch den er das Heiligste und Wesentlichste, was er als Erzieher, als Schulmeister und als Pfarrer erzielen und befördern sollte, zu Grund richten und verderben muß, in sich selber. Der Pfarrer sagte: Und jeder Seelsorger, der aus Gründen, die sich aus seiner Sinnlichkeit und Selbstsucht herschreiben, einen Pfarrdienst sucht, ist in Rücksicht auf das Wesen des Segens, den er bei seiner Gemeinde erzielen sollte, im gleichen Fall, wie ein Mensch, der von keinen höhern Beweggründen, als von diesen getrieben, einen Schuldienst sucht.

So lange die Herren bei einander waren, trieb sich ihre Unterredung immer um den Punkt des Unsegens herum, den alle Arten von menschlichen Schwächen, sowohl im Erziehungsgeschäft als im Pfarrdienst, beides auf die Schul- und Pfarrkinder haben müssen, und Morgens darauf, da Glülphi der Gemeinde zum Schulmeister vorgestellt werden sollte, waren die Herren, die an dieser Vorstellung Glülphis in Bonnal Theil nehmen sollten, voll des gleichen hohen Ernstes und der Tag war äußerst feierlich. Arner kam mit seiner ganzen Familie am Morgen ganz früh, von mehreren Beamten begleitet, und beinahe so feierlich als an dem Tage, an dem man ihm huldigte, nach Bonnal. Glülphi und alle Anwesenden waren äußerst still. Arner und der Pfarrer führten ihn mit einer Feierlichkeit in die Kirche, ich möchte sagen, wie der Bräutigam seine Braut zum Altar führt. Die Kirche war auch gedrängt voll, denn es wunderte sich Alles über die außerordentliche Veranstaltung, die für die Vorstellung dieses Schulmeisters in Bonnal gemacht wurde.

8. Abermal eine Predigt.

Der Pfarrer wollte in dieser Predigt von dem erhabenen und göttlichen Verhältniß, das zwischen Eltern und Kindern,

eben wie zwischen dem Vater im Himmel und dem Menschengeschlecht statt finde, sprechen und zeigte seiner Gemeinde, wie ein jeder von ihnen durch diese Verhältnisse aufgefordert werde, seine Kinder in der Zucht und Ermahnung des Herrn zu erziehen; wie die Schulen zu allen Zeiten und unter allen christlichen Völkern als ein heiliges Mittel angesehen worden, das menschliche Verhältniß zwischen Eltern und Kindern mit dem göttlichen Verhältniß des Menschengeschlechts zu Gott im Himmel in einen übereinstimmenden Zusammenhang zu bringen. Er sagte ferner, wie der Segen, der dem Menschengeschlechte durch die Schulen zufließen könne und zufließen solle, nichts anderes als eine Verstärkung, Erhöhung und Sicherung der Segnungen seien, die den Menschen durch das häusliche Leben allgemein gegeben und bereitet werden sollten. Das christliche Hausleben, sprach er weiter, und sein eigentliches Heiligthum, die Vater, Mutter und Kinder im Glauben und in der Liebe vereinigende Wohnstube, ist und muß deshalb auch nothwendig als das heilige Fundament einer jeden guten christlichen Schule und diese als ein göttliches, heiliges Sicherungs-, Verstärkungs- und Erhaltungsmittel des wahren christlichen Glaubens und Lebens in den Wohnstuben und in den Haushaltungen angesehen werden.

Dann entwarf er seiner Gemeinde das hohe Glück eines Landes und eines Ortes, in welchem diese heilige Vereinigung des Haussegens und des Schulsegens in seiner ganzen Kraft und Reinheit statt findet; dann aber auch das schreckliche Unglück eines Landes und eines Orts, wo es sowohl an einem guten christlichen Hausleben, als an guten Schulen mangelt, mit einer Lebendigkeit und Stärke, daß den Zuhörern der traurige Zustand, in dem sich Bonnal in dieser doppelten Rücksicht befand, mit den lebhaftesten Farben vor Augen stand und nothwendig ans Herz gehen mußte. Indem er so mit der größten Lebhaftigkeit über diesen Gegenstand sprach, hielt er einen Augenblick stille, warf einen Blick voll Wehmuth auf seine Gemeinde, faltete dann die Hände und dankte mit sichtbarer Rührung Gott, daß der

Herr und Vater dieser Gemeinde zu einer Schule helfen wolle, die die heiligen Kräfte eines bessern, christlichen, häuslichen Lebens in ihren Kindern zu entfalten, zu beleben und zu stärken, und dadurch den Grundursachen ihres vielseitigen Unglücks und ihres vielseitigen sittlichen, geistigen und wirthschaftlichen Zurückstehens und ihres daraus herfließenden unglücklichen und elenden Zustandes ein Ende zu machen geeignet sei.

Er ließ seine Gemeinde tief fühlen, wie sehr sie dieser Wohlthat bedürfe, indem er zu ihnen sagte: Sinnet selbst nach, welch ein Unterschied ist zwischen einer Haushaltung, die für Alles, was ihr zeitliches und ewiges Heil erfordert, gebildete Kräfte in sich selbst hat, und armen verwahrlosten Leuten, denen dieses Alles mangelt und die von Allem, was sie, um sich Leibes und Seelenhalber wohl versorgen zu können, bedürfen, nichts recht verstehen und nichts recht können, und in jedem Vernunft, Ueberlegung, Erfahrung und Gewandtheit erfordernden Falle, weil sie sich darin nicht zu rathen und zu helfen wissen, in die Lage kommen, sich an böse Schlauköpfe, elende Maulbraucher und feine Verdreher aller Wahrheit und alles Rechts zu wenden, um bei ihnen Rath und Hülfe zu erhalten. Ihr wisset, wie Mancher von euch in dieser Lage unglücklich geworden, und indem er gesucht hat, einen kleinen Theil seines Eigenthums und ein unbedeutendes Recht zu erhalten, um sein ganzes Vermögen und damit um alle Fundamente seiner wirklich rechtlichen Stellung gekommen, und wie überhaupt in der Welt der Starke den Schwachen, der Reiche den Armen, der Schlaue den Dummen berathet, und was die Hülfe ist, die der Mensch, der sich nicht zu helfen weiß und doch hülfsbedürftig ist, von denen zu erwarten hat, die keiner Hülfe bedürfen und die Noth der Hülfsbedürftigen weder kennen, noch zu Herzen nehmen. Ihr wißt wie vielleicht keine andere Gemeinde aus traurigen Erfahrungen, die ihr selbst eine lange Reihe von Jahren gemacht habt, wie elend der Zustand eines verwahrlosten Dorfes ist und wie schwer es denen wird, die sich nach einem christlich und menschlich

eingerichteten Zustande ihres Dorfes sehnen, daß ihre Kinder für ihr zeitliches und ewiges Heil besser erzogen, gebildet und versorgt werden, als bisher geschehen und als sie selbst sind.

Christen und Brüder! rief er dann mit einer Kraft aus, wie ihn noch Niemand auf der Kanzel sprechen gehört, geht doch in euch selbst, denket euch, wie elend, niedrig und verächtlich der Zustand eines an Leib und Seel verwahrlosten, und hingegen wie ehrwürdig, wie beruhigend und erhebend derjenige eines in seinen wesentlichsten Bedürfnissen wohlbesorgten Dorfes ist, und fragt euch dann selbst: In welchem von beiden wünscht ihr, daß eure Kinder und Kindeskinder einst leben? Ich weiß zwar wohl, daß viele leichtsinnige und schwache Leute und selbst viele leichtsinnige und schwache Eltern in eurer Mitte sind, denen diese Frage in ihrem Leben nie in den Sinn gekommen ist; aber so weit ist doch kein Vater und keine Mutter versunken und verwildert, daß einer oder eine von ihnen es aussprechen dürften, es ist mir nichts daran gelegen, ob meine Kinder in dem, was sie für ihr zeitliches und ewiges Wohl bedürfen, verwahrlost, oder ob sie dafür gut und sorgfältig gebildet und wohl versorgt werden; nein, es ist doch in eurer Mitte ganz gewiß Niemand so weit unter alle menschlichen Gefühle versunken, daß er diesen Greuelausdruck der höchsten Verwilderung und Unmenschlichkeit auch nur denken, geschweige aussprechen dürfte; ich bin vielmehr überzeugt, weit die Meisten von euch wünschen nichts sehnlicher, als daß es diesfalls um ihre Kinder und Kindeskinder besser stehe, als um sie selber, daß sie an Leib und Seele besser versorgt werden, als dieses ihnen selbst zu Theil worden. Nein, nein, ich weiß es, ich bin überzeugt, es ist in eurer Mitte keines so tief versunken, euer und eurer Kinder Glück so weit mit Füßen von sich zu stoßen und Gottes über euch waltende Vorsehung so weit zu verkennen, daß ihr euch nicht von Herzen freuen solltet, daß ihr, die ihr in das tiefste sittliche, bürgerliche und häusliche Elend versunken waret, von euerm Herrn und Vater

zu einem hohen Grade des Glücks und des Segens erhoben werden sollt.

Ich will nichts von den vielseitigen Bemühungen und Einrichtungen reden, die er in allen Rücksichten für euch und für euer Glück trifft, ich gedenke jetzt nur dessen, deshalb wir gegenwärtig bei einander sind. Er will euch eine Schule stiften, die den wesentlichen Bedürfnissen eurer Kinder entsprechen und genug thun soll. Er will euch einen Schulmeister geben, der eure Kinder das, was ihnen zu können und zu wissen nutz und nothwendig ist, auf eine Weise lehren und es ihnen einüben wird, wie wenige Kinder so glücklich sind, das, was sie wissen und können müssen, in eben dem Umfang und auf eine eben so gute Weise lernen zu können. Liebe christliche Freunde und Brüder! Er wird von den Gaben, von den Kräften und Anlagen, die Gott in eure Kinder gelegt hat, keine schlafen, keine verloren gehen lassen; nein, nein, er wird von keiner Gabe, von keinem Talent, das Gott in eins eurer Kinder gelegt hat, zu ihm sagen: Diese Gabe ist nicht für dich, du kannst von ihr, ob sie dir gleich Gott gegeben, keinen Gebrauch machen, und das Wort wird nicht über seine Lippen gehen: Kind, du sollst in deinen Verhältnissen auch keinen Gebrauch davon machen wollen Nein, nein, er ist davon überzeugt, was Gott dem Menschen gegeben, das soll ihm kein Mensch rauben, und er, der Mensch selbst, soll und darf es auch nicht, als wäre es ihm von Gott umsonst gegeben, ansehen und ins Auge fassen. Nein, nein, jedes Talent, jede Gabe, die Gott dem Menschen gegeben, ist für ihn, in welchem Stande und in welcher Lage er sich befinden mag, anwendbar. Jede Gabe, die Gott einem Menschen gegeben, liegt in ihm als ein göttlicher Schatz, den die Welt in ihm anerkennen und ihm helfen soll aus den Tiefen seines Innern, wie das Gold aus den Tiefen der Berge, herauszuholen und zu Tag zu fördern. Nein, nein, kein Mensch ist für die Kräfte und Anlagen, die Gott in ihn gelegt hat, zu gering und zu schlecht. Kein menschlicher Stand, keine menschliche Lage ist ihrer Natur nach

und gleichsam von Gottes- und des göttlichen Rechts wegen so verworfen, daß Gottes gute Gaben darin nicht anwendbar sein sollten und nicht Frucht tragend gemacht werden könnten.

Aber so wenig ener neuer Schulmeister die Kräfte und Anlagen eurer Kinder schlafen lassen wird, eben so wenig wird er ihre Kräfte und Anlagen durch die bösen Künste leidenschaftlicher Triebe und unreiner Umtriebe beleben und mit dem wilden Feuer eitler und roher Bestrebungen auf eine Weise anfachen, daß sie sich unter einander selber aufreiben und verzehren — nein, nein, er wird eure Kinder nicht zum Vielwissen, er wird sie nicht zu unnützem und überflüssigem Wissen, er wird sie zum Können des Nützlichen und Nöthigen und durch dieses Können zum Erkennen desselben hinführen. Er wird sie nicht träumen und grübeln, er wird sie thun und leben lehren. Er wird sie durch das Glauben selbst den Sinn und den Werth des Glaubens, er wird sie durch das Lieben selbst den Sinn und den Werth des Liebens, durch das Denken den Geist und den Werth des Denkens und durch das Arbeiten den Geist und den Werth der Arbeitsamkeit erkennen lehren. Er wird das Reden über die Gegenstände ihrer Erkenntniß nicht ihrer Erkenntniß, sondern ihre Erkenntniß dem Reden über dieselben vorhergehen lassen, und in seinem Unterricht die wirkliche Entfaltung der Kraft jedes Guten und jeder Tugend und die Einübung ihrer Fertigkeiten den erläuternden Worterklärungen darüber vorhergehen lassen. Er wird das Wesen der Kräfte und Anlagen eurer Kinder sich ihnen nie als untergeordnet unter die zufälligen und wesentlichen Formen ihrer Anwendungsweise entfalten lassen Er wird ihre Kräfte und Anlagen im Innersten ihres Wesens durch Glauben und Liebe, durch Gottesfurcht und Erbarmung mit den zufälligen Formen ihrer vielseitigen Anwendungsweisen in Uebereinstimmung zu bringen und auf dieser Bahn zu verhüten suchen, daß sie nicht selber unterjochte Knechte ihrer eigenen, einseitig entfalteten und von ihrem Fleisch und Blut überwiegend belebten und dadurch verwirrten und auf-

gedunsenen Kräfte und Anlagen ihrer Natur werden. Er wird trachten, eure Kinder dahin zu lenken, ihre Kräfte und Anlagen durch Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung über die Gewalt der Finsterniß und den Willen des Fleisches und des Bluts zu erheben, und sie dadurch angenehm machen vor Gott und den Menschen.

Freunde! Brüder! Er wird eure Kinder im Glauben und im Gehorsam des Glaubens zu fleißigen und verständigen Kindern machen. Er wird sie auf dieser Bahn des wahren, heiligen, innern menschlichen Lichtes von den Werken der Finsterniß dieser Welt abhalten und indem er sie in diesem reinen Lichte zu Gott und ihrem Erlöser hinführt und in der innersten Tiefe ihres Wesens durch das göttliche Heiligthum seines Glaubens innigst mit allem Göttlichen und Heiligen zu vereinigen suchen wird, dieselben zugleich auch für alle Geschäfte des Lebens, für alle Theile ihres Berufs und ihrer häuslichen und bürgerlichen Pflichterfüllung verständig zu machen suchen und auch dieses auf die Fundamente eines stillen, beruhigten, häuslichen Lebens zu gründen suchen, die bisher in der Erziehung und Bildung der Kinder unsers Dorfs nicht anerkannt und benutzt worden sind.

Ihr wisset, liebe Zuhörer, ihr selbst seid in eurer Jugend zu dem, was ihr für euer zeitliches und ewiges Wohl nothwendig gehabt hättet, nicht mit der Sorgfalt, Liebe und Weisheit gebildet worden, deren ihr so sehr bedurft hättet. Das sollte euch auf der einen Seite froh und dankbar für die Hülfe machen, die eurer Kinder in dieser Beziehung wartet, auf der andern Seite aber kann ich mir auch nicht verhehlen, das Unglück, daß auch ihr in eurer Erziehung so sehr verwahrlost seid, wird bei Vielen von euch dahin wirken, daß sie wahrscheinlich die Art und Weise, wie euer neuer Schulmeister eure Kinder führen und die Mittel, die er für ihre Bildung anwenden wird, sonderbar finden und mißbilligen werden. Es ist mehr als wahrscheinlich, es wird Vielen unter euch vorkommen, er lehre sie Sachen, die sie nicht brauchen, die ihnen nichts nützen

und abtragen; bedenkt aber, daß ihr hierüber durchaus nicht richtig zu urtheilen im Stande seid; bedenkt, daß euch durchaus Alles fehlt, was euch zu einem gültigen Urtheil über diesen Gegenstand fähig machen und berechtigen kann, und glaubt mir und eurem Herrn und Vater, wir kennen den Mann, der das schwere Werk, eure verwahrlosten Kinder zu bessern und zu geschicktern Menschen zu machen, über sich nimmt. Wir kennen ihn und wissen, daß er ein weiser Freund der Kinder, ein einsichtsvoller Erzieher und ein in einem hohen Grad gewandter und tief begründeter Lehrer und fähig ist, eure Kinder in Allem, was sie zu ihrem zeitlichen und ewigen Wohl bedürfen, weiter zu führen, als ihr alle geführt worden seid und als ihr doch selber fühlen müßt, daß ihr hättet geführt werden sollen.

Aber redet selbst, Reiche und Arme! Seht euch selbst an, blickt auf euch selbst, auf eure Lage und auf eure Verhältnisse, blickt auf euer ganzes Sein und Leben, und antwortet euch selbst, müßt ihr nicht selbst wünschen, daß es mit euch anders stehen möchte, als es wirklich mit euch steht? Wahrlich, wahrlich, ihr könnt nicht anders, ihr müßt alle wünschen, daß es anders um euch aussähe; daß ihr es anders und besser hättet und anders und besser wäret, als ihr es wirklich habt und als ihr es wirklich seid. Aber warum könnt ihr nicht besser sein als ihr seid, warum könnt ihr nicht besser machen, was ihr doch gerne besser hättet, als eben darum, weil ihr innerlich und äußerlich zu nichts Besserem erzogen und gebildet seid? Redet und antwortet, ihr, die ihr reich seid! Warum sitzt ihr so armselig mit euerm Hab und Gut in unserer Mitte, und wißt nichts damit anzufangen, weder zu Gottes Ehre, noch zu eurer eigenen Befriedigung, noch zum Dienst eures Nächsten und Nebenmenschen? Redet und saget, warum könnt ihr euern Reichthum zu nichts, zu gar nichts von allem diesem, das allein euerm Leben einen wahren Werth geben könnte, benutzen? Warum könnt ihr mit allem euerm Reichthum nicht einmal eure Kinder aus dem Koth und dem armseligen Lebenszustand erheben, in dem ihr selbst steckt?

Warum dient er euch nicht einmal dazu, eure Kinder zu braven, brauchbaren, in ihren Lagen und Verhältnissen befriedigten Menschen zu machen? Warum könnet ihr das Alles so wenig, als weil eure Seelen von Jugend auf leer gelassen worden von allem Glauben an das Göttliche, Heilige, von aller Liebe zum Edlen, Schönen und Guten, von aller Erkenntniß des Wahren, von aller Achtung des Rechten, von aller Gewandtheit und Anstrengung im Nützlichen und Nothwendigen, und von aller Bildung zu dem Umfang der Fertigkeiten, deren ihr in euerm Leben unumgänglich bedürft, weil ihr in Verwilderung aufgewachsen, in Rücksicht auf die Entfaltung eurer innern, bessern Kräfte verwahrlost und vernachlässigt seid?

Und ihr, lieben, unglücklichen, leidenden Armen! Warum könnt auch ihr euch in eurer zurückgesetzten traurigen Lage so wenig helfen, als nur darum, weil ihr Erziehungshalber in der gleichen Lage ungeschult und in Rücksicht auf die Entfaltung eurer Kräfte und Anlagen eben so vernachlässigt und verwahrlost seid? Darum, nur darum allein könnt ihr euch in eurer Lage nicht besser helfen, weil die Kräfte, die euch Gott an Leib und Seel zu eurer Selbsthülfe und damit zur Beförderung eures zeitlichen und ewigen Wohls gegeben, in euch schlafen geblieben und Niemand, Niemand auf Erden euch zu ihrer Entfaltung mit der Weisheit und Kraft die Hände geboten, die dazu erfordert wurden. Darum und darum allein ist es, warum ihr so oft für euch und für eure Kinder die nöthige Nahrung und Decke nicht findet, hungrig und nackend und unglücklich umherzieht, wie Schafe, die ohne einen Hirten in der Irre herumlaufen, serben und hinfallen, ohne daß, ich möchte sagen, auch nur ein Hüterknecht hinzuläuft, sie bis auf den Tag der Schlachtung auf seiner Weide oder in seinem Stall zu versorgen. Ja, unglückliche, durch euer Leben verwahrloste Arme, nur darum, weil ihr in eurer Erziehung verwahrlost worden, nur darum ist es, daß ihr auch bei den vorzüglichsten Anlagen, die euch Gott gegeben, es in eurer Selbsthülfe nicht weiter gebracht, als so viele der Reichen, die

mitten in ihrem Wohlstand und Ueberfluß zwischen den Gaukelgenießungen ihres sinnlichen Wohlbehagens zu nichts weiter gekommen sind, als zu einem nicht bloß unwürdigen, selbstsüchtigen und lieblosen, sondern selbst zu einem unsinnigen, verworfenen, unmenschlichen Gebrauch ihres Wohlstandes, dessen sich auch so viele Arme unter euch in Betreff der Kräfte und Anlagen schuldig gemacht haben.

Und nun, christliche Freunde und Brüder, wollt ihr jetzt diesen bösen Zustand der Dinge, der in eurer Mitte feststeht, fortdauern lassen, da euch euer Herr und Vater fromm, christlich und edelmüthig die Hand bietet, denselben zu enden und alle dienlichen Anstalten trifft, euch an Leib und Seel besser zu versorgen, als ihr es bisher gewesen, Reiche und Arme, wollt ihr das? O nein, o nein, ihr wollt das nicht und ihr könnt das nicht wollen. O nein, o nein, ihr wollt die Hand, die euer Herr und Vater heute so wohlthätig gegen euch ausstreckt, nicht auf eine so empörend undankbare Weise von euch zurückstoßen. Ich bin überzeugt, ihr erkennt die Fürsorge, die euer Herr und Vater für euer zeitliches und ewiges Wohl euch angedeihen läßt, mit Dankbarkeit und Rührung. Ich bin überzeugt, ihr erkennt auch das, was er in Rücksicht auf die Wahl und Anstellung euers neuen Schulmeisters für euch gethan hat, als eine große Wohlthat, die euer Vater im Himmel in der Fülle seiner Gnade und Liebe euch angedeihen läßt und mit dem Danke und mit der Liebe, die ihr Gott und euerm Herrn schuldig seid, und ich erwarte in dieser Rücksicht besonders, daß ihr euern neuen Schulmeister als einen Mann ansehet, erkennt und aufnehmt, den euch Gott zu euerm Retter und Helfer in tiefen Leiden und Nöthen gesandt hat.

---

9. Eine kurze, aber eine Rede von ächtem, altem, reinem Rittergeist.

Nach der Predigt trat der Junker mit Glülphi, den er an der Hand führte, an der Treppe des Chors vor den

Taufstein und sagte: Liebe Kirchengemeinde von Bonnal! Wenn ich je in meinem Leben mit innerer Rührung und Erhebung in einer Kirche gestanden, so ist es heute. Liebe Gemeinde! Eure Kinder haben mir diese Woche den alten, lieben Vaternamen wieder gegeben. Ich möchte ihn verdienen. Ich möchte in Wahrheit, in Treue und Liebe euer aller Vater sein. Ich möchte Vaterwerke an euch thun und die erste, die wesentlichste Vaterpflicht, die ich euch schuldig bin, in Treue und Wahrheit erfüllen. Ich freue mich, einen Mann gefunden zu haben, der diesem wichtigen Vorsatz meines Lebens ein volles Genüge zu leisten vorzüglich geeignet ist. Mein Glück ist groß und ich kann es Gott nicht genug danken, daß ich für euch den Mann gefunden, den ich euch jetzt vorstelle. Nehmt ihn mit Liebe auf. Denket, daß er euer Wohlthäter und der Wohlthäter eurer Kinder und Kindeskinder werden kann, und geht ihm von eurer Seite, so gut ihr könnt, an die Hand, und sucht in Uebereinstimmung mit ihm eure Kinder auch zu Haus zu allem Guten zu halten, das in eurer Macht ist.

Glülphi stand, so lange der Junker redete, in einer Rührung neben ihm da, die fast eine Muthlosigkeit auszudrücken schien, die ihm nicht eigen war. Er hob beinahe kein Auge auf; da er aber ausgeredet, sagte er: Liebe Nachbarn! Ich werde durch meine Stelle aufgefordert, einen Theil eurer Pflichten an euern Kindern zu erfüllen, dadurch aber auch berechtigt, zu erwarten, daß ihr die eurigen an euren Kindern mit Gewissenhaftigkeit erfüllet und daß euer Hausleben nicht mit dem Guten, das wir in der Schule ihnen einzuüben suchen, im Widerspruch stehe. Ich bin nicht gewohnt, viel Worte zu machen. Wir haben gegenseitige Pflichten gegen einander. Ich will Gott bitten, daß er mir Gnade gebe, die meinigen mit Treue und Sorgfalt zu erfüllen; thut auf eurer Seite das Nämliche, so wird der Segen des Herrn auf unsern gemeinsamen Bemühungen ruhen. — Damit endete er.

10. Die Freuden dieses Tags, die leider nicht ungetrübt sind.

Der Junker wollte den Tag dieser Installirung Glülphis zum Schulmeister seinen Schulkindern zu einem Freudentage machen und ließ sie gleich nach der Kirche zu sich ins Pfarrhaus kommen.

Es war in Bonnal eine Stiftung von einem alten Junker im Dorf, die verordnete, daß alle Jahre, einmal zu Weihnacht und einmal zu Ostern, den Kindern ein paar Eier und ein paar Brödchen ausgetheilt werden mußten, und der Junker hatte an den letzten Ostern gesehen, wie tief und lebendig die Freude über diese Eier und über diese Brödchen auf das Gemüth der Kinder gewirkt, und erinnerte sich, daß der Pfarrer damals zu ihm gesagt, diese Freuden vermischten sich in der Einbildungskraft der Kinder so mit den der kirchlichen Feierlichkeit zu Grunde liegenden Thatsachen selber, daß die Geschichte von der Geburt Christi und den Hirten auf dem Felde und den Königen aus Mohrenland und diejenige von den Wächtern bei seinem Grab und den Engeln in schneeweißen Kleidern, die den Stein wegwälzten und den Weibern erschienen, ihnen bei jedem Anlaß, der sie an diese Austheilung der Brödchen und Eier erinnere, auch in den Sinn kämen und sich ihnen so angenehm einprägten, daß selbige ihnen durch ihr ganzes Leben als angenehme Geschichten vor der Seele schwebten.

Der Junker, der diese Weihnachts- und Osterfreuden an der Hand seiner Ahnfrau mit vielen Kindern seiner Dörfer selbst genossen und sich derselben noch mit angenehm belebtem Gefühl erinnerte, wollte diese Jugendfreuden in seinen Dörfern nicht nur nicht untergehen lassen, er wollte sie vielmehr vermehren, und jetzt den Stiftungstag der Schule in Bonnal den Schulkindern eben so zu einer Freude ihres Herzens und ihrer Unschuld machen. Selbst der Pfarrer gab sich alle Mühe, den Kindern von Bonnal auf diesen Tag so schön gemalte Eier anzuschaffen, als man je an einem Ostertag auf einem Dorf gesehen. Und die Frau

Pfarrerin, die den Garten voll Blumen hatte, machte einem jeden Kinde zu seinen Eiern und seinem Brödchen noch einen großen schönen Blumenstrauß. Als nun die Kinder nach der Kirche in's Pfarrhaus kamen und die Brödchen, die schön gemalten Eier und die Blumensträuße, die auf dem Tisch lagen, sahen, und hörten, daß sie ihnen gehörten, sagten sie zu einander: Das geht ja wie zu Ostern; aber so schön war es doch an keinen, so lang wir leben. Einige meinten gar, sie müßten jetzt, wie das zu Ostern und zu Weihnacht Brauch war, ihr Oster- oder ihr Weihnachtlied singen, und wollten sogleich anfangen; andere aber stüpften sie und sagten: Nein, nein, es ist nicht Ostern, wir wollen warten, bis man uns singen heißt.

Glülphi wußte noch nichts von dieser Freude, die der Junker und die Frau Pfarrerin den Kindern machten. Er wußte nicht einmal, daß seine Schulkinder im Pfarrhaus waren, sondern war ernst und still in einer Nebenstube mit dem Junker und dem Pfarrer. Therese sagte indessen den Kindern, sie sollten, sobald sie die Thür aufthun würde, das schönste Lied, daß sie in der Schule singen gelernt, mit einander anstimmen.

Jetzt that Therese die Thür auf, die Kinder stimmten ihr Lied an, und Glülphi sah plötzlich die singenden Kinder mit ihren Eierbrödchen und Blumensträußen in der Hand auf ihn zuspringen. Es war ihm bei diesem Anblick zu Muthe, wie Arner, da der Kinderzug mit dem Engel, der Rickenbergerin an der Spitze, im Garten des Pfarrhauses ihn in seiner dunkeln Laube wie aus einem Traum erweckte. Er stand gerührt vor ihnen, ließ sie ihr Lied aussingen und sagte dann: Ihr seid jetzt meine Kinder; es freut mich, euch hier zu sehen; wir werden uns von nun an alle Tage sehen, und ich hoffe, wir werden einander recht lieb werden.

Die Kinder waren fast alle gutes Muths. Auch gaben ihm viele auf das Wort: „Will's Gott, werden wir uns einmal recht lieb werden" zur Antwort: Ja gewiß, ja gewiß. Andere aber steckten doch die Köpfe zusammen, ant-

worteten nichts, und ein Kind des Geschwornen Hügi sagte zu seinen Gespielen so laut, daß es der Schulmeister fast hätte hören mögen: Ich weiß nicht, ob uns der Herr Schulmeister allen so lieb werden wird, mir wenigstens glaube ich, werde meiner Lebtag, wenn ich auch hundert Jahr alt werde, gewiß kein Schulmeister lieb. Glülphi bemerkte dieses Flüstern. Es mißfiel ihm, aber er wollte die Freude der andern Kinder nicht stören, er warf nur einen ernsten Blick an das Kind hin, aber fragte nicht, was sie sich ins Ohr flüsterten; er stand vielmehr forthin ganz unbefangen und liebevoll unter ihnen und bot einem nach dem andern die Hand; auch der Junker und Therese stellten sich mitten unter sie hin, und redeten mit allen über dieses oder jenes, von ihren Aeltern, von ihren Geschwistern, von ihrem Haus, von ihren Verhältnissen, so wie sie von einem jeden von ihnen etwas wußten.

Aber es begegnete doch noch Vieles, das nicht blos die Ungezogenheit und Frechheit vieler dieser Kinder, sondern auch das Mißtrauen und die Vorurtheile, die man ihnen gegen den neuen Schulmeister beigebracht, deutlich an Tag legte. Es war Glülphi immer mehr unbehaglich, je mehr er sie beobachtete, und er war wirklich froh, als der Haus jetzt in die Stube kam und sagte, das Mittagessen sei schon sehr lange auf dem Tische und es warte Alles auf die Herren, worauf denn die Kinder mit ihren Blumensträußen, Eiern und Brödchen heim gingen.

Die Frau Pfarrerin feierte an diesem Mittag die Installirung des Schulmeisters mit einem Essen, wie sie seit vielen Jahren kein so schönes und selbst an der Huldigung des Junkers kein besseres hatte. Die Stunde war fröhlich; alle, der Junker, Therese, der Pfarrer, die Frau Pfarrerin und der Rollenberger wetteiferten, dem Glülphi den Tag durch ihre heitere Theilnahme unvergeßlich zu machen. Was diese Stunde noch belebte, war Bylifsky, der, als er von Arner vernommen, daß Glülphi an diesem Tag zum Schulmeister in Bonnal installirt werden sollte, ihm, die Freude dieses Tags zu erhöhen, ein Geschenk von

sehr schönem, schwarzem Tuch sandte, das sich besser zu seinem neuen Beruf schicke, als seine Soldatenkleidung.

11. Eindruck dieser Installation auf den alten Schulmeister.

Den alten Schulmeister aber ärgerte es schon, daß der Pfarrer um des neuen Schulmeisters willen eine Predigt gehalten und daß der Junker ihn beim Taufstein an der Hand gehabt und der Gemeinde vorgestellt; doch tröstete er sich damit, der alte Junker selig habe mit seinen Bauern nicht so Narrenkomödien gespielt, und er denke, wenn er unter dem neuen Junker Schulmeister geworden, so wäre ihm diese Ehre auch zu Theil geworden. Aber als er nach der Kirche die Kinder ins Pfarrhaus gehen sah und in seiner Stube gar hörte, wie sie sich daselbst lustig machten, bald dieses bald jenes mit Ostereiern und mit Blumensträußen in der Hand am Fenster standen, wollte ihm das gar nicht behagen. Er schüttelte den Kopf und sagte: Vor Altem hat man auch wohl einem braven Schulmeister einen Freudentag gemacht und ihn zu einer Mahlzeit eingeladen, aber die Schulkinder so zu bewirthen, wie es jetzt geschieht, das kam doch früher keinem Menschen in den Sinn. Doch der neue Schulmeister wird, so sehr er jetzt juchheit und wie man jetzt auch immer ein Narrenwesen mit ihm treibt, seine liebe Noth auch kriegen, ich weiß das gewiß, fang' er nur einmal an zu schulmeistern, er wird dann schon sehen, ob der Schulmeisterhimmel so voller Geigen hange.

So tröstete er sich der Sache halber, die ihm so übel gefiel, oder vielmehr, er machte eine gute Miene zum bösen Spiel. Als aber jetzt der Junker Glülphis Gesundheit trank und der alte Schulmeister den lauten Ruf aller Kinder: „Es lebe unser neuer Herr Schulmeister“ in seiner Stube deutlich hörte, konnte er sich nicht mehr halten. Das wird mir ja offenbar zur Schand und zum Spott gethan, sagte er zu sich selbst und stampfte mit den Füßen. Da ihn

seine Schwester so laut mit sich selbst reden und mit den Füßen stampfen hörte, fragte sie ihn, was er habe. Er antwortete: Hörst du denn doch, wie der Pfarrer mich durch alle Schulkinder ausspotten läßt und siehst du denn nicht, wie sie alle Fenster in der Stube aufgethan, damit ich auch höre, mit welchem Lärm und Jubel sie den neuen Schulmeister begrüßen? Seine Schwester antwortete ihm: Lieber Bruder, im Sommer sind ja die Fenster im Pfarrhaus immer offen, und wo viele Leute in einer so kleinen Stube bei einander sind, so muß man sie aufthun, man möchte es sonst darin nicht aushalten. Aber hörst du, wie laut sie brüllen? Das geschieht doch mir zum Trotz, das kannst du nicht ableugnen, sagte jetzt der Bruder, und die Schwester erwiederte: Du bist närrisch, Bruder, wo man lustig ist, da geht's allenthalben so laut; ich will meinen Kopf daran setzen, es denkt kein Mensch an dich.

Er. Ich weiß wohl, was ich weiß. Der Pfarrer hat mich immer gehaßt, ich habe es zwar Niemand gesagt, aber es ist doch wahr, er hat mich, seitdem er da ist, immer gehaßt, und wo er immer konnte geplagt.

Sie. Ich kann das nicht glauben. Warum sollte er dich so hassen?

Er. Das weiß ich wohl warum; ich verstehe die Bibel besser als er, und weil er das weiß, muß er mich hassen, er kann es durchaus nicht an mir leiden.

Sie. Du hast dieß schon oft gesagt und dich schon so oft darüber ereifert, und am Ende, wer weiß, wer Recht hat.

Er. Das weiß ich sicher, und er weiß es auch.

Sie. Daß du die Bibel besser verstehst, als er?

Er. Ja, das weiß er. Er hat schon manchmal das auf der Kanzel gesagt, was er von mir gehört, und wenn er mich nicht haßte, er würde es selbst eingestehen, daß ich die Bibel wenigstens so gut verstehe als er.

Sie. Und ich glaube doch nicht, daß er dich eigentlich so hasse.

Er. Wie darfst du das sagen? Er hat mich ja von

meiner Stelle weggejagt, wie man einen Hund aus der Küche jagt.

Sie. Du kannst doch nicht sagen, daß er dich auf diese Weise fortgejagt; er hat dir ja die ganze Besoldung gelassen.

Er. Ja, wenn das nicht wäre, Gott weiß, was ich thäte; wenn man so Unrecht leidet, so kommen einem gar böse Gedanken.

Sie. Laß dir doch keine solchen kommen und sei ein Christ.

Er. Ja, wer kann ein Christ sein, wenn's einem so geht?

Fast im gleichen Augenblick, in dem er so rasend über den Pfarrer und das Unrecht, das er ihm anthue, redete, sagte der gute Pfarrer zum Junker und zum Glülphi: Es war sonst immer meine Gewohnheit, wenn eine Schulfeierlichkeit war, den Schulmeister auch einzuladen und ich würde es auch heute gern gethan haben, aber ich weiß, es wäre ihm jetzt nicht wohl bei uns. Das ist gewiß, erwiederte Glülphi, so wie ich ihn ansehe, würde ihm unser Mittagessen ganz gewiß nicht wohl schmecken, wenn er es neben uns sitzend zu sich nehmen müßte.

Pfarrer. Er soll seine Sache doch haben, und ich will machen, daß es ihm unserthalben nicht schlecht schmeckt — und damit sagte er zur Frau Pfarrerin, sie solle ihm von ihrer Mahlzeit ein so schönes Ehrenessen zurecht machen und in sein Haus schicken, als je ein Schulmeister aus einem Pfarrhaus ein schönes Ehrenessen bekommen. Und die Frau Pfarrerin rüstete ihm darauf einen ganzen Korb voll von ihrer guten und schönen Mahlzeit, legte noch zwei Flaschen von dem alten, guten Wein hinzu, den der Junker mitgebracht, und sandte das alles dem Schulmeister mit einem freundlichen Gruß von ihnen allen und auch vom neuen Schulmeister.

Jener hatte eben noch das Wort: „Ja, wer kann ein Christ sein, wenn man es einem macht wie mir“ im Mund, als des Pfarrers Hans seinen Korb mit allem Guten, das

sie zu Mittag hatten, in seine Stube brachte, und mit dem Gruß vom Junker, dem Pfarrer, ihren Frauen und dem neuen Schulmeister auf den Tisch stellte. Es fehlte kein Stück von ihrem Essen. Selbst von dem großen Fisch und der Pastete, die die Frau Pfarrerin um des Junkers und der Therese willen auf ihrem Tisch hatte, war auch ein Stück für den Schulmeister im Korbe.

Seine Schwester warf in dem Augenblick, in dem der Hans seinen Korb auf den Tisch stellte und das Tuch, mit dem das Essen bedeckt war, abnahm, einen Blick auf ihren Bruder, der ihm deutlich sagte: Sieh jetzt, ob's wahr sei, daß der Pfarrer dich wie einen Hund, den man aus der Stube jagt, behandle. Er verstand den Blick, schüttelte aber dennoch den Kopf; doch faßte er sich soweit, daß er ganz mit den ordentlichen Worten, mit denen ein wohlgelehrter Schulmeister einen Pfarrer für ein großes Geschenk dankt, danken konnte und wirklich dankte. Aber sobald der Hans aus der Stube war, sagte er doch zur Schwester: Ja, ja, das soll mich jetzt wieder gut machen für das Unrecht, das mir geschehen.

Die Schwester, die gut war, antwortete ihm nur, so ein schönes, gutes Ehrenessen habe doch gewiß noch kein Pfarrer seinem liebsten Schulmeister gesandt.

Das ist wahr, erwiederte der Schulmeister, das Essen ist brav, recht brav, und ich hätte eher an den Tod gedacht, als daß ich heute so ein gutes Ehrenessen aus dem Pfarrhaus erhalten würde.

Die Schwester suchte ihm jetzt eilend Messer und Gabel aus den Tischkasten hervor. — Und auch ein Glas! noch ein Glas! rief der Schulmeister. Da er es hatte, säumte er nicht mehr. Er betete geschwind über Tisch, und als er so nach seiner Weise die Kappe abzog, die Hände faltete und Gott dankte, für Speise und Trank, die er ihm bescheere, sagte die Schwester lachend: Du dankst doch im Herzen jetzt dem Pfarrer auch ein wenig dafür?

Er. Ja, mit dem hat es jetzt noch gut Zeit; der kann

mit dem Dank warten, bis es mir anders wird, als mir noch jetzt ist.

Sie. Aber du hast doch dem Hans zu Handen des Pfarrers so ordentlich gedankt, daß Einer hätte glauben sollen, es sei dir Ernst.

Er. Nein, nein, vom Ernst ist noch keine Rede, aber ich habe es wohl thun müssen, es hätte sonst nicht gefehlt, die hochadeligen und hochehrwürdigen Herren und Frauen am Tisch hätten gesagt, ich sei ein grober Lümmel, und das mag ich eben doch auch nicht gern heißen.

Trotzdem aber aß er drauf los, daß es eine Lust war. Beim ersten Glas Wein aber sagte er: Das ist auch ein herrliches Glas Wein, solchen hat mir der Pfarrer noch nie gegeben; er ist gewiß von dem, den er dem Junker aufstellt. Und einen Augenblick drauf: Der neue Schulmeister bekommt gewiß immer von diesem, weil er so beliebt ist. Darauf schenkte er sich ein Glas nach dem andern ein; aber da er b ö s e n Wein trinkt, kam ihm mit dem Trinken auch immer noch mehr in den Kopf, wie Unrecht ihm geschehn, und mit jedem Glas brauchte er sein Maul wieder mehr über den Pfarrer, den Junker und alles Unrecht, das er leide. Er tröstete sich aber denn gleich wieder damit, der liebe Gott werde wohl auch Alles rächen, wie er in seinem heiligen Wort versprochen, alles Unrecht zu rächen, das in der Welt der Schwächere so oft von dem Stärkern leiden müsse. Er hatte schon vorher ein gutes Glas Wein getrunken, und dieser letzte bessere stieg ihm jetzt so in den Kopf, daß er nicht mehr recht wußte, was er redete, und wie er das in diesem Fall immer that, daß er anfing über das, was ihm eben im Kopf steckte, mit übel angebrachten Sprüchen aus der Bibel herumzuwerfen.

Jetzt war ihm eben das Unrecht, das er vom Pfarrer und vom Junker leiden müsse, im Kopf, und von seiner berauschten Einbildungskraft belebt, sagte er jetzt: Haman, im Buche Esther, war auch so ein gewaltthätiger Tyrann, der das Volk Israel wegen seines rechten Glaubens verfolgte, wie mich jetzt der Junker und der Pfarrer wegen

meines guten Glaubens und meiner bessern Einsichten in das Wort Gottes und in das Evangelium verfolgen; aber der liebe Gott hat diesen großen Feind seines heiligen Volks schön an den höchsten Galgen gebracht, der noch je in der Welt aufgerichtet worden. Ich glaub', es sei ein Schnabelgalgen gewesen. Ich habe ihn einmal in einer Kupferbibel abgemalt gesehen; der Haman war daran so klein wie ein Vogel, so hoch hing er in der Luft. Ja, ja, es gibt Leute, die ich auch gerne so hoch in der Luft am Galgen hängen sähe.

Indessen war seine Flasche leer, und er wollte sogleich die andere auch noch angreifen; aber seine Schwester, die sah, daß er schon längst mehr als genug getrunken, und der das Selbstgespräch über Haman und den Schnabelgalgen anfing angst und bang zu machen, sagte zu ihm: Wenn du bei dir selber wärst und nicht so voll, wie ich dich in meinem Leben noch nie gesehen, so würde ich dir was anderes sagen; schäme dich, du redest wie ein Unsinniger und ein Unchrist, und ich hätte nicht geglaubt, daß du im Stande wärst, dergleichen abscheuliche Worte über deine Lippen gehen zu lassen. Er aber gab ihr keine Antwort, sondern sagte nur: Gib mir die zweite Flasche, die mir der Pfarrer geschickt hat. Aber es war keine Rede davon; sie hatte sie schon längst auf die Seite gebracht, und als er jetzt mit Ungestüm noch einmal sagte: Hörst, bring mir meine Flasche — antwortete sie ihm: Wenn du jetzt nicht im Augenblicke mit deiner Flasche schweigst, so werfe ich sie dir sammt dem Wein zum Fenster hinaus.

Der Schulmeister kannte seine Schwester und wußte, daß sie im Stande war, Wort zu halten und redete jetzt kein Wort mehr von seinem rechten Glauben, sondern nur von der Flasche. Nein, nein, sagte er, zum Fenster hinaus mußt du sie nicht werfen, es könnte Jahr und Tag gehen, ehe ich wieder zu einem so guten Glas Wein käme, ich will jetzt eben ins Bett gehen und sie dann morgen trinken.

Nun, nun, wenn du jetzt ins Bett willst, daß kein Mensch mehr sieht, wie du jetzt bist, so will ich denn auch

damit schweigen, was ich dir noch zu sagen hätte; aber mach' mach' jetzt, daß du aus der Stube und fort kommst.

Er wollte aufstehen, aber er schwankte auf beide Seiten und mußte sich mit beiden Händen am Tische halten. Da er sah, daß er keinen Schritt vorwärts konnte, sagte er zur Schwester: Es scheint, du hast doch Recht, es ist mir jetzt selber, ich hätte mehr als genug; dieser Wein muß doch verdammt stark sein, daß eine einzige Flasche mich so zugerichtet. Du mußt mir helfen, ich könnte Hals und Bein brechen die Treppe hinauf.

Ich sehe es wohl, sagte die Schwester, und führte ihn ziemlich unsanft fort und ins Bett.

---

12. Arners Thun fällt immer tiefer in schlechte Mäuler.

Fast das ganze Dorf fand es sonderbar, daß der Junker und der Pfarrer mit dem neuen Schulmeister so viel Wesens machten und sowohl seine Einführung, wie auch die Rede des Pfarrers gab zu den sonderbarsten Reden Veranlassung. Der Harfknopf behauptete, sie sei wider den alten Glauben, wenn sie das Dorf besser machen wollten, als es sei; denn es sei nichts Gutes am Menschen und er könne nichts Gutes thun. Solche neue Lehren vom Bessermachen des Menschen seien Lehren des Antichrist, der schon auf dem Wege sei und bald kommen werde.

Am schlimmsten machte es die Eichenbergerin, die bald nach der Predigt in vielen Häusern herumlief, um das Urtheil der Bauern über diese Narrenkomödie, wie sie es nannte, zu hören und darüber an Sylvia Bericht erstatten zu können, was sie dann auch noch spät am Abend in folgendem Briefe that:

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Ich beeile mich, Ew. Gnaden ungesäumt zu berichten, was heute für eine Narrenkomödie in der Kirche von Bonnal gespielt worden. Der Junker ist am frühen Morgen mit

seinem besten Wagen und mit einem Gefolg von Beamten, fast wie wenn er den Herzog bewillkommnen wollte, im Pfarrhaus von Bonnal vorgefahren. Ich glaube, wenn er für seine Bedienten eine Galalivree gehabt hätte, so hätte er sie dieselbe bei diesem Anlaß anziehn lassen; da aber seine Knechte alle Kothlümmel sind, so hat diese Galaerscheinung nicht Statt finden können und sein Klaus und sein Rollenberger sind, wie gewöhnt, in sehr schäbigen Kleidern in die Kirche gekommen, in der dann der Junker seinen trefflichen Herrn Schulmeister vor dem Taufstein beim lieben Händchen genommen und ihn seiner Gemeinde als seinen besten Freund und als den großen Mann vorgestellt, der ihm helfen werde, die eingefallenen Mauern seines guten Jerusalem wieder aufzubauen.

Sie sagte ferner, wie der Pfarrer in der Predigt, eben wie der Junker, das Maul so voll genommen, und der guten Gemeinde, wie der Prophet Heftlimacher, verkündet und geweissaget, was der große Herr Lieutenant aus ihren Bauernbuben und Bauernmädchen für wohlgezogene, vortreffliche, geistvolle und hochgelehrte Männer und Weiber zu machen gedenke, und wie, wenn sie diesem seinem guten Freund und Schulmeister an die Hand gehen und helfen würden, ihrem guten Dorf das Geld zum Dach hinein regnen und die gebratenen Tauben zum Maul hinein fliegen würden.

In diesem Geiste sagte sie noch Vieles, oder Alles, was die loseste Zunge, die täglich aus allem das Gift zu ziehn gewohnt ist, über Sachen und Menschen, die ihr verhaßt sind, zu sagen im Stande ist.

Sylvia säumte nicht, diesen Brief noch am nämlichen Abend, da sie ihn empfing, Helidor'n in die Hand zu geben Als er ihn gelesen, sagte er: Eine schlimmere Zunge habe ich doch nicht bald gesehen, sie macht beinahe Ihnen den Rang streitig. Ueber die Sache selber sagte er: Der gute Arner ist, wie ich Ihnen schon gesagt, in den Menschlichkeitsträumen unserer Tage verirrt und hat, wie es scheint, auch seinen Lieutenant damit angesteckt; ich möchte fast denken, die Wunde, die der hinkende Mann auch am Kopf

hat, habe Arnern geholfen, ihn zu verführen. Aber wie wird's den armen zwei Herren in der Ausführung ihrer Projecte gehn? Er setzte zuletzt noch lachend diese Bemerkung hinzu: Das adelige Cadettencorps von * *, in dem der Lieutenant nichts als reiten, tanzen, fechten, fischen, jagen und sich schlagen gelernt hat, scheint eben keine gute Vorbereitungsschule für Leute zu sein, die die Welt bis auf die hintersten Dorfwinkel hinab von den Uebeln, an denen sie, wie diese Herren nach ihren Träumerbegriffen sich einbilden, so unaussprechlich leidet, heilen wollen. Am Ende aber sagte er doch noch zur Sylvia: Ihre Eichenbergerin lügt indessen und verdreht, das fällt auf; ich sehe, daß sie über Arner und das ganze Wesen in Bonnal wüthend ist. Das macht aber nichts. Man kann zu dem Sprüchwort: „Kinder und Narren sagen die Wahrheit" noch hinzusetzen: „Auch wer recht wüthend ist, sagt die Wahrheit." Schreiben Sie ihr, sie solle Ihnen auch forthin umständlich berichten, was in Bonnal vorfalle.

Sylvia säumte nicht, sogleich, als sie von Helidor wegkam, an die Eichenbergerin zu schreiben:

Gute Freundin!

Du hast jetzt eine vortreffliche Gelegenheit, dich an Arner zu rächen und ihm den Schimpf, den er dir in seinem Schlosse angethan, mit Zins und Kapital zurückzuzahlen. Ich habe dich mit dem Mann, der in unserm Herzogthum Alles vermag, in Bekanntschaft gebracht. Er haßt das ganze Narrenzeug, das Arner in Bonnal vorhat, wie du, und was für uns noch weit wichtiger ist, er sieht es nicht gern. Ich bin überzeugt, er hat etwas dagegen, das ihm wichtig ist.

Ich weiß zwar nicht eigentlich was, aber ich sehe klar, daß er froh ist, wenn alles das Wesen dumm und schlecht geht, und bin überzeugt, wenn er etwas dazu beitragen könnte, daß es recht dumm und recht schlecht ginge, so würde er es thun. Er hat mit einer Miene, die mir keinen Zweifel übrig läßt, zu mir gesagt, du könnest vielleicht selbst etwas dazu beitragen, daß es noch dümmer und schlechter gehe,

als wenn du nicht dabei wärest, und du solltest mir doch Alles berichten, was vorfalle. Du siehst jetzt, wie ich dich in der Welt hervorziehe. Das hättest du doch in dienem Leben nicht hoffen dürfen, daß du so mit einem Mann, der der erste im Herzogthum ist, bekannt würdest. Du kannst noch zu Ehre und Ansehen kommen, mehr als du zu denken vermagst, wenn du dich recht brav hältst. Er hat zwar auch gesagt, du hättest ein böses Maul, man dürfe nicht Alles, was du etwa sagst, für baar Geld anrechnen, aber er setzte gleich hinzu, das mache jetzt nichts, es springe in die Augen, du seist recht empört über den schönen Junker, und wenn man über einen Menschen oder über eine Sache recht rasend sei, so sehe man ihre Fehler sicher ganz richtig, und es ist mir ganz klar, daß er die Fehler dieser Sache gerne hört.

---

13. Man muß die Hülfe für die Erdenbewohner nicht beim Mann im Mond und die Hülfe für ein armes Dorf nicht beim Träumer in den Wolken, und mehr beim Mann, der zu Fuß durch Dick und Dünn geht, als bei dem, der zu Pferd über Berg und Thal reitet, suchen.

Doch wir müssen wieder zu Arner und Glülphi ins Pfarrhaus zurückkehren. Wir haben sie, eben da sie die Kinder mit ihren Eiern, Brödchen und Blumensträußen wieder heim schickten, verlassen.

Als sie so bei einander am Tisch saßen und der Hans schon wieder von dem alten Schulmeister, dem er sein Ehren-essen gebracht hatte, zurück war, sagte Arner zum Pfarrer: Lieber Herr Pfarrer! Unser Schulmeister ist jetzt eingesetzt und von dieser Seite ist wenigstens ein Anfang gemacht, etwas für unser armes Dorf zu thun, aber wie viel braucht es noch von andern Seiten, wenn wir tief und mit Erfolg in das, was es wesentlich nothwendig hat, eingreifen wollen.

Pfarrer. Es braucht freilich noch viel.

Junker. Und zwar viel, das nicht in unserer Hand liegt und nicht von uns abhängt.

Pfarrer. Das ist unstreitig.

Junker. Wenn wir zu diesem Andern nur auch noch so viele Hülfe und Handbietung fänden als zu unserer Schule.

Glülphi mischte sich jetzt ins Gespräch und sagte: Wir müssen diese Hülfe und Handbietung für unser Dorf vorzüglich bei den Personen suchen, die vorigen Sonntag Abend bei uns gewesen. Alles, was am Tisch war, stimmte ihm bei und sagte: Das ist gewiß, der Baumwollenmeyer und die Weiber, die vor acht Tagen bei uns waren, sind gewiß die tüchtigsten Leute, die wir im Dorfe finden könnten, um durch sie auf die innere Verbesserung der Haushaltungen hinzu wirken. Wir wollen sie auch diesen Abend zu uns kommen lassen, sagte auf einmal Arner und Mehrere von denen, die am Tisch saßen.

Das geschah auf der Stelle. Der Pfarrer schickte sogleich seinen Hans zu ihnen hin, sie einzuladen; aber ehe sie kamen, redeten die Herren und Frauen über die Kinder und ihr Benehmen. Die Frau Pfarrerin sagte, sie habe zwischen die Freude hinein, die ihr dieser Auftritt gemacht, dennoch einiges sehr Unangenehme bemerkt. Alle und insonderheit Glülphi, und zwar mit einer Art von Aengstlichkeit, deren er sonst nicht gewohnt war, fragten sie jetzt, was das sei.

Sie erwiederte: Es haben sich offenbar etliche Kinder von den andern getrennt und sich allerhand Sachen, die die Andern nicht hören sollten, in die Ohren geflüstert. Auch habe sie in dem Kabinetchen ihrer Stube, wo sie Niemand vermuthet, mit ihren eigenen Ohren gehört, daß eines dem andern erzählt, sein Vater und seine Mutter hätten ihm daheim schon gesagt, sie wüßten nicht, was das sei, daß man so ein Wesen mit der neuen Schuleinrichtung treibe, und was man damit suche, daß man sie so flattire; sie sollten sich in Acht nehmen und nicht Alles glauben, was man ihnen sage; es sei nicht alles Gold was glänze; aber

sie sollten doch auf Alles, was man ihnen sage, Acht geben und ihnen alle Abende erzählen, was sie immer in der neuen Schule sehen und hören würden.

Die Frau Pfarrerin war eben noch bei dieser Erzählung, als der Baumwollenmeyer mit seiner Schwester, der Gertrud und der Reinoldin in die Stube hineintrat. Glülphi, der schon über das, was er selber Aehnliches an den Kindern bemerkt, etwas ängstlich war, wurde über das, was jetzt die Frau Pfarrerin erzählte, noch mehr betroffen. Auch auf Arner und den Pfarrer machte es einen unangenehmen Eindruck, aber der Baumwollenmeyer sagte ihnen gerade heraus, sie sollten das nur nicht so hoch aufnehmen, es werde noch viel Anderes und noch viel Wichtigeres begegnen.

Was die Herren am meisten schmerzte, war, daß, wie es schien, im Dorf Niemand glauben wollte, sie handelten in dem, was sie für das Volk thaten, aus gutem Herzen, und man schreibe ihnen selbstsüchtige Absichten zu.

Darüber sagte der Baumwollenmeyer: Aber wie können Sie denken, daß es in einem Dorf, in dem sich vielleicht fast ein halbes Menschenalter kein Mensch um den andern ein Haar krümmte und bald ein jeder das halbe Dorf aufgeopfert hätte, wenn er geglaubt hätte, sich dadurch einen Vortheil verschaffen zu können, es anders kommen könnte? Wenn Sie diesen Zustand der Dinge ins Auge fassen, so muß es Ihnen einleuchten, daß es fast unmöglich ist, daß in einem solchen Dorf ein Mensch dem andern etwas Gutes zutrauen könnte. Er sagte ferner, zu diesem Mißtrauen gegen alles Bessere, das schon im Dorf eingewurzelt sei, komme noch, daß die Hummelsgeschichten bei den meisten Dorfmatadoren dahin gewirkt, daß sie jetzt nicht blos mißtrauisch und furchtsam, sondern noch zum Voraus erbittert gegen Alles seien, was der Junker thue und vorhabe, und dann habe der alte Sauerteig der Religionszänkereien, die seit dem Pfarrer Flieg in Himmel ins Dorf gekommen, dieses Mißtrauen und diesen Widerwillen gegen alles Neue auf den höchsten Gipfel gebracht.

14. Große Verirrungen der menschlichen Selbstsucht in Rücksicht auf den gesellschaftlichen Begriff des Gemeinguts.

Auch das Mareili und die Gertrud mischten sich jetzt ins Gespräch und sagten gerade heraus, Einige von den Matadoren im Dorf würden, so lange noch ein Tropfen Blut in ihren Adern fließt, nicht verzeihen, daß sie unter der Linde neben dem Vogt als Schelme und Diebsleute hätten dastehen und den Bettelmann Niggeli und seines Gleichen um Verzeihung bitten müssen, daß sie mit dem Gemeingut übel gehaust.

Das ist gewiß, sagte der Meyer; diese Burschen haben in ihrem Leben nicht geglaubt, daß das Gemeingut den Bettelmann Niggeli und seinesgleichen etwas angehe.

Das glaub' ich wohl, erwiederte Glülphi; die Welt ist sich allenthalben gleich, und es würde mich wundern, wenn Dorflumpen, wie diese Vorgesetzten sind, das Gemeingut anders ansehen würden, als dieses in so vielen andern und größern Orten der Fall ist. Er brachte noch das Exempel der Herren von Krehwinkel an, die von Vater auf Sohn hinab so gewohnt waren, das Krehwinkel-Gemeingut als ihr eigenes Gut anzusehen und zu benutzen, daß sie sogar gemeiner Krehwinkelbürgerschaft durch eine Rathserkenntniß verboten, dieses Gut ferner in einer öffentlichen Verhandlung Stadtgut zu nennen, sondern dasselbe mit dem Namen Herrengut oder Rathshausgut zu betiteln.

Die Herren begriffen jetzt freilich, daß bei solchen Vorgesetzten-Begriffen über das Gemeingut unter den Dächern von vielen großen Häusern die Leute eben nicht allgemein gut für Arner gestimmt sein könnten, und wunderten sich auch nicht darüber, als die Reinoldin erzählte, des Geschwornen Hügi Frau habe den Blumenstrauß, den ihr Kind aus dem Pfarrhaus heimgebracht, sogleich zum Fenster hinaus auf den Mist und seine zwei Brödchen ihrem Hund und ihrer Katze dargeworfen.

Auch darüber verwunderten sie sich nicht mehr, daß der Speckmolch, da ihm sein jüngerer Bub sagte, wie lustig sie des neuen Schulmeisters Gesundheit ausgebracht, ihm geantwortet, er wollte lieber, er hätte seinen Stieren und Kühen im Stall ihre Gesundheit ausgebracht, als die des Narrenschulmeisters.

Sie hörten noch einige solche Aeußerungen, die die innere böse Stimmung vieler Lumpen im Dorf gegen Alles, was sie vorhatten bekundeten.

15. Alles Streben der Menschen fordert neben seinem innern Geist noch eine Anordnung und Sicherstellung seiner äußern Mittel.

Aber es war dem Glülphi schon eine Weile unbehaglich, diese Aeußerungen zu hören und er sagte: Was hilft uns, dieses Narrenzeug alles zu wissen? Es ist jetzt nur die Frage, wie wir es machen müssen, um allmählich genugsamen Einfluß zu bekommen, um nach und nach diese böse Stimmung im Dorf zu ändern.

Gleich darauf sagte der Baumwollenmeyer, es komme in dieser Sache nicht darauf an, daß viele Leute sich darein mischten, sondern darauf, daß die, die sich darein mischten, die Rechten seien. Er meinte, je stiller man mit der Absicht, den Haushaltungen des Dorfes aufzuhelfen, thun werde, desto besser werde es gehen. Er sehe freilich voraus, daß die Sache Schwierigkeiten haben werde, aber unmöglich sei sie nicht, und es walteten einige Umstände im Dorf vor, die, wenn man sie mit Liebe und Thätigkeit benutze, die Endzwecke des Junkers durch sich selbst befördern würden.

Arner und der Pfarrer fragten, was er für Umstände meine. Er antwortete: Die Noth und das Elend, das im Dorf ist, hilft an sich sehr dazu, daß hundert und hundert Menschen selber zeigen werden, daß sie Vieles anders wünschen, als es ist, und dann ist das, was wir suchen, so offenbar dieser Leute ihr Vortheil, daß Viele von ihnen, sobald sie

einmal einsehen werden, daß es ihr Vortheil ist, von selbst zu dem, was wir wünschen, Hand bieten werden.

Der Junker wollte hieran einen Augenblick zweifeln, aber das Mareili sagte zu ihm: Sehen Sie nur, wie es, seitdem Sie den Spinnerkindern zehntfreie Aecker versprochen mit dem Baumwollenspinnen besser geht. Der Junker lachte und sagte: Das ist aber ein erkauftes Rechtthun. Das Baumwollenmareili lachte auch und sagte: Freilich, aber wenn man das Gute will, muß man sich oft dazu verstehen, es zu kaufen und manchmal noch recht theuer. Nun, wenn's nur bessert, ich will manchmal hie und da etwas dafür zahlen, sagte der Junker.

Man redete noch eine Weile über die Mittel, die Leute dahin zu bringen, das zu thun, was ihr eigner Vortheil ist. Das Mareili sagte noch: Viele haben es damit wie das liebe Vieh, es geht kein Stier und kein Pferd von selbst an den Pflug und an den Wagen, sie wollen daran angeschirrt und daran angeführt sein; wenn sie dann aber nur brav ziehen und fahren, so hat man Alles, was man von ihnen fordern kann.

Es lachte jetzt Alles über den Gedanken, daß so viele Leute auch zu dem Guten, das man von ihnen wünsche, angeschirrt und angespannt werden müßten, und daß man, setzte Glülphi hinzu, oft noch eine gute Geißel dazu brauchen müßte. Der Gertrud aber wollte diese Vergleichung mit dem Anschirren und Anspannen nicht gefallen. Sie sagte: Es gibt aber Gottlob doch auch noch Leute, die das gute Joch des Rechtthuns selber gern an den Hals nehmen oder doch wenigstens nicht auf diese Art angeschirrt werden müssen.

Darin gab aber auch jetzt der Gertrud Alles Recht, und Alles fühlte, die höhern Beweggründe der Liebe und des Glaubens müßten hierin das Wesentlichste oder vielmehr Alles thun, und Alles gestand, daß durch das äußerliche Anschirren und Anspannen zum Rechtthun nie eine wahre Vollendung des Guten zu erzielen sei.

Das Mareili fand das auch ganz richtig, sagte aber doch:

Das ist dann des Herrn Pfarrers und des Schulmeisters Sache; unser einer muß hingegen gar viel mit dem Anschirren und Anspannen zu thun haben, und das ist doch auch nicht zu verachten, wie wir es sehen, seitdem der Junker sie mit der Zehntfreiheit fürs Hausen und Sparen so angeschirrt hat, wie es ohne das damit ewig nicht gegangen wäre. Das Mareili fuhr dann fort zu rühmen, wie gut es jetzt mit dem Spinnen gehe, und sagte, sie sind nicht nur sparsamer, sie treiben sogar Hoffahrt mit ihrem Garn und zeigen mir Woche für Woche recht stolz, wie sie es mir jetzt besser machen.

Es ist gut, sagte Gertrud, daß ich dich kenne und weiß, daß du nicht dazu gemacht bist, die armen Spinnerleute im Dorf hoffährtig zu machen, sonst müßte ich dir sagen, es ist im Grund für den wahren Segen einer Haushaltung nichts dabei gewonnen, wenn sie aus einer lüderlichen Lumpenhaushaltung eine geizige und eine hoffährtige Haushaltung wird; aber ich kenne dich, Mareili, und weiß, daß du das besser verstehst als ich, und bei deinen Spinnerleuten besser zu verhüten im Stande bist, als ich es wäre.

---

16. Das äußerste Bedürfniß aller Dorfverbesserungsmittel liegt in der innern Reinheit und das äußerste Hinderniß derselben in der bürgerlich noch gesteigerten thierischen Selbstsucht unsrer Natur.

Indessen machte das Wort der Gertrud auf Glülphi abermal einen tiefen Eindruck. Er sah sie, sobald sie es ausgesprochen hatte, mit dem stillen Ernst der wahren Empfindung an und sagte zu ihr: Dein Wort, die Beweggründe zum Spinnen bei deinen Kindern nicht aus Geiz und Hoffahrt hervorgehn zu lassen, ist mit deinem großen Wort: Aller Unterricht, der von der Sünde ausgeht, ist verflucht, die nämliche Sache, und sagt nichts anders, als: Aller Erwerb, der von der Sünde ausgeht und zur Sünde

hinführt, ist mit dem **Unterricht**, der davon ausgeht und dahin führt, im nämlichen Falle.

Gertrud widersprach nicht und Glülphi fuhr fort: Du meinst also auch, alle Mittel, den Haushaltungen im Dorf aufzuhelfen, die von Selbstsucht und Leidenschaft ausgehen, und hinwieder zu Selbstsucht und Leidenschaft hinführen, könnten im Grunde nichts helfen?

Von dieser Seite, sagten Arner und der Pfarrer, kann man den Endzweck, einem verdorbenen Dorf wieder aufzuhelfen, nicht schwer genug ins Aug fassen, und ich möchte bald fragen, sagte Arner, wie darf ich Hand daran legen und wer darf Hand daran legen? — Auch Glülphi sagte: Wer darf nun Dorfschulmeister werden, wenn er fürchten muß, daß jeder seiner Fehler seinen Schulkindern zum Unsegen, oder wie du sagst, sogar zum Fluch werden kann?

Gertrud war über den Ernst und die Aufmerksamkeit, mit der ihr Wort aufgenommen war, betroffen, saß ein paar Augenblicke beschämt und erröthet da, faßte sich aber bald wieder und sagte mit Würde: Des Menschen Thun ist nichts; er muß auf Gott vertrauen und mitten in seiner Schwäche und in seinen Fehlern auf Gottes Segen hoffen. Ich habe es erfahren: Gott ist in den Schwachen mächtig. Wer es redlich meint und mitten in seinen Schwächen das Gute fördert und sucht, so gut er es vermag, den segnet Gott, der oft in seiner Liebe wunderbare Folgen der Fehler aufhebt, die die Menschen in ihrer Schwäche täglich machen.

Diese Worte der Gertrud gingen den Anwesenden tief ins Herz. Eine Weile war Alles still. Arner unterbrach die Stille und sagte zu Gertrud: Du hast uns getröstet und erhoben; wir wollen mit Vertrauen auf Gott zusammenstehn und, wie du sagtest, für unsern Zweck thun, was wir können.

Sie gingen jetzt noch auf das Einzelne, was in ihrer Lage zu thun sei, ein. Es schien ihnen, daß es bei dieser Untersuchung auf folgende zwei Fragen ankomme:

1) Welches sind die Haushaltungen im Dorf, von denen

man vorzüglich hoffen darf, daß sie die Handbietung zu einer bessern Hausordnung mit gutem Willen annehmen werden?

2) Was für Menschen im Dorf sind willig und fähig, uns zu dem, was wir zu erzielen suchen, Hand zu bieten?

In Rücksicht auf die erste Frage erwiederte der Meyer: Ich darf sicher annehmen, die Spinnerhaushaltungen, die bei meiner Schwester keine Schulden haben und die, wenn sie genöthigt sind, solche machen zu müssen, selbige schnell und sorgfältig wieder zurückzuzahlen suchen, sind auch die, denen man am leichtesten ankommt, ihre Fehler zu bessern. Seine Schwester nannte auf der Stelle fünf bis sechs solcher Haushaltungen, von denen sie sicher sei, auf sie jeden Einfluß, den man wünsche, zu haben, um sie in eine bessere Ordnung zu bringen.

Ueberhaupt fanden sie, wenn bei armen, lüderlichen und unordentlichen Leuten nicht noch Hochmuth und Frechheit hinzukämen, so hätten sie im Allgemeinen fast immer noch ein weiches Herz im Leibe, und ließen sich gewöhnlich auch recht gern einen guten Rath geben, wenn sie gefehlt hätten; aber wo das Gegentheil der Fall und Lüderlichkeit und Unordnung noch mit Hochmuth und Frechheit gepaart sei, da seien die Leute unverschämt und sicher die Letzten, von denen man hoffen könne, etwas zu ihrer wirklichen Besserung auszurichten.

Alles stimmte hierin dem Mareili bei; nur der Meyer bemerkte noch, man müsse diejenigen, die hierin die letzten sein würden, nicht unter den Armen suchen. Darüber sagte Arner lachend: Du meinst doch etwa nicht, daß man diese Letzten vorzüglich unter den Reichen suchen müsse? Das nicht, erwiederte der Meyer, wohl aber unter den Dorfältesten, die die Herzensverhärtung ihres Hochmuths und ihrer Frechheit von Amtswegen höher treiben können, als alle übrigen Reichen und Armen im Land.

Der Junker wollte ihm im Anfang widersprechen und sagte, er glaube, beides, der Bettelhochmuth und die Bettel-

frechheit, so wie der Vorgesetztenhochmuth und ihre Frechheit hätten in Rücksicht auf die Verhärtung der Herzens ungefähr die nämliche Wirkung. Der Meyer aber erwiederte, es finde hierin ein sehr großer Unterschied statt. Freche und hochmüthige Menschen, die vermöge ihrer Stellung, ich möchte sagen, eigentlich von Amtswegen und auf ihre Eide hin gegen gemeine Leute, die bei ihnen Recht zu suchen oder gegen sie die Wahrheit zu behaupten genöthigt sind, Gewalt brauchen und der Unschuld, die wider sie zeugt, das Maul stopfen können, finden in ihrem Amte einen solchen Reiz zur Herzensverhärtung und zum Unrechtthun, daß ich wenigstens noch wenige Menschen gefunden, die ihm ganz zu widerstehen vermochten und unter den ihnen untergeordneten Mitmenschen ganz mit dem milden Sinn der Unbefangenheit und Anmaßungslosigkeit umhergingen, den ein jeder Mensch, der nicht in einer öffentlichen Stellung lebt, so leicht in sich selber erhalten kann.

Arner widersprach ihm nicht mehr, sagte ihm aber: Es dünkt mich, du fassest die Oberbauern in deinem Dorf doch ziemlich streng ins Auge. Der Meyer erwiederte: Wenn mir mein Dorf und die Nachkommenschaft darin wahrhaft, wie sie es soll, am Herzen liegt, so darf ich nicht anders, ich muß diese meine Oberbauern, wie Sie sie nennen, in Rücksicht auf ihre Herzensverhärtung als die letzten ansehen, die sich auf einen bessern Weg werden leiten lassen.

Der Meyer wollte am Ende sich seiner Ansicht halber entschuldigen und sagte noch: Gnädiger Herr! Es mag an andern Orten anders sein, aber bei uns haben unsere Oberbauern unter der Leitung des Hummel, von dem Sie uns endlich erlöst haben, mit Hülfe der Schreibstube im Schloß und selber durch Einmischung des damaligen Herrn Vikar allen Fundamenten unsers alten Dorfsegens und unsers stillen, frommen häuslichen Lebens vollends den Hals gebrochen und ein verruchtes, verfängliches Kunstbenehmen in alles Privat- und öffentliche Leben des Dorfs hineingebracht, daß wenn Sie, gnädiger Herr, der Hauptquelle unsers Unglücks nicht Einhalt gethan hätten, wir mit allen unsern

Bemühungen nur leeres Stroh dreschen würden. Aber Gottlob, es ist jetzt ja anders!

Und wie aus einem Munde wiederholte Alles, was am Tisch war, das Wort: Gottlob, es ist jetzt ja anders. — Und man kam sogleich wieder auf die Frage, welches denn diejenigen Haushaltungen im Dorf seien, von denen man vorzüglich hoffen dürfe, daß sie die Handbietung zu einer bessern Hausordnung mit gutem Willen annehmen würden.

17. Ein guter Boden für die Dorfverbesserung, wo man ihn nicht leicht suchte.

Hierüber sagte das Mareili: Ich glaube, daß wir den besten Boden für das, was wir suchen und wünschen, an einer Stelle finden werden, an die Niemand so leicht denkt.

Natürlich fragten jetzt alle, was und wo denn dieser beste Boden eigentlich sei.

Das Mareili nannte vor allem die Haushaltung des gehängten Uli und sagte: Seit dem Unglück ihres Mannes lebt seine Frau in ihrer Stube, wie die stillste, bravste Klosterfrau in ihrer Zelle. Ich gehe zu Zeiten zu ihr, und ich kann nicht sagen, welch einen rührenden Eindruck diese Frau auf mich macht; es ist, wie wenn sie von der ganzen Welt außer ihrer Stube nichts mehr wisse, und mit ihren Kindern redet sie von Morgen bis zum Abend nichts als vom Beten und Arbeiten. Es fuhr fort: Auch des Rickenbergers Haushaltung ist in diesem Fall. Jenes Kind sah in seinem weißen Kleid aus wie ein Engel und ist in seinem Herzen ein wirklicher Engel. Es schwebt auch auf seiner Mutter und auf allen seinen Geschwistern eine Art von Wehmuth, die mir immer zu Herzen geht, wenn mir eins von ihnen vor die Augen kommt, und es ist auch nicht möglich, daß eine Haushaltung stiller, frommer und fleißiger sein könne als diese. Auch die Geschwister der hingerichteten Lismergrithe gehören zu den bravsten, eingezogensten und fleißigsten Arbeitern, die ich habe, und doch war diese

Haushaltung vor ihrem Unglück eine der schlechtesten und leichtsinnigsten im Dorf; aber seither lassen sich die Mutter und die Geschwister fast vor keinem Menschen mehr sehen. Sie bringen mir ihr Garn, damit sie Niemand sehe, immer gegen Abend und an Tagen, wo mir sonst Niemand Garn bringt.

Diese Aeußerung erregte allgemeine Theilnahme und Aufmerksamkeit. Man wunderte sich im Anfang der Vorzüglichkeit dieser unglücklichen Haushaltungen; aber bald stimmte Alles der Aeußerung des Pfarrers bei: Diese Haushaltungen sind durch das Unglück, das sie getroffen, dahin gebracht worden, daß sie Jahre lang in herzzerschneidenden Gefühlen lebten und von Kränkung, Betrübniß und Sorgen so stark und so tief litten, daß sich fast nothwendig in ihrem Innersten ein heiliger Ernst entfalten mußte, der nicht anders als dahin wirken konnte, die Schwachheitsgelüste der Thorheit dieser Welt und ihrer Sinnlichkeit still zu stellen und dagegen die höhern Kräfte der Anstrengung, der Selbstüberwindung und mit ihnen den Segen und die Unschuld eines selbstsuchtlosern, bessern Lebens zu erzeugen.

In dem Augenblick dieser Aeußerung schlug Gertrud ihre Augen nieder und eine Thräne floß über ihre Wangen. Der Pfarrer bemerkte es, nahm ihre Hand und sagte zu ihr: Liebe Gertrud, du denkst in diesem Augenblicke an das Unglück, in dem du selber gelebt. Sie erwiederte: Wie konnte ich anders? Ich war eine lange Reihe von Jahren in Lagen, in denen ich das äußerste Elend, in welches diese Haushaltungen versunken, eben wie sie vor mir sah und ich kann nicht anders, als mir selber gestehen, ich danke die wenige Kraft, die ich hatte, meiner Haushaltung unter diesen Umständen zu sein, was ich ihr sein sollte, dem Drange dieser Tage und den Leiden und Sorgen, die ich täglich hatte, bis uns Arner Hülfe schaffte.

---

18. Die Zeitabschwächung unsrer durch Sinnlichkeit verdorbenen Einbildungskraft im Zusammenhang mit unsrer Neigung zur Gemächlichkeit des Lebens, zum Bilderdienst, zum Sektengeist und den damit innig verbundenen Fehlern des Mißtrauens und der Verleumdungssucht; eben so der Zusammenhang des Zeitübels unsrer Nervenschwäche mit schwächerer oder stärkerer Theilnahme an dem Luxusverderben unsrer Zeit und der großen Steigerung des Lumpenlebens, in welches die große Mehrheit unsers Volks versunken ist.

Die Unterredung lenkte sich wieder auf die Nachforschungen, was für Haushaltungen im Dorf seien, von denen man sich am meisten Hoffnung machen dürfe, daß sie vorzüglich und leichter als die anderen in das Gleis eines bessern häuslichen Lebens einzulenken seien. Bei dieser Nachforschung nahm jetzt der Pfarrer das Wort und sagte: Auch von des Pfarrers Flieginhimmel Anhängern sind viele sehr eingezogen und still; aber ihr Mißtrauen gegen Jedermann, der nicht ganz wie sie denkt und das Wörtliche und sinnlich Belebte ihrer Betansichten und Religionsausdrücke nicht ganz mit ihnen theilt und völlig wie sie ausspricht, schließt ihr Herz vor sehr vielen Menschen zu, die ihre Religion Geist-, Herzens- und Ausübungshalber kraftvoller, gediegener und probehaltiger in sich selbst tragen.

Der Baumwollenmeyer bemerkte hierüber, das Hauptübel, das einige von diesen Anhängern des alten Pfarrers von andern Leuten trenne, liege nicht so sehr in ihren Meinungen, als in ihrer Neigung zur Bequemlichkeit.

Der Pfarrer fand diese Bemerkung ganz richtig und äußerte sich darüber, die Sucht zur Bequemlichkeit und Trägheit, die er unter den Anhängern dieses Mannes allge-

mein angetroffen, hänge innig mit den Verirrungen der Einbildungskraft zusammen, welche der religiöse Bilderdienst so leicht veranlasse. Er sagte: Sie kaufen sich, da sie in unserm Dorf reformirt sind, freilich keine gemalten Bilder, aber sie tragen alle religiösen Ansichten, die man bildlich denken muß, so verhärtet in ihrer Einbildungskraft in sich selbst herum, daß ihr Seelenzustand in dieser Rücksicht viel schlimmer ist, als derjenige von Leuten, die gestochene und gemalte Bilder nur in die Hände nehmen und vor Augen halten. Ihre allgemeine Neigung zur Bequemlichkeit sei eine unzweideutige und offenbare Folge der innern Abschwächung der Kräfte ihres Geistes, ihres Herzens und ihrer Hand, die durch das zum Aberglauben und zu einer Art von Abgötterei hinführende Imaginationsspiel, das sie in dieser Stimmung mit dem Höchsten und Heiligsten treiben, herbeigeführt wird. Dieses Spiel aber hebe seiner Natur nach das Gleichgewicht der menschlichen Kräfte und zwar zu Gunsten der Traumsucht gegen die Eindrücke der Realität ganz auf und könne nicht anders, als bei der größeren Menge der schwächern Menschen zu einer sittlichen, geistigen und physischen Indolenz hinführen, müsse aber zugleich eine Menge Menschen von mittlern Kräften zu einem Sinn eines bösen maulbrauchenden Intriguirens für ihre Meinungen hinlenken, und endlich diejenigen von höhern Kräften zu einer fanatischen Anstrengung hinführen, in welcher sie sich selbst und alles in der Welt dem Traumbild ihres Imaginationsspiels und ihrer daraus herfließenden Meinungen und Ansichten mit der größten Herzlosigkeit und Gewaltthätigkeit aufzuopfern in den Stand kommen. In unsern Dörfern, setzte der gute Pfarrer hinzu, hat dieses fromme Imaginationsspiel, das mein Vorfahr zu uns gebracht, nur auf einige schwächere Menschen und zwar meistens weiblichen Geschlechts eigentlich tief eingewirkt, und ich kenne auch nur den Hartknopf, der sich, zum Glück auf eine sehr dumme Art, zum Intriganten dieser Meinungen erhoben; zum höhern und weit greifenden gefährlichen Fanatismus ist es bei uns gar nicht gekommen.

Auffallend dagegen, setzte er hinzu, ist es, wie die schwachen Anhänger, die dieser Mann uns hinterlassen, die wirkliche Thatkraft zu allem Edeln und Guten in sich selbst abgeschwächt haben. Ehe dieser Pfarrer in unser Dorf kam, war dasselbe, nach dem Zeugniß der ältesten Männer, ein frommes, braves, arbeitsames Dorf, ohne daß man dabei viel Wortwesens über Religion und Religions-Gegenstände machte, aber seitdem habe das Träumen und Schwatzen über die Religion und Religionsmeinungen dem kraftvollen, alten Sinn der Religion und dem mit ihm innig verbundenen eben so kraftvollen, alten Pflichtleben des Volks im höchsten Grad Schaden und Nachtheil gebracht und dagegen dem Fortschritte des Unglaubens und des Lumpenlebens, das unter dem Hummel Mode geworden, sehr aufgeholfen. Die Leute, sagte er ferner, die Anhänger der Meinungen dieses alten Pfarrers geblieben, seien zwar auch jetzt noch gutmüthige Menschen, die durchaus nicht dem Guten eigentlich abgeneigt seien, aber ihre Schwäche mache sie gegen Alles und gegen alle guten Menschen, die nicht in der Modefarbe und in der Modeform ihres eignen Guten vor ihnen erschienen, mißtrauisch und ihre Schwäche gebe ihnen eine belebte Neigung zum Verleumden und eine böse splitterrichterliche Zunge gegen alles Gute, das nicht ihre Form habe, und bringe sie dahin, ihre Urtheile bei allem Schein von Demuth mit großer Härte als wirkliche Verdammungs-Urtheile auszusprechen.

Er sagte noch besonders in Rücksicht auf ihre Neigung zur Bequemlichkeit, daß, wenn sie durch die Folgen derselben in Noth und unbequeme Lagen geriethen, die Gemüthsruhe, die sie, so lange sie sich bequem pflegen könnten, als einen Beweis einer göttlichen, innern Seelenruhe an sich rühmten, sich in ihnen schnell verwirre und dagegen eine Schwachheitsunruhe eintrete, die ohne ihresgleichen sei und die bei gemeinen Christen, die ohne solche hohe Religionsauszeichnungen und Vereinigungen lebten, nicht statt finde.

Es war Niemand am Tisch, der über diesen Schwachheitszustand der Anhänger dieses Pfarrers nicht auffallende

Beispiele wußte. Der Pfarrer brachte besonders das von der kranken Kienastin an, die bei ihrer Herzensgüte durch das Spiel der Einbildungskraft, in der sie ihre Religions-Ansichten und Meinungen sinnend und träumend herumtrug, durch einen großen Theil ihres Lebens unglücklich geworden, aber am Ende ihrer Tage, das wahrscheinlich nahe sei, dahin gekommen, das Unglück ihrer Verirrungen und Irrthümer einzusehen und zu bereuen. So wie sie, seien auch die meisten Anhänger dieses seines Vorgängers im Grund ihres Herzens innerlich wohlgesinnt, und er hoffe, wenn einst die Schulen diesen Leuten die innere kraftvolle Handbietung, die sie zu erzielen suchten, geben würden, so werde sich auch ihre Neigung zu einem überwiegenden Spielwerk ihrer Imaginationskraft und in der Folge auch diejenige zu ihrer Bequemlichkeit allmählich verlieren.

Je mehr die Herren in's Einzelne ihrer Nachforschungen eindrangen, desto mehr fanden sie Haushaltungen in ihrem Dorf, von denen sie Hoffnung haben durften, man werde ihnen auf diese oder jene Weise zu ihrer Besserung näher kommen können; sie fanden sogar, daß auch in den Haushaltungen von einigen reichen, alten Bauern, die aber unter dem alten Lumpenleben von den Dorfmatadoren als Esel- und Kuhbauern verschrien und hintenangesetzt worden, noch gar viel Gutes vom alten Leben des Dorfs übrig geblieben, und der Baumwollenmeyer und seine Schwester behaupteten, sie seien nur unwissend, aber nichts weniger als kraftlos und ungeschickt, und deshalb gar wohl aus ihrer Beschränkung, in der sie mehr aus Furcht vor dem Bösen der neuen Zeit, als aus eigner Kraftlosigkeit stehen geblieben, heraus und in ein besseres Gleis zu bringen. — So lange beschäftigten sie sich über die erste Frage.

19. Wer da sucht, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgethan.

In Rücksicht auf die zweite Frage, was für Menschen im Dorf willig und fähig sein möchten, ihnen zu dem, was

sie zu erzielen suchten, Hand zu bieten, schienen die Herrn im Anfang wenig Hoffnung zu haben, und selbst der Junker und der Pfarrer meinten, sie fänden im Dorf nicht die Hülfe, die sie dazu nöthig hätten; das Mareili hingegen äußerte sich, die Herren hätten dafür Mittel, wie vielleicht kein Dorf in der Welt. Auf die Frage, wie es das verstehe, erwiederte es lachend: Ihr Herrn, findet doch ein jeder Lumpenwirth, der es dahin bringt, daß der Dorfvogt, der Weibel und die Richter im Dorf viel bei ihm zusprechen und ihm in jedem Fall, wo es etwas einträgt, das Wort reden, in allen Gassen Leute, die Alles thun, was sie nur können, um sein Wirthshaus in Aufnahme zu bringen, wie sollte es denn euch, ihr Herren, an Mitteln zu Erreichung eurer guten Zwecke für unser Dorf fehlen können?

Der Junker fand diese Vergleichung sonderbar und sagte lachend zum Mareili: Wie kommst du dazu, unsere Bestrebungen, euerm Dorf aufzuhelfen, mit den Bestrebungen eines solchen Lumpenwirths zu vergleichen und uns fast zu winken, als ob die Mittel, die wir für unsere Zwecke in unserer Gewalt hätten und brauchen sollten, die nämlichen, oder doch wenigstens denen ähnlich seien, die ein solcher Mann für die seinigen hat und braucht?

Das Mareili schüttelte über diese Bemerkung nur den Kopf und sagte: Die Herren glauben ganz gewiß nicht, daß ich das, was ich gesagt, also verstanden habe. Ich meine, wenn in einem Dorf der Junker, der Pfarrer und der Schulmeister, die sämmtlich Leute wie Sie sind, zusammenstehen, um einem Dorf aufzuhelfen, so haben sie dafür mehr Mittel in sich selbst, als sieben solche Wirthe in den Dorfvögten und Vorgesetzten, die ihnen für ihre Zwecke beistehen.

Daran habe ich nicht gedacht, sagte der Junker, daß du uns mit deiner Vergleichung so viele Ehre erweisen wolltest; weil du es aber so meinst, so muß ich dir antworten, wenn wir bei allen Mitteln, deren wir, wie du sagst, mehr in uns selbst haben, als sieben solche Wirthe, dich, deinen Bruder und diese zwei Frauen nicht an der Hand hätten, so würden

wir mit all unserm guten Willen nichts in euerm Dorf ausrichten können, und dann muß ich leider noch hinzusetzen, wenn wir das ganze Dorf auslaufen würden, so würden wir doch keinen zweiten Baumwollenmeyer, kein zweites Mareili, keine zweite Gertrud und auch keine zweite Reinoldin finden.

Das Mareili und die Gertrud schlugen die Augen nieder und schwiegen still; die Reinoldin aber sagte muthvoll und jugendlich freudig: Es soll an uns nicht fehlen; wir wollen helfen, wo wir können. Damit stand sie auf, bot dem Mareili und der Gertrud die Hand, und sagte: Ich bin jung, aber ich traue auf euch und will euch folgen in Allem, was ihr mir diesfalls rathet. Auch der Meyer äußerte sich bestimmt: Will's Gott, richten wir mehr aus, als wir jetzt selber glauben; es ist ein seltener Fall, daß ein Dorf die Hülfe findet, die wir uns von euch, ihr Herren, versprechen dürfen.

Wenn's nur auch nicht so gar schlimm in unserm Dorf aussähe, sagte der Junker. Wenn ich mir das Dorf, so wie es unter der Linde vor mir stand, vor Augen stelle, so verschwindet mir allemal die Hoffnung, wir würden das, was wir suchen, ausrichten, aus meiner Seele, und es fällt mir bei aller Hülfe, die wir von euch haben werden, doch schwer zu glauben, daß wir dem Vorhaben gewachsen seien. Die Alten möchte ich wenigstens fast für unverbesserlich halten.

Dem widersprach Glülphi mit Lebhaftigkeit. Auch der Baumwollenmeyer und seine Schwester widersprachen dieser Ansicht und sagten, man müsse in der Welt keinen einzigen Menschen, geschweige ein ganzes Dorf, für unverbesserlich halten. Gertrud, deren stiller Muth sich immer gleich bleibt, nahm das Wort und sagte: Nein, nein, unverbesserlich ist der Mensch nie; die Kräfte seines Geistes, seines Herzens und seiner Hand können beim Lumpenleben eines Dorfs wohl lahm und wenn ihr wollt, aussätzig werden, aber des Menschen Herz und des Menschen Kopf, wenn es schon, ich möchte sagen, in Hirn und Brust durch Umstände halb in Fäulniß gebracht werden kann, stirbt doch nie ganz in ihm

aus. Der Mensch kann freilich eine Weile ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Vernunft und ohne Thätigkeit leben, aber die Kraft seines Glaubens, die Kraft seiner Liebe, die Kraft seiner Vernunft und seiner Thätigkeit stirbt doch nicht ganz in ihm aus, und wenn das bei einem einzelnen Menschen wahr ist, so ist es noch weit mehr bei einem ganzen Dorfe wahr. Wenn man nur von oben herab recht an das Gute, das im Menschenherzen ist, anklopft, so öffnet es sich gewiß.

Dieser Ansicht widersprach Niemand, und es vereinigte sich Alles in der Meinung, es komme gar nicht darauf an, daß sie im Anfang viele Leute fänden, die sich mit ihnen zu ihren Zwecken vereinigten, wohl aber, daß man es von oben herab wohl verstehe, die zu suchen, die in jedem Fall für das, was man nothwendig hat, die rechten sind. Und der Lieutenant sagte noch: Es ist sogar gut, daß jetzt unser nicht zu viel sind; es ist ein altes und ein wahres Sprichwort: „Wo viele Hirten sind, da wird nicht wohl gehütet.“ Es könnte für unsere Zwecke nichts verderblicher sein, als wenn sogar die Waschweiber beim Brunnen und die Maulbraucher in den Wirthshäusern zusammenstünden und sich erzählten, wie sie dem Junker an die Hand gehen wollten, sein verlumptes Dorf in Ordnung zu bringen.

Alle und selbst auch der Junker fühlten sich für ihre Zwecke wieder etwas muthvoller und redeten jetzt mit mehr Unbefangenheit von den Schwierigkeiten und dem starken Widerstande, der ihnen von verschiedenen Seiten aufstoßen würde. Das Baumwollenmareili sagte, das Dorf mache sich die wunderlichsten Vorstellungen von dem, was der Lieutenant mit seiner Schule und der Junker mit dem Dorf anfangen wolle. Die Reinoldin sagte, in ihrer Nachbarschaft fürchteten die Leute, der Schulmeister werde die Bettelbuben mit den Narrheiten, die er sie lehren werde, so hoffährtig machen, als nie ein Bauernbub' ob dem größten Stall voll Stiere und Kühe werden könne.

Ja, sagte der Pfarrer, mein Klaus hat mir diesen Morgen auch erzählt, der Sigrist habe gestern zu ihm gesagt,

wenn der adelige Herr Lieutenant ein halb Jahr lang bei ihnen Schulmeister sein würde, so könne der Junker und der Pfarrer darauf zählen, die Bonnaler Buben würden vor ihnen keinen Hut mehr abziehen und keinen Scharrfuß machen, wie sie es bisher gethan. Der gute Sigrist habe noch hinzugesetzt, das sei vor Altem doch so schön gewesen und der alte Junker und der alte Pfarrer hätten es so gern gesehen.

Es lachte zwar Alles über das Hutabziehen und den Scharrfuß, den der alte Junker und der alte Pfarrer so gern gesehen, aber der Baumwollenmeyer sagte, wenn es nur bei solchen Sigristenklagen über das Hutabziehen und den Scharrfuß bleiben würde, aber er fürchte weit andere Auftritte, die der Neid und die Niederträchtigkeit einiger Menschen im Dorf gegen alles Gute, was sie versuchen möchten, hervorbringen werde.

Ach wie doch die Menschen bis zur Verworfenheit niederträchtig und schlecht sind, sagte jetzt wieder der Junker. Aber Glülphi, vom Wort der Gertrud gestärkt, antwortete ihm mit ernster Fassung: Das ist nur in großer Beschränkung wahr. Eigentlich darf man doch nie sagen, der Mensch sei niederträchtig und verworfen, man darf nur sagen: die Menschen, in denen durch Verwahrlosung, Sinnlichkeitsüberfüllung und Verkünstelung die Kraft und das Rechtsgefühl der Menschennatur vernichtet worden, nur diese sind eigentlich niederträchtig und verworfen.

Er hatte das Wort kaum ausgesprochen, so erschallte gleichsam wie aus einem Munde: Ja, es ist wahr, die Menschen sinken nur durch Verwahrlosung, Ueberfüllung und Verkünstelung zur Niederträchtigkeit und Verworfenheit hinab. Dann aber erkannten sie auch eben so allgemein, die Verwahrlosung der größern Menge der Menschheit auf der einen Seite und die sinnliche Ueberfüllung und Verkünstelung auf der andern habe in unserer Zeit eine Höhe erreicht, die vielleicht, so lange die Welt steht, nie so groß gewesen. Sie redeten noch eine Weile von der Größe dieser Verworfenheit und Niederträchtigkeit, die sie in ihren Be-

strebungen eigentlich zu fürchten hätten, und fanden unter dem ärmern und arbeitenden Volk gebe es doch wenig Menschen, die man eigentlich mit dem Namen niederträchtig und verworfen bezeichnen dürfe. Der Meyer und Glülphi, die beide große und weitführende Lebenserfahrungen gemacht hatten, sagten einstimmig, Menschen, die man soweit als schlecht bezeichnen dürfe, hätten sie wenige unter denen gefunden, die außer ihrer Wohnstube nichts zu befehlen hätten, außer wenn sie von Leuten, die in Verworfenheit versunken, zu ihren Niederträchtigkeitsstreichen verführt worden. Aber leider gibt es unter einem tief versunkenen Volk, sagte der Lieutenant, in allen Winkeln Hungerleider, die nach den Brosamen schnappen, die die verworfensten Menschen oft von den Tischen ihrer Niedrigkeit fallen lassen.

20. Armseligkeit, Schwachheit und Heirathsintriguen.

So oft der Junker die Gertrud sah, fragte er auch nach dem Hübelrudi, und wie es ihm mit der Meyerin gehe. Dies that er auch dießmal. Gertrud erwiederte, wie das letzte Mal, sie könne eigentlich nichts sagen, die Meyerin erkläre sich nicht bestimmt darüber; daß aber die Vogtin im Sinne habe, Alles aufzubieten, was ihr immer möglich, damit aus dieser Heirath nichts werde, daran zweifle sie keinen Augenblick; ihr böser Wille blicke ihr zu den Augen heraus, wenn man sie nur ansehe. Der Junker sagte: Geschehe in Gottes Namen, was wolle, aber es macht mich allemal verdrüßlich, wenn ich daran denke, wie sich der Vogt in dieser Sache gegen mich benommen.

Dieser saß in diesem Augenblick bei einem Glas Wein mit seiner Frau in der Stube, die diesen Morgen auch in der Kirche gewesen und seit dem Mittagessen ein Weites und Breites daraus machte, was doch der Junker und der Pfarrer mit diesem Exerziermeister, den er zu ihrem Schulmeister gemacht, anfangen wolle. Der Vogt tröstete sich darüber mit dem Wort: Gottlob, daß das Schulwesen eine

Sache ist, die nicht vor Audienz kommt. Ich verstehe gar nichts davon und wüßte nicht, was ich dazu sagen sollte.

Vogtin. Ich glaube bald, du wünschest, daß gar nichts von Audienz komme, damit du über gar nichts deine Meinung sagen müssest.

Vogt. Du hast fast Recht. Die Audienzstube ist mir verleidet wie kaltes Kraut, und es macht mir Mühe, wenn ich dort über irgend etwas reden muß.

Frau. Wenn du nur auch außer der Audienzstube nicht wie ein Narr reden und nicht dummes Zeug schwatzen würdest, wie du letzthin beim Junker deiner Schwester halber gethan hast.

Ja, erwiederte der Untervogt, du mahnst mich eben recht daran, ich habe heute den Junker noch keinen Augenblick gesehen, und ich kann nicht anders, ich muß diesen Abend noch zu ihm.

Frau. Thue doch etwas Gescheidteres, das ist gar nicht nothwendig.

Vogt. Doch, doch, ich kann nicht anders; er könnte meinen, was dahinter stecke, daß ich nicht zu ihm komme.

Frau. Meine er, was er wolle, bleib' du jetzt ordentlich zu Haus; du könntest ihm noch einmal versprechen, du wolltest das Deinige dazu beitragen, daß der Bettelrudi deine Schwester zur Frau bekomme.

Vogt. Ich hab' ihm das nie versprochen.

Frau. Sag' das nicht. Du hast es vielleicht nicht im Sinn gehabt zu halten, das traue ich dir noch zu, aber versprochen hast du es sicher.

Vogt. Ah, die Schwester bekommt, wie es scheint, den Ochsenfeist doch nicht.

Die Ursache aber, warum der Vogt dieses sagte, ist folgende: Der Ochsenfeist, dem die Untervogtin ihre Schwägerin zugedacht, hatte vor ein paar Tagen vernommen, daß der Hübelrudi sich um sie bewerbe und daß das ganze Dorf von diesem Gerede voll sei. Als er das vernahm, stand er eben unter seiner Hausthür. Er blieb, da er das

hörte, wohl eine Viertelstunde unter der Thür stehen und hatte das Maul vor Verwunderung offen; denn er konnte nicht begreifen, daß ein Mensch, dem er mehr als einmal, wenn er in seinem Dorf gemetzget, etwas Abgehendes zum Almosen gegeben, ihm bei einer Heirath in den Weg kommen könne. Als ihm aber endlich das Maul wieder zufiel, wurde er so wild, daß er eine Weile nicht wußte, was er machte und sich, damit er wieder zu sich selber komme, zum Essen und Trinken hinter den Tisch setzen mußte. Dadurch brachte er sich wieder so weit zu sich selber, daß er zu dem Schulmeister gehen und ihm dann folgenden nachdrücklichen Brief an die Untervogtin angeben konnte.

Herzvielgeliebte Frau Bas Vogtin!

Ich muß mich schämen wie ein Hund, und möchte wild werden vor Zorn, was über euere Schwägerin hier ein Gerede geht. Der ganze Ort weiß, daß ich ein Auge auf sie habe; Ihr seid allein Schuld daran, sonst kein Mensch. Ich wäre schon längst versorgt, wenn Ihr mich nicht mit ihr aufgehalten hättet, und ich will wenig sagen, zehn und zwanzig Mädchen, die eben so hübsch und noch hübscher und mit dem Geld denn doch ganz anders bestellt sind als diese, würden die Finger nach mir lecken, wenn ich nur ja sagte; und ich weiß gar nicht, was diese sich einbildet und was sie meint, daß sie Besonderes habe und warum ich leiden soll, daß sie mich aufzieht; und ich werde mich keinen Augenblick besinnen, sie hocken zu lassen, wie sie hocket, insonderheit auf das hin, was man mir jetzt von ihr erzählt, und nur allein Euch zu gefallen, weil Ihr es so gern hättet und schon so viel Mühe damit gehabt habt, will ich doch nicht völlig von ihr abstehen, und glauben, wenn es schon nicht zu glauben ist, es sei nicht wahr, was man von ihr erzählt. Aber lange will ich das doch nicht mehr so haben, und Ihr könnt es ihr nur sagen, wenn es mit dem Bettelbuben sei, wie man redet, daß sie ihn neben mich stelle, so soll sie meiner nur kein Acht mehr nehmen.

Dieses habe ich nicht unterlassen können Euch zu

schreiben. Womit, in den Schirm Gottes wohl befohlen, verbleibe

Herzvielgeliebte Frau Bas Untervogtin!

Euer getreuer Vetter:
Hans Ulrich Ochsenfeist,
Metzger und Sonnenwirth.

Auf diesen Brief glaubte der Untervogt, es sei mit dem Ochsenfeist und seiner Schwester am Ende, er werde sie nicht mehr nehmen. Seine Frau aber war nicht dieser Meinung, und da ihr Mann ihr jetzt sagte, er glaube, es könne nicht mehr viel schaden, was er auch jetzt über diese Sache dem Junker sagen möchte, antwortete sie, erst wenn sich Schwierigkeiten in einer Sache zeigten, müsse man recht Sorge tragen, daß sie nicht fehle; dieser Brief sei noch gar nicht das Ende und es sei über diese Sache bei weitem noch nicht aller Tage Abend, sie werde den Meister Ochsenfeist wohl wieder einen andern Brief schreiben machen und wolle erst jetzt recht anfangen, sich alle Mühe zu geben, daß ihr die Sache nicht fehle.

Nun, nun, ich wünsche dir Glück dazu, aber ich muß jetzt gehen, ich muß nothwendig zum Junker.

Sie wollte ihn noch einmal abhalten, da sie aber nicht konnte, wiederholte sie ihm: So mach' mir wenigstens in dieser Sache nicht noch einmal einen Narrenstreich, wie du mir schon einen gemacht hast. Damit mußte sie ihn gehen lassen und er kam fast eben in dem Augenblicke zum Junker, als dieser dem Hübelrudi und der Meyerin bei der Gertrud nachgefragt und zu ihr gesagt, es mache ihn allemal verdrüßlich, wenn er daran denke, wie sich der Vogt dieser Sache halber bei ihm benommen. Da er zum Junker kam, fragte er ihn, was er zu befehlen habe. Der Junker erwiederte: Nichts, jetzt gar nichts, und der Vogt wollte sogleich wieder fortgehen und sich, wie man sagt, aus dem Staube machen, ehe der Junker noch zu einem zweiten Wort kommen konnte. Aber dieser verstand es nicht so und rief ihm nach: Aber hör' doch, da wir letzthin vom Hübelrudi und deiner Schwester sprachen, sagtest du mir, es solle

dieser Sache halber an dir nicht fehlen. Hast du ihm jetzt bei ihr, wie du mir Hoffnung dazu gemacht, das Wort geredet? — Der arme Mann erschrak so sehr, daß er eine Weile nicht antworten konnte. Endlich brachte er doch heraus: Gnädiger Herr, verschonen Sie mich doch in dieser Sache. Ich kann darin nicht helfen. Wo ich mich diesfalls hinwende, habe ich nur Verdruß.

Junker. Hast du dich etwa der Sache gar zu eifrig angenommen, daß du Verdruß davon hast?

Vogt. Nein, nein, das nicht, das nicht.

Junker. Aber warum hast du denn Verdruß davon?

Der Vogt wollte mit der Sprache nicht heraus. Aber der Junker fragte ihn mehrere Male und ernsthaft, bis er endlich sagte, er habe sowohl bei seiner Frau, als bei seiner Schwester damit Verdruß gehabt.

Junker. Aber warum das?

Vogt. Eben weil ich zu Ihnen gesagt habe, es solle an mir nicht fehlen.

Junker. Da hat man dir sehr Unrecht gethan. Ich sah dir's im ersten Augenblick an, daß dir dabei nicht Ernst war; aber du hättest besser gethan, du hättest mir damals, wie jetzt, gerade heraus gesagt, du wollest und könnest dich der Sache nicht annehmen. Ich hätte dir auch in diesem Fall gar nichts weiter zugemuthet.

Vogt. Es ist wahr, gnädiger Herr, ich wollte selber, ich hätte damals dieses gerade heraus gesagt.

Der Junker sagte ihm noch zuletzt: Du willst es eben immer allen Leuten recht machen und damit machst du es Niemand recht und bringst es mit dieser Art, dich zu betragen, am Ende dahin, daß Jedermann merkt, er dürfe auf ein Wort von dir nicht zählen. —

Damit ließ er ihn gehen und der arme Mann sagte im Weggehen wieder zu sich selber: Wäre ich doch nie Untervogt geworden; ich habe seit der Zeit mehr Verdruß und Sorgen, als sonst in meinem ganzen Leben.

21. Die Unverschämtheit macht Menschen dummes Zeug sagen, die sonst Anlagen genug hätten, das ganz klug ins Auge zu fassen, worüber sie jetzt dumm reden.

Glülphi hatte schon den ganzen Tag Kopfweh gehabt und konnte die Nacht nicht schlafen bis gegen den Morgen, wo er in einen harten, aber unruhigen und ermattenden Schlaf fiel. Es träumte ihm, er stehe zwischen einem schauerlichen Abgrund und einer unersteiglichen Felswand. Als er erwachte, lag er im Schweiße. Er konnte es sich nicht verhehlen, er sei nicht in einer guten Stimmung für den Tag, der ihm bevorstehe. Als er das Fenster aufthat und das Wetter bei schauerlich kaltem Wind regnerisch fand, sagte er: Es steht am lieben Himmel heute ungefähr wie in meiner Seele. Er wollte jetzt beten und er betete wirklich; aber die innere, warme Erhebung, ohne die jedes Gebet ein tönendes Erz ist und eine klingende Schelle, diese hohe Erhebung fand er nicht. Er suchte sie, aber er suchte sie in Unruhe, und in dieser findet sich das Hohe und Göttliche nicht rein. Der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin sahen ihm, als er in die Stube zum Morgentrinken zu ihnen kam, die Unruhe an, in der er war, und wollten ihn beide in seine Schule begleiten. Aber er bat sie, ihn diesen ersten Schultag mit der Gertrud bei seinen Kindern allein zu lassen. Er hatte gestern auch Arner und Therese, die ebenfalls diesen Tag mit ihm in der Schule zubringen wollten, darum gebeten.

Mit Rührung gaben ihm jetzt der Pfarrer und die Frau Pfarrerin, da er nun in die Schule gehen wollte, die Hand und wünschten ihm Gottes Segen zu diesem ersten Tage. Auch er ging mit Rührung, aber nichts weniger als muthvoll und heiter in seine Schulstube. Da er aber hinein kam, fand er von den Matadoren und ihren Weibern fast ein Dutzend der Unverschämtesten, die im Dorfe waren, da stehen, die ihn ungefähr so grüßten, wie ein Meister seinen

Gesellen grüßt, wenn er zu ihm in die Werkstatt kommt. Sie sagten ihm auch sogleich und zwar wie wenn es sich von selbst verstünde, daß sie das Recht dazu hätten, sie seien da, um heute seiner Schule beizuwohnen und zu sehen, was er Neues mit ihren Kindern vornehmen werde. Aber er verstand das nicht so. Er antwortete ihnen, er verbitte sich das und wolle heute mit ihren Kindern allein sein.

Die Herren Matadore und ihre Weiber machten große Augen. Sie konnten gar nicht begreifen, wie ein Schulmeister es wagen dürfe, ihnen in ihrer Schulstube zu sagen, daß er sie nicht darin haben wolle, und thaten im Anfang, als ob sie ihn nicht verstünden, steckten aber unter sich die Köpfe zusammen und blieben stehen, wie sie standen und wo sie standen. Aber Glülphi wiederholte ihnen, daß er jetzt allein sein wolle und daß er die Schule nicht anfange, bis sie zur Thür hinaus wären und er mit den Kindern allein sei. Da sie sahen, daß sie ihr Dasein nicht erzwingen konnten, gingen sie endlich. Aber sobald sie vor der Thür waren, sagte einer zum andern: Das ist doch ein unverschämter Mann, unser Schulmeister. Der Hügi sagte gar: Er macht es uns eben wie der Pfarrer, der die Leute zur Kirche hinausschickte, die zuhören wollten, wie er auf den Hummel hätte predigen sollen und nicht geprediget hat. Die dicke Aebin, des Geschwornen Frau, antwortete: Auch der Junker wollte, da es mit dem Hummel zum Galgen ging, wie jetzt der Schulmeister, nicht Jedermann mitlaufen lassen. Ja, ja, man sieht's, diese drei Herren sind ganz gleicher Meinung in der Schule, in der Kirche und selber beim Galgen; sie wollen an keinem von allen diesen drei Orten Jemand zusehen oder zuhören lassen, was sie daselbst treiben, ausgenommen Leute, die sie selber gern dabei haben. Diese Gleichheit der drei Herren an allen diesen drei Orten belustigte die dicken Weiber und Männer eine Weile. Indessen schüttelte jetzt der Richter Kienholz, der dem Hartknopf verwandt war und gar oft bei einem Glas Wein, das er ihm zahlte, über fromme und geistliche Dinge ein weites und breites Gespräch führte, den Kopf und sagte:

Aber in die Länge kann das doch mit der Schulstube nicht also gehen. Das ist unmöglich, erwiederten ihm alle, und Einer fluchte sogar und sagte: Das kann so wenig in die Länge also gehn, als der Teufel in den Himmel kommt. Andere unterstützten die Hoffnung, daß es damit nicht in die Länge gehen könne, sogar mit dem Sprichwort: Strenge Herren werden nie alt.

22. Weh dem Kinde, dessen Geist und Herz schon in seiner Unmündigkeit und in seinen Schuljahren zum Dienstknecht, ich möchte sagen zum Packesel seines Maulbrauchens gemacht wird.

Doch ich kehre von dem Rath dieser zur Thür hinausgewiesenen Thoren wieder zu meinem lieben Glülphi in seine Schulstube zurück.

Der Pfarrer hatte am Sonntag Abend in allen Häusern ansagen lassen, daß die Schulkinder alle auf den Schlag 8 Uhr in dem Schulzimmer versammelt sein sollten, und die Männer und Weiber, die er jetzt wieder fortgeschickt, waren fast eine Viertelstunde vorher schon in der Schulstube gewesen. Von den Kindern aber fehlten um halb neun Uhr noch viele, und das waren alle Kinder aus den Häusern der größten Lumpen und aus einigen Vorgesetztenhäusern. Die Kinder der Gertrud und auch diejenigen, die mit den Matadoren und ihren Weibern ankamen, waren die ersten, sowie auch des Rudi Kinder. Das ganze Dorf war im höchsten Grade über das, was Glülphi in der Schule vornehmen werde, gespannt und es war schon seit ein paar Tagen in allen Winkeln darüber ein großes Gerede, was er alles mit den Kindern anfange. Darum ließen sich auch die Matadore und ihre Weiber so ungern aus der Schulstube hinausweisen.

Dieses Gerede war aber auch natürlich, indem der Junker schon vor etlichen Tagen Drehstuhl, Hobelbank, eine

kleine Schmiede, einen Ambos, und Nähkissen, Spitztrucken und Spinnräder und noch viel dergleichen Sachen für die Schule ins Pfarrhaus bringen ließ und Glülphi hatte auch wirklich in den ersten Tagen, da er sich entschlossen, Schulmeister in Bonnal zu werden, sich vorgenommen, gleich im Anfang den wörtlichen Unterricht in seiner Schule mit allen diesen Arbeitsgattungen zu verbinden; aber Gertrud zeigte ihm sogleich, daß dieses nicht möglich und daß er damit anfangen müsse, sich genau an das zu halten, was die Kinder bisher gelernt, so wenig es auch sei und so schlecht sie es auch möchten gelernt haben. Er ließ also Drehstuhl, Hobelbank, Nähkissen und Spitztrucken für jetzt im Pfarrhaus stehen, wo sie standen und fing die Schule mit Prüfung dessen an, was sie konnten, und zwar zuerst mit den Gebeten und den Bibelsprüchen, die sie konnten und ließ sie diese auswendig hersagen.

Da Gertrud ihm diesen Rath gab, sagte sie ihm zugleich, er werde dadurch, daß er prüfe, was sie könnten, wenn er Acht gebe, wie sie es könnten, zugleich auch entdecken, was sie seien, oder vielmehr wie es mit ihnen in allen Rücksichten stehe.

Es war auch wirklich also. Bei dem ersten Versuche, sie die Gebete und Bibelsprüche, die sie auswendig konnten, ansagen zu lassen, sprang die erbärmliche Leerheit, die in ihrem Innern herrschte und die unglaubliche Ungeschicklichkeit in dem, was sie zu können glaubten und auswendig hersagten, ihm so in die Augen, daß dem guten Lieutenant schon in der ersten Schulstunde die Geduld fast ausging. Schon der Contrast, den ihr Anblick mit den Worten, die sie aussprachen, die offenbar in ihrem Mund Unsinn waren, machte, brachte ihn außer Fassung. Des Hallori Kind, dem Neid und Bosheit aus den Augen sahen, sah ihn mit dem offenbarsten Blick der Frechheit und der unverschämtesten Verachtung an, in dem es ihm den Spruch aufsagte: „Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst." Aber es wußte nicht, weder was mit dem „dich selbst" gemeint sei, noch daß es

ein Gemüth habe, und von dem Nächsten wußte es gar nichts, als daß seines Vaters Bruder beim letzten Scheibenschießen am nächsten an den Nagel geschossen.

Des geizigen Rabser Kind sagte ihm den Spruch auf: „Verkauf was du hast und gib es den Armen“ — und auch denjenigen: „Sammelt euch nicht Schätze, die der Rost frißt.“ — Aber als es der Schulmeister fragte, ob es auch schon einem armen Kinde etwas gegeben, sagte es gerade heraus nein; und ein Kind, das neben ihm saß, flüsterte ihm ein, es müsse das dem Schulmeister anders sagen. Aber es antwortete ihm auch ins Ohr flüsternd: Du, selber essen macht fett. Und dieses Kind meinte im Ernst nicht, daß es schuldig sei, von dem, was sein sei, irgend Jemand etwas zu geben, und als ihm nach der Schule einige Kinder sagten, es habe bei dem Schulmeister mit seiner Antwort ein schlechtes Ei gelegt, sagte es, sein Vater und seine Mutter würden doch wohl wissen, was recht sei, und sie hätten ihm schon oft gesagt, es müsse Alles, was sie ihm geben, für sich behalten und selber essen, und es sei wie gestohlen, wenn es so etwas zum Haus hinaus trage und es einem andern gebe. Von dem, was ein Schatz oder Schätze seien, wußte es gar nichts, als daß es schon viel von Schatzgräbern gehört und daß der Teufel die Schätze, die er unter dem Boden habe, wenn ihn die Schatzgräber recht beschwören könnten, ihnen herausgeben müsse. — Er hörte dies und noch viel anderes, da es ihm jetzt zu thun war, die Kinder kennen zu lernen, mit vieler Geduld an und sagte wenig darüber.

Aber die Frechheit eines Knaben, der des Hartknopfs Bruders Sohn war, den wir schon kennen, brachte ihn außer Fassung. Er wollte seine Bibelsprüche nicht blos auswendig sagen, er wollte sie auch noch erklären, und da er die heiligen zehn Gebote aufsagte, machte er über ein jedes derselben eine Brühe, die erklären sollte, wie es der liebe Gott mit diesem Gebot eigentlich gemeint. Doch war er auf seiner Hut und sagte nur dummes Zeug, aber eigentlich nichts Freches und Boshaftes. Seine Unverschämtheit war ei-

gentlich nur in seiner Stellung und in seiner Miene sichtbar. Auch ließ ihn der Lieutenant nur mit einem Blick fühlen, daß ihn sein Benehmen ärgere, und daß er mit ihm unzufrieden sei. Aber da er hernach, als er andere Kinder ihre Sprüche aufsagen ließ, mehr als eine Viertelstunde lang bemerkte, daß der Bursch immer mit dem Knaben, der neben ihm saß, schwatzte und über Sachen, die er ihm in die Ohren flüsterte, Muthwillen trieb, wandte er sich plötzlich an diese zwei Schwätzer und fragte nicht den Hartknopf, sondern den andern, was sie mit einander hätten. Dieser sagte ihm denn geradezu, der Hartknopf habe ihm erklärt, wie es eigentlich mit dem fünften und sechsten Gebot gemeint sei. — Nun, wie hat er's denn erklärt? — Der Hartknopf stupfte zwar den Knaben und winkte ihm mit dem Kopf, er solle es nicht sagen. Aber dieser war ein gerader Kerl, achtete des Winkes nicht und sagte, der Hartknopf habe in Rücksicht auf das sechste Gebot ihm die Erklärung gegeben, es sei ein großer Unterschied zwischen stehlen und stehlen; es sei eine ganz andere Sache, wenn man einem armen Mann als einem reichen stehle, und hinwieder sei es auch noch ein Unterschied, ob der Mann, dem man stiehlt, ein braver oder ein schlechter Mann sei, oder ob er auch selber ein Schelm und ein Dieb sei, und überhaupt sei nicht Alles gestohlen, das man so heiße. Es sei ein großer Unterschied zwischen dem Freveln und dem Stehlen. Wenn man Holz im Wald nehme, so sei das nicht gestohlen, sondern nur gefrevelt; und die Jünger, die am Sabbath Aehren abgerupft, hätten sie gewiß auch nicht auf ihren eigenen, sondern auf fremder Leute Aeckern abgerupft; und eben so habe das fünfte Gebot seine Einschränkungen und man müsse gewiß niemand folgen, der etwas Dummes oder Unrechtes befehle.*)

Der Hartknopf wollte leugnen und sagte, der andere

*) Die Gebote sind aus dem Heidelberger Katechismus angeführt, worin das fünfte Gebot den Gehorsam fordert und das sechste gegen das Stehlen sich wendet.

Knabe habe zu viel gesagt und ihm seine Meinung verdreht. Aber er war dabei so verwirrt und betroffen, daß Glülphi ihm ansah, daß er lüge. Er hieß ihn auch blos schweigen, aber seine Frechheit und der Grad der Verstockung, der sich darin zeigte, daß er die religiösen Wahrheiten so verdrehte und zur Bemäntelung der schändlichsten Selbstsucht gebrauchte, machte ihm großen Kummer.

Ein anderer Verwandter vom Hartknopf, ein erzdummer Junge, konnte ganze Kapitel von der Bibel auswendig und wollte ihm den 99ten Psalm auswendig sagen; aber er sprach beinahe kein einziges Wort richtig aus, und so wie er es aussprach, hatte kein einziger Vers einen menschlichen Sinn. Stolz über das völlige Auswendigkönnen des großen Psalms machte er noch ein Gesicht dazu, daß man nicht sagen konnte, ob die Unverschämtheit oder die Dummheit mehr daraus hervorguckte. Aber Glülphi konnte es nicht mehr ausstehen; er hieß ihn endlich schweigen und sagte ihm: Das, was du mir vorsagst, ist nicht der 99te Psalm, das ist eine Toneselei, die kein vernünftiger Mensch für den 99ten Psalm anerkennen wird. Wohl freilich, erwiederte der Bube, wohl ist das der 99te Psalm, Herr Schulmeister. Dieser antwortete: Ja, wie er gedruckt ist, aber so wie du ihn aussprichst, ist er es nicht. Er ist, so wie du ihn aussprichst, lauter Unsinn, und du hättest besser gethan, du hättest den Eulenspiegel so auswendig gelernt, wie du diesen Psalm auswendig sagst. Der Bube antwortete ganz unbefangen: Herr Schulmeister, ich kann ihn auch, wenn ihr wollt, so will ich euch etwas daraus aufsagen.

Die Roheit und Frechheit so vieler Kinder war unerträglich und er sah offenbar, daß einige davon noch aufgewiegelt waren, ihm frech zu begegnen. Fast bei allen andern, selbst bei offenbar schlauen und verschmitzten Kindern einiger abgefeimten Dorfältesten fand er ihren Menschensinn und Menschenverstand von alle dem, was sie aus den Büchern konnten, wie weggewischt. Nirgend fand er auch nur die Spur eines Willens und eines Strebens, das zu verstehen oder zu fühlen, was sie auswendig sagten, und

je größer und erhabener der Inhalt alles dessen war, was sie ihm herplapperten, desto gefühlloser und stockdummer standen sie vor ihm da. Es war beinahe bei der Gertrud Kindern allein, daß er durch auswendig gelernte Gebete und Bibelsprüche Menschenverstand und Menschengefühl durch die Worte derselben angeregt und belebt fand. Doch auch bei einigen Kindern der Anhänger des Pfarrers Flieg-inhimmel zeigte sich noch eine Neigung, das zu verstehen und zu Herzen zu nehmen, was sie auswendig konnten, aber sie hatten auch allgemein durchaus keine Fähigkeit, sich bestimmt und umständlich über das, was sie wirklich einsahen und zu Herzen nahmen, auszudrücken. Diese Fertigkeit hatten in der ganzen Schule einzig und allein die Kinder der Gertrud.

Das alles machte seine Stimmung trotz seiner guten Vorsätze unlieblich. Er stand nach der ersten halben Stunde mit sauerm Gesicht und einem mürrischen Wesen vor seinen Kindern, die ihn selber nichts Gutes von seiner Schulführung ahnen ließ. Es schien ihm fast unmöglich, auch nur ein Wort in dem belebten Geist des mütterlichen Interesses und der mütterlichen Aufmunterung mit den Kindern zu reden, von dem er doch selbst überzeugt war, daß der ganze Erfolg des Schulwesens davon abhange. Er war durchaus in seiner Schulstube noch nicht zu Haus, und so gleichsam in einem fremden Haus verwirrt und unruhig. Auch Gertrud fühlte sich an diesem ersten Schulmorgen so unbehaglich, als sie sich in ihrem Leben in ihrer Wohnstube nie so unbehaglich fühlte. Die Verlegenheit Glülphis machte ihr Kummer, aber sie war selber eben so verlegen und beide gingen mit sichtbarer Unzufriedenheit über den Gang, den ihre erste Schulstunde genommen, da es jetzt Mittag läutete, heim.

23. Der Mund geht jedem Menschen, dessen Seele unruhig bewegt ist, gern zu weit auf, und die Worte, die ihn dann aus seinem zu offenen Mund entrinnen, haben oft sehr böse Folgen.

Der Lieutenant aß im Pfarrhaus zu Mittag. Natürlich war die erste Frage, die der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin an ihn thaten, wie seine erste Schulstunde abgelaufen. Er antwortete: Ich kann eben nicht viel rühmen, die Kinder haben mir nichts weniger als gutes Blut gemacht; aber ich fürchte, sie haben eben auch über mich nicht viel zu rühmen gehabt, wenn sie heim kommen. Doch ich denke, wir müssen ein Maß Salz mit einander essen, ehe wir einander recht kennen, und will also weiter sehen, wie es geht, ehe ich viel davon erzähle. Der Pfarrer und seine Frau sahen, daß er sehr bewegt, aber voller Gedanken sei und nicht gern viel rede. Das Mittagessen ging auch stiller vorüber, als gewöhnlich.

Indessen hatte der Hans schon während des Mittagessens vernommen, daß Glülphi in der Schule ein Wort vom Eulenspiegel gesagt, das ihm sehr übel aufgenommen worden. Es war auch wirklich ein fatales Wort. Er hatte es kaum ausgesprochen, so flüsterte ein Kind von den frömmelnden Schwächlingen des Pfarrer Flieginhimmel seinem Nachbarskind ins Ohr: Hast du auch gehört? Er hat, glaub' ich, gesagt, er wollte den Eulenspiegel lieber als die Bibel.

So und auf andere Weise noch verdreht, ward auch das Wort diesen Mittag schon allenthalben im Dorf herumgetragen. Doch war hie und da ein Vater und eine Mutter, die das nicht glaubten, und den Kindern antworteten: Es ist nicht möglich, er kann es nicht so gesagt haben. Andere aber, die das Wort, so wie man es herumtrug, selbst nicht glaubten, denen es aber wie eine gemähete Wiese war, sagten unter einander, wenn's auch die Kinder nicht ganz recht verstanden hätten, so müsse man doch vor einem Mann, der, wenn ihm Kinder Bibelsprüche aufsagten, vom Eulen-

spiegel auch nur reden dürfe, sicher auf seiner Hut sein. Nicht blos Einer brachte bei diesem Anlaß an, das sei ungefähr ein Wort, wie das, so der Herr Pfarrer einmal gesagt, es wäre besser, man würde den Katechismus mit Pappe verkleben, als die Kinder ihn auswendig lernen lassen.

Die Sache war diese. Im Hirzauer Wirthshaus sagte ein katholischer Bauer zu einem reformirten, der wie der andere betrunken war, es sei doch nicht recht, daß sie in ihrem Katechismus das Meßopfer eine vermaledeite Abgötterei hießen. Ja, antwortete der besoffene Reformirte, das ist wahr, und man muß es sagen, es kann kein Mensch selig werden, der das anders ansieht. Was sagst du, du vermaledeiter Spitzbub? sagte jetzt der andere, wir Katholischen werden alle selig, aber kein einziger Reformirter. Damit standen beide vom Tisch auf, griffen einander an, und unglücklicherweise hatte der Katholische ein Messer in der Hand, mit dem er, da beide im Kampf zu Boden fielen, den Reformirten, ohne daß er's im geringsten im Sinn hatte, tödtlich verwundete. In dem Augenblick, da der Pfarrer den Bericht von diesem Unglück erhielt, sagte er in Gegenwart des Sigristen: Ich wollte, ich dürfte diese Frage vom Meßopfer in allen Katechismusbüchern mit Pappe verkleben, daß kein Kind mehr eine Silbe davon zu lesen bekäme.

Der arme Sigrist aber, der an den Katechismus mehr als an Gottes Wort glaubte, erzählte, was der Pfarrer doch für ein böses Wort wider den reformirten Glauben geredet habe. So kam es in aller Leute Mäuler, und es ist nun schon sieben Jahre her, und noch erzählen es ihm viele Leute nach, und zwar nicht wie es wahr ist, sondern wie es der Sigrist verdreht hat, nämlich daß er lieber wollte, er dürfte den ganzen Katechismus mit Pappe verkleben, als daß er ihn müsse die Kinder auswendig lernen lassen. — Und mehrere von den jetzigen Gegnern des Pfarrers wiederholten diese Geschichte und äußerten sich in Rücksicht auf das Wort, das heute dem Glülphi entronnen,

mit einer ängstlichen Bedenklichkeit unter einander, man könne sich vor Leuten, die so ein Wort fallen ließen, nicht genug hüten, weil man nicht wisse, was sie noch mehr dächten, als sie sagten. Andere, wie der Hartknopf, redeten nicht einmal mit dieser Mäßigung, sondern sprachen geradezu aus: Das ist ja ein Gotteslästerer, der Lieutenant; wenn wir noch im alten Bund lebten, so wäre das wenigste, das ihm begegnete, daß man ihn steinigte.

24. Unschuld und Reinheit des Herzens führt den fehlenden Menschen leicht zur Erkenntniß seiner selbst.

So weit kann in Religionssachen ein einziges unvorsichtiges Wort führen. Der Lieutenant, der es in aller Unschuld gesprochen, dachte nicht daran, daß er auch nur ein Kind damit geärgert, geschweige das halbe Dorf, aber als er nach der Schule zufälligerweise ein Wort von diesem Eindruck vernahm, schämte er sich vor sich selber. Es war ihm darum auch so unbehaglich beim Mittagessen, und er machte sich darüber mit Ernst Vorwürfe. Er entfernte sich auch, da er kaum die halbe Zeit, die er gewöhnlich bei Tisch zubrachte, sich da aufgehalten und ging in den Garten. Aber wie ihm am Morgen einzig die Schlechtigkeit der Kinder drückend vor den Augen stand und ihn verwirrte, so stand ihm jetzt auch und noch viel mehr seine eigene Schwäche vor der Seele, und er mußte mehrere Mal zu sich selber sagen: Nein, so ungeschickt und so glaubens- und liebeleer hätte ich nicht geglaubt, daß ich wäre, als ich jetzt selbst finde, daß ich in dieser ersten Schulstunde war; aber auch so erschrecklich, so erbärmlich erschrecklich setzte er hinzu, habe ich mir nicht vorstellen können, daß es mit diesen Kindern im Dorf aussähe, als es wirklich mit ihnen aussieht.

Doch milderte sich der Grad dieses widrigen Eindrucks jetzt schon merklich. Er fand in seinem Herzen selber einen Widerspruch gegen die Stärke dieses Eindrucks, und sagte

plötzlich zu sich selbst: Ich bin wahrlich daran selber schuld. Und so wie er das Wort ausgesprochen, überzeugte er sich, er habe diesen Morgen ob der Neuheit des Gegenstands den Kopf verloren, und es sei sicher, seine böse Laune und sein Kopfweh hätten ihn die Schlechtigkeit seiner Kinder größer erscheinen lassen, als sie wirklich sei. So stand er eine Weile in sich selbst gekehrt an einer Ecke des Gartens, und der Gedanke, die Mutterkraft, das Mutterleben und die Muttertreue, die ich mir zur Richtschnur meiner Schulführung machen wollte, war durchaus nicht in mir, stand ihm lebhaft und betrübend vor der Seele, und mit ihm kam ihm auch Gertrud in den Sinn, wie sie den ganzen Morgen keinen Augenblick mit dem Leben, mit dem Muth und mit der Freiheit neben ihm gestanden, die ihr daheim bei ihren Kindern so natürlich waren. Jetzt, sagte er zu sich selber, stand sie den ganzen Morgen so verlegen da, wie ich sie, so lange ich sie kenne, keinen Augenblick gesehn. Es ist offenbar, meine Ungeschicklichkeit machte ihr Sorge und betrübte sie. Bei diesem Gedanken kamen ihm Thränen in die Augen; aber im festen Glauben sagte er jetzt zu sich selber: Das muß anders werden, ich will meinen Muth nicht fallen lassen und zum Gebet meine Zuflucht nehmen, wie sie mir hundertmal den Rath gegeben. — Dann fielen stille, wortleere Seufzer zu Gott im Himmel, daß er ihm doch helfe, Schulmeister zu sein, wie er es sein sollte, aber ohne seine Hülfe nicht sein könne. Er fühlte jetzt auch wirklich, daß sein Muth sich stärke, und wie jeder Mensch seine belebtesten Gefühle immer in Uebereinstimmung mit der bestimmtesten Eigenheit seines Seins und Lebens ausspricht, so sprach er jetzt das Gefühl seines zurückkommenden Muths ganz in Uebereinstimmung mit seinem Soldatenleben aus. Es ist in jedem Fall, sagte er zu sich selber, Schande, ewige Schande, seinen Muth zu verlieren; ich darf und soll ihn nicht verlieren, und was ich jetzt suche, fordert mich zu einem höhern Muth auf, als ein Soldat je in einer Schlacht braucht.

Auch Gertrud war mit sich selbst unzufrieden. Sie

fühlte, daß sie verlegen und unthätiger neben Glülphi in der Schule stand, als sie sich vorgenommen, aber sie gab nicht, wie Glülphi meinte, darüber seinem Benehmen, sondern eher sich selbst Schuld, und sagte schon in der Schule und noch bestimmter, als sie aus derselben heim kam, zu sich selbst: In meinem Leben war mir nie so unbehaglich unter Kindern, als es mir diesen Morgen in der Schule war. Ich weiß nicht, wie es kam, ich hatte keinen Einfluß weder auf Glülphi noch auf die Kinder. Ich sah, daß Alles nicht ging wie es sollte, aber ich konnte nicht helfen und stand so ohne Einfluß da, daß ich mich schäme, wenn ich daran denke. —

Die einzige Entschuldigung, die sie sich darüber machte, war: Noch kenne ich diese Kinder nicht, und habe außer meiner Wohnstube mich noch nie mit fremden Kindern abgegeben.

---

25. Es ist eine große, eine erhabene Kunst, Vater und Mutter auch nur eines fremden Kinds zu sein, und beim besten Willen, den ein Mensch dazu haben mag, greift er es im Anfang fast sicher noch ungeschickt an und muß, ehe er es recht kann, ein gutes Lehrgeld zahlen.

Sobald Glülphi im Garten ein Uhr schlagen hörte, ging er in seine Schulstube und Gertrud war schon in derselben, als er ankam. Es ging auch diesen Nachmittag darin wirklich besser. Der Lieutenant gab sich äußerste Mühe, gegen den widrigen Eindruck, den die Kinder diesen Morgen auf ihn machten, gefaßt zu sein, und Gertrud zwang sich, mitten im Gefühl der Unkunde, in der sie in diesen ihr neuen Umgebungen stand, zu der milden, aber ununterbrochenen Thätigkeit und der festen, aber liebreichen Aufmerksamkeit, die nicht ermangelte, ihr diese Kinder schon heute etwas näher zu bringen. Dieses aber war bei aller

Sorgfalt und Mühe, die sich beide gaben, nicht leicht. Selber die bravern Kinder antworteten ihnen im Anfang gar nichts, wenn sie etwas zu ihnen sagten. Die frechsten und schlechtesten waren die ersten, von denen sie unbefangene Antworten erhielten, und Gertrud und Glülphi fürchteten auch jetzt noch, dieser Zustand der Schüchternheit möchte Wochen lang dauern und ihnen so lange in der Hauptsache, die sie bei den Kindern zu erzielen suchten, hinderlich sein. Glülphi sagte selber: Ich weiß nicht, wie lange dieses Fremdsein unter den Kindern noch dauern, und noch weniger, wohin es am End noch führen wird. — Dieses machte ihm um so mehr Sorge, da just diejenigen Kinder, die ihnen als die bravsten, gutmüthigsten und hoffnungsvollsten in die Augen fielen, sich auch am schüchternsten und zurückhaltendsten gegen sie zeigten. Glülphi und Gertrud fanden diesen Zustand in einem hohen Grad bedenklich.

Glücklicherweise aber kam der Gertrud in dieser Verlegenheit in den Sinn, das Baumwollenmareili könnte ihnen darin sehr an die Hand gehen. Und sie hatte hierin ganz Recht. Das Mareili ist fast mit allen Haushaltungen im Dorf nahe bekannt. Es sieht ihre Eltern und sie selbst fast alle Wochen in seinem Haus und so kann es nicht fehlen, wenn es sich entschließen wird, einige Tage nach einander selber in die Schulstube zu kommen und Glülphi und Gertrud hierin an die Hand zu gehen, so kommt es ganz gewiß dahin, es ihnen leichter zu machen, Eingang und Zutrauen bei den Kindern zu finden und besonders ihre ihnen so hinderliche Schüchternheit zu besiegen und sie zu graden, offenherzigen Aeußerungen und Antworten und einer freundlichen Annahme dessen, was man sagt und sagen muß, zu bringen, als dieses ihnen heute nicht hat gelingen wollen. Gertrud entschloß sich auch, so bald die Schule aus sei, darüber mit Glülphi zu reden, und war zum Voraus überzeugt, das Mareili werde ihnen diesen Dienst, den es eigentlich nicht ihnen, sondern dem ganzen Dorfe leisten sollte, in keinem Fall abschlagen. Indessen thaten sie doch schon jetzt mit einigem bessern Erfolg, was sie konnten. Da sie diesen

Nachmittag nur das Lesen probirten und die Kinder ihnen auch schon, ich möchte sagen, um ein Haar weniger unbekannt waren, als diesen Morgen, so begegnete auch jetzt schon weniger Anstößiges und Empörendes als diesen Morgen.

Auch war auffallend, daß der Gertrud Kinder von einigen andern jetzt schon als diejenigen erkannt wurden, die mehr als sie konnten. Noch auffallender war, daß schon an diesem Abend einige Kinder sich von der Gertrud Kindern gern zeigen ließen, was sie ihnen zeigten. Das machte auch den Kindern der Gertrud eine große Freude. Und als Glülphi die Freundlichkeit der Kinder der Gertrud mit einigen andern sah, sagte er zu ihr: Deine Kinder verstehen es besser, sich ihren Kameraden lieb zu machen, als ich es verstehe, mich meinen Schulkindern lieb zu machen. Gertrud erwiederte: Es ist unstreitig, daß die Kinder sich gegenseitig schneller finden und alles lieber von einander annehmen, als von größern Leuten, und, lieber Herr Lieutenant, wenn Sie einmal in Ihrer Schulführung weiter sind, so wird Ihnen dieser Umstand in Allem, was Sie an Ihren Kindern erzielen wollen, sehr vortheilhaft sein.

Diese Ansicht freute Glülphi sehr. Sie gaben sich auch noch diesen Abend alle Mühe, zu thun, was sie immer konnten; aber die Ungewandtheit, die sie diesen Morgen so sehr in ihrer Lage drückte, machte sie auch diesen Nachmittag noch schwerfällig. Als Glülphi die Gertrud den Abend heim begleitete, war das erste Wort, das er zu ihr sagte, da er in ihre Stube hineintrat: Es ist heute noch nicht gut gegangen. Gertrud erwiederte: Aller Anfang ist schwer.

Glülphi. So schwer hätte ich ihn doch nicht geglaubt. Aber auch das hätte ich nicht geglaubt, daß ich für das, was ich jetzt sein soll, so wenig sei, als ich wirklich bin.

Gertrud. Sagen Sie doch das nicht. Sie sind für das, was Sie jetzt sein wollen und sein sollen, durchaus nicht wenig. Sie sind nur darin noch ungewandt und Sie

müssen denken, kein Mensch kann eine Arbeit schon recht, wenn er sie das erstemal in die Hand nimmt. Ich schmeichle Ihnen nicht, aber ich glaube nicht, daß es viele Menschen in der Welt gibt, die für das, was sie sein sollen, in sich selbst mehr sind als Sie.

Glülphi. Wie darfst du das sagen? Ich habe das Vaterherz nicht, das mich allein zu dem machen kann, was ich sein sollte.

Gertrud. Sie haben es in einem hohen Grad, und es ist eben, weil Sie es haben, daß Sie den Mangel der Uebung in dem, was Sie jetzt sein sollen, so sehr fühlen.

Glülphi. Du weißt nicht, wie mir diesen Morgen zu Muth war. Es ergriff mich beinahe ein Widerwillen gegen das Schulhalten, dem ich nicht widerstehen konnte.

Gertrud. Diesen müssen Sie freilich nicht bei sich Wurzel fassen lassen; aber ich bin auch sicher, er war diesen Nachmittag schon nicht mehr so lebhaft in Ihnen, als am Morgen.

Glülphi. Es schien mir diesen Nachmittag wirklich so; aber das Bild der Kinder, das mich diesen Morgen so empörte, stand mir auch den Nachmittag noch so lebhaft vor Augen, daß ich fürchte, dieser Widerwillen möchte sich leicht wieder in mir erneuern.

Gertrud. Haben Sie Mitleiden mit diesen armen Kindern, so wird dieses gewiß nicht geschehen und Alles gut gehn.

Dieses Wort: „Haben Sie Mitleiden mit diesen armen Kindern" ergriff Glülphi auf eine unbeschreibliche Weise. Er sah sie, sobald sie es ausgesprochen, mit einem starren Blick an und sagte wie zu sich selber: Du hast Recht; wäre mein Herz heute mit wahrem Mitleiden gegen die Kinder belebt gewesen, so wäre mir dieses nicht begegnet. Er warf jetzt auch dieses Widerwillens halber einen tiefen Blick in sein Herz und sagte zu sich selber: Ich bin mir zwar des ernsten Verlangens bewußt, aus diesen Kindern etwas Anderes und Besseres zu machen, als sie sind und weiß auch, daß ich mich hierfür gänzlich aufopfern kann, aber daß ich

sie jetzt noch nicht liebe, wie ich sie lieben sollte, das ist mir auch sonnenklar, indem mir heute offenbar das Mitleiden fehlte, das für meine Zwecke so nothwendig ist. Es ist unstreitig, so lange mir dieses fehlt, ist meine Liebe gegen diese Kinder noch nicht wahr. — So tief ging er jetzt des Widerwillens halber, der ihn diesen Morgen ergriff, in sich selber. Er fuhr noch eine Weile in diesem Selbstgespräch fort und sagte: Ich weiß aber jetzt auch deutlich, woher dieser Widerspruch, der sich in meinen Gefühlen diesen Morgen so stark aussprach, eigentlich kommt. Diese Kinder sind mir noch ganz fremd, und ich wußte bis auf diese Stunde nicht, was dieser Umstand auf die Wahrheit und Unwahrheit der menschlichen Liebe für einen entscheidenden Einfluß hat, bis er durch das Mitleiden, zu dem du mich jetzt hinrufst, besiegt ist. Dieses Wort sagte er zur Gertrud und dann wieder wie zu sich selber: Ich wußte auch schon längst, daß der Mensch eigentlich keinen Menschenhaufen wahrhaft und warm liebt, sondern immer nur einzelne Menschen darin; aber das dachte ich mir bis jetzt noch nicht so lebhaft, daß einiges Mitleiden und Erbarmung nothwendig ist, wenn innige warme Liebe uns auch gegen ganze Menschenhaufen, die man einzeln noch nicht kennt, wahrhaft und warm ergreifen soll. Und dieses fehlte mir diesen Morgen, sagte er jetzt wieder zu Gertrud, und ich wäre auch jetzt ohne dein erhabenes Wort nicht dazu gekommen; ich kann dir nicht sagen, wie sehr du auf dem Weg, den ich betreten, meine Stütze bist, und wie sehr ich darauf eine Stütze nothwendig habe.

Gertrud erwiederte: Ach, ich habe für die Hülfe, die Sie auf diesem Weg von mir erwarten, selber eine Stütze nothwendig; aber, Gott Lob, ich weiß auch eine.

Glülphi. Wo solltest du wohl Jemand finden, der mir eine bessere Stütze wäre, als du?

Gertrud nannte ihm darauf das Baumwollenmareili.

Glülphi erwiederte: Das Baumwollenmareili kann wohl besser als du Baumwolle austragen und damit Geld verdienen, aber mir eine bessere Stütze für die Erziehung

meiner Kinder zu sein, als du bist, das läßt es doch wohl bleiben.

Gertrud. Herr Lieutenant, das Baumwollenmareili hat beim Baumwollenaustragen und beim Geldverdienen mit dieser Arbeit gelernt, Menschen zu kennen, mit ihnen umzugehn, selbige an sich zu ziehn, zu Freunden zu machen, und zu seinen Zwecken zu brauchen, und wer das kann, der ist wahrlich nicht ungeschickt, beim Erziehen Jemanden eine gute Stütze zu sein. Und dann ist es nicht nur das; es kennt fast alle Haushaltungen, die meisten Kinder kommen alle Wochen zu ihm ins Haus, und es ist ihrer fast so gewohnt, als wenn sie seine eignen Kinder wären. Und mir fehlt das im höchsten Grad; es kennt mich, außer des Rudis, beinahe kein Kind im ganzen Dorfe. Darum will ich es bitten, etliche Stunden täglich zu uns in die Schule zu kommen. Ich bin sicher, daß sein Dasein uns unsre Arbeit sehr erleichtern wird. — Jetzt begriff Glülphi ganz, daß sie Recht habe und trieb selber, daß sie das Mareili diesen Abend noch bitte, ihnen also an die Hand zu gehn.

---

26. Wer an einem Ort zu Haus ist, der kann am besten rathen und helfen, was auch immer darin begegnet; auch wenn Feuers- und Wassersnoth einbricht.

Das Mareili hatte gleich nach Mittag vernommen, der neue Schulmeister solle gesagt haben, es wäre besser, die Kinder lernten den Eulenspiegel auswendig, als den Katechismus und den Psalter. Es antwortete zwar der ersten Person, die ihm das sagte: Das ist nicht wahr, es ist eine Verleumdung; ich kenne den Mann, er kann das nicht gesagt haben. — Aber da man ihm von vielen Seiten antwortete, es sei doch wahr, und wie es auch dem widersprechen könne, was die ganze Schule gehört habe, und es sei kein einziges Kind in der Schule, das nicht bezeugen werde, daß das wörtlich so sei, wie man es ihm erzählt, so sprang es auf

der Stelle von den Weibern, die ihm das verdrehten und als wahr und richtig auffalzen wollten, heim und nahm das älteste Kind seines Bruders zu sich in die Kammer und fragte bei demselben dem, was Glülphi diesfalls gesagt, so genau und umständlich nach, daß endlich klar herauskam, es sei ein Mißverstand gewesen. Dennoch schüttelte das Mareili und der Baumwollenmeyer den Kopf über das Wort und sagten aus einem Munde: Es ist doch ein dummer Streich, daß er dieses Wort gesagt.

In dem Augenblick aber, in dem sie also darüber redeten, trat Gertrud in ihre Stube, und der Baumwollenmeyer fing sogleich an und sagte: Es ist unserm guten Herrn Lieutenant in seiner ersten Schulstunde ein Wort entfahren, das im Dorf nicht gutes Blut macht. Gertrud, die sogleich fühlte, daß er das Wort mit dem Eulenspiegel meine, erwiederte: Es hat mir auch nicht gefallen und ich bin recht darüber erschrocken. Aber weißt du auch, erwiederte das Mareili, wie man jetzt das Wort im ganzen Dorf herumträgt? und erzählte ihr dann, daß man allgemein behaupte, er habe gesagt, es wäre besser, die Kinder lernten den Eulenspiegel auswendig, als Bibelsprüche. Darüber war Gertrud sehr betroffen. Das Mareili aber sagte: Man muß den Leuten darüber auf der Stelle das Maul zuthun.

Gertrud. Wenn's nur Gottes Wille ist, daß man es kann.

Mareili. Ich will's wenigstens probiren. Ich komme morgen, sobald man in die Schule geht, auch dahin, und ich denke, ich werde für diese Haue wohl einen Stiel finden.

Gertrud. Das geb' Gott. Aber weißt du auch, warum ich jetzt eben hier bin?

Mareili. Nein, das weiß ich nicht.

Gertrud. Es ist wunderbar, wie das jetzt zusammentrifft; ich komme eben, dich zu bitten, zu mir in die Schule zu kommen.

Mareili. Um dieses Geredes willen?

Gertrud. Nein, ich komme, dich darum zu bitten,

weil es heute in der Schule nicht hat gehen wollen, wie wir es gern hätten und wie es sein sollte.

Mareili. Aber was soll ich dazu helfen? Ich bin keine Schulmeisterin.

Gertrud. Das wohl. Aber sieh, Mareili, der Lieutenant und ich sind den Kindern ganz fremd, und du kannst nicht glauben, wie sehr das ihm und mir hinderlich ist. Die Kinder geben uns keine Antwort und sehen uns an, wie man ein fremdes Thier oder ein Meerwunder ansieht. Dich hingegen kennen fast alle, und es ist dir unendlich leichter als uns, sie ins Gleis zu bringen, in das wir sie hineinbringen müssen. Darum haben wir dich dringend bitten wollen, einige Tage bei uns in der Schule zuzubringen und uns darin an die Hand zu gehen.

Das Mareili fühlte ganz, daß Gertrud darin Recht hatte, und antwortete ihr: Es ist wahr, es kennen mich fast alle Kinder, und viele, wenn sie nicht recht thun wollten, müssen mich scheuen und in dieser Rücksicht sehe ich wohl, daß es euch im Anfang euers Schulmeisterns dienen kann, wenn ich einige Tage bei euch in der Schule sein kann. Ich will auch sogleich mit meinem Bruder darüber reden; euer Schulwesen liegt ihm so am Herzen, daß er, so sehr er mich auch im Haus nothwendig hat, mir das doch nicht abschlagen wird.

Damit ging das Mareili sogleich zu seinem Bruder, und dieser antwortete ihm: Was wir immer für diese Schule thun können, das ist unsere Schuldigkeit und die Gertrud hat ganz Recht, sie haben in der Lage, in der sie gegen die Kinder und gegen das Dorf sind, eine Person, wie du bist, im Anfang unumgänglich nothwendig.

Mit Freuden ging das Mareili wieder zur Gertrud und sagte, sie dürfe eine ganze Woche, und wenn's nothwendig sei, noch länger in die Schule kommen, und werde Alles thun, was es immer könne, dem Herrn Lieutenant und ihr an die Hand zu gehen.

27. Das Mareili gibt ein Beispiel des Muthes, den der Mensch immer hat, wenn er sich in einer Sache und an einem Ort recht zu Haus fühlt.

Die Schule war den folgenden Morgen kaum angefangen, so stand das Mareili in der Schulstube. Sobald es die Thür aufthat, standen eine Menge Kinder und beinahe alle seine Spinnerkinder auf einmal von ihren Plätzen auf, sprangen ihm entgegen und sagten zu ihm: Das ist brav, daß du zu uns kommst. Aber es schüttelte den Kopf und sagte zu den Kindern: Was ist das? Geht im Augenblick an eure Plätze und an eure Arbeit, und schämt euch; es soll kein einziges von euch auf diese Art von seinem Platz aufstehn, ohne den Herrn Lieutenant zu fragen.

Ja, ja, erwiederten die Spinnerkinder, aber es freut uns so, daß du zu uns kommst. Und das Mareili: Aber mich freut es nicht, euch zu sehen, wie ihr da seid; es ist, wie wenn ihr keinen Meister hättet und Niemanden was nachfragtet. Wenn ich bei euch wäre, ich wollte euch lehren, bei den Büchern so still sitzen und so fleißig sein, als ihr es bei den Baumwollenrädern sein müßt, wenn ihr euer Brod dabei verdienen wollt. Die Kinder entschuldigten sich und sagten alle, sie wollten gewiß recht thun und brav lernen.

Nun, nun, erwiederte das Mareili, aber ich bin jetzt eigentlich nicht um deswillen, sondern um einer ganz andern Sache willen da; es geht im Dorf ein unverschämtes Lügengeschwätz herum, der Herr Lieutenant habe zu euch gesagt, ihr thätet besser, ihr würdet den Eulenspiegel auswendig lernen, als Bibelsprüche. Das ist zwar ein so unsinniges Wort, daß man hätte denken sollen, es hätte es kein vernünftiger Mensch geglaubt; aber so sehr es auch eine Schandlüge ist, so ist es doch im Dorf herumgetragen worden, als wenn es wahr wäre; und wenn ich wüßte, daß es eins von euch wäre, das diese Schandlüge heim gekramt, ich würde es auf der Stelle vom Platz nehmen und mit ihm zu seinem Vater oder zu seiner Mutter gehn und es

dann lehren, da die Wahrheit zu sagen und sein Lügengeschwätz zurückzunehmen. Ich weiß genau, was der Herr Lieutenant gesagt. Mit dem Wort zeigte es dann auf den Hartknopfenbub und sagte: Wenn so ein dummer Bursche Bibelsprüche wie ein Papagei hersagt, daß lauter Unsinn darin ist, und hinten und vorn kein Mensch ihn versteht, und noch dazu unverschämt und frech ist und sein Maul braucht, so hat der Herr Lieutenant doch wirklich Recht, wenn er zu einem solchen Eselskopf sagt: Du thätest besser, du lerntest den Eulenspiegel so dumm und so unsinnig auswendig, als du deine Bibelsprüche dumm und unsinnig auswendig lernst und hersagst.

Einige Kinder wurden ob dieser Rede des Mareili feuerroth, denn sie fühlten, daß sie daheim die Sache nicht so erzählt, wie das Mareili ihnen jetzt wiederholte. Das Mareili sah dieses Rothwerden ganz klar und war auch überzeugt, es sei bei einigen dieser Kinder absichtliche Bosheit gewesen, dieses Wort daheim zu verdrehen, aber es that nicht, als ob es etwas merke. Die Menge der andern Kinder riefen ihm laut und unbefangen zu, es sei wahr, es verhalte sich Alles, wie es sage, aber sie wären nicht schuld, daß man es also verdreht im Dorf heruntrage; sie hätten es daheim nicht so erzählt.

Ich will es selbst glauben, daß keines von euch so boshaft gewesen sei, des Herrn Lieutenants Wort so zu verdrehen; aber es ist doch glaublich, daß einige von euch daheim in den Tag hineingeschwatzt und dummes Zeug darüber erzählt haben. Ich muß euch unverholen sagen, Kinder, wenn ihr alle daheim es um kein Haar anders erzählt hättet, als genau wie es geschehen, so hätte das Lügengeschwätz, das man im Dorf darüber treibt, gewiß nicht Fuß fassen können. Aber das sage ich euch allen, wenn ich in Zukunft von einem einzigen von euch vernehme, daß es daheim etwas von der Schule erzählt, das nicht ganz wahr und auch nur ein wenig verdreht ist, so will ich Mittel finden, ihm das Maul darüber zuzuthun, daß es an mich denkt, und jetzt erwarte ich von einem jeden von euch, der

noch einen ehrlichen Blutstropfen im Leib hat, daß er diesen Mittag seinem Vater und seiner Mutter, und wen er sonst antrifft, bestimmt sage und erzähle, was der Herr Lieutenant wirklich gesagt und bei welchem Anlaß er es gesagt, und wie das, was man im Dorf darüber herumtrage, faul und falsch sei. — Dann wandte es sich noch an den Hartknopfenbub, der durch seine Dummheit und Frechheit des Lieutenants Wort veranlaßt, und sagte zu ihm: Siehst du jetzt, dummer Junge, wie man damit großes Unrecht thun und großes Unglück stiften kann, wenn man Sachen, die, weil sie hoch und heilig sind, mit Verstand ins Aug fassen und wohl zu Herzen nehmen sollte, wie ein Esel in Kopf faßt und wie ein Narr daherplappert, so daß Gottes Wort in einem solchen Mund selber zum Unsinn und zum Aergerniß werden muß?

Das Mareili ward so eifrig, daß der Lieutenant und Gertrud es baten, es solle sich doch mäßigen, die Kinder seien daran unschuldig. Das ist gleich viel, erwiederte das Mareili, mit solchen Sachen läßt sich in einem Dorf nicht spaßen. Ich ruhe nicht, bis kein Mensch diese unverschämten Lügen mehr in den Mund nehmen darf, und wenn's einer thut, es mag sein, wer es will, so werde ich Wege finden, ihm durch das Schloß und den Junker zu zeigen, daß es Mittel gibt, boshaften Verläumdern in solchen Fällen den Mund zu stopfen, daß er ihnen zugestopft bleibt.

Dieser Bericht der Kinder aber wurde von den Eltern gar ungleich aufgenommen. Viele ließen ihnen aus dem, was sie jetzt zur Entschuldigung des Herrn Schulmeisters anbrachten, gar nichts gelten und sagten, sie hätten die Eulenspiegelgeschichte selber nicht so erzählt, wie sie jetzt sagten, daß sie vorgefallen. Andere sagten ganz kurz, sie möchten jetzt sagen, was sie wollten, das Wort mit dem Eulenspiegel sei ein unverschämtes Wort gewesen und das Mareili habe seine guten Gründe, warum es dasselbe verkleistern und den lieben Herrn Schulmeister darüber weiß waschen wolle, aber andere Leute hätten nicht, wie es, gleiche Gründe dafür. Auch das sagten, insonderheit in den großen

Häusern, viele Eltern: Der Baumwollenmeyer und das Mareili fangen, seitdem sie an den Sonntagen Abend zu der vornehmen Gesellschaft ins Pfarrhaus kommen, an, sich in Sachen zu mischen, die sie nichts angehen. Es könne ein Jeder des Lieutenants Worte auslegen, wie er wolle, und der Baumwollenmeyer und seine Schwester hätten das nicht vorzuschreiben. Es werde sich aber wohl zeigen, wie der Herr Schulmeister dieses schlechte Wort etwa durch andere, die er zu demselben hinzu setzen werde, noch selber erklären werde. Auch viele Spinnereltern wollten dieses Worts halber auf beiden Achseln tragen und sagten zu ihren Kindern: Mischet euch in nichts, was der Schulmeister geredet hat und auch was er ferner reden und sagen möchte, wir wollen keinen Verdruß weder mit dem Mareili, noch mit der andern Partei haben.

---

28. Der Mensch hat Unrecht, wenn er in irgend einer Sache das, was Gott und die Natur vorangestellt, zurücksetzt und hintennach stellt.

Nachdem das Mareili so seine Eulenspiegel- und Hartknopfengeschichte abgethan, setzte es sich an den Schultisch und sagte: Was sagt ihr dazu, Kinder, wenn ich jetzt ein paar Tage da bleibe und euerm Herrn Lieutenant helfe schulmeistern?

Alle Kinder, die es kannten, erwiederten: Das wäre brav, das wäre brav.

Mareili. Was meint ihr, wollt ihr mir auch recht folgen?

Ja freilich, ja freilich, riefen eine Menge Kinder und einige setzten hinzu: Wir kennen dich, und wenn du uns nur winkst, so verstehen wir, was du willst und was du meinst.

Mareili. Versteht ihr den Herrn Schulmeister noch nicht so wie mich?

Die Kinder schwiegen. Nur eins sagte: Wir dürfen nicht so mit ihm reden wie mit dir.

Mareili. Und mit der Getrud?

Kinder. Auch nicht so.

Mareili. Ich will euch lehren, daß ihr vor dem Abend sie verstehen und mit ihnen reden dürft, wie mit mir.

Mit diesem Wort wandte es sich gegen den Herrn Lieutenant und sagte ihm: Jetzt kommen Sie, und fragen Sie ein Kind nach dem andern, was Sie nur wollen. Ich will sehen, ob sie auch nicht über alles freudig Antwort geben können, wie wenn ich sie fragen würde.

Der Lieutenant ließ sich das nicht zweimal sagen. Er ging mit ihm von einem Kind zum andern, fragte es, was ihm in den Sinn kam und das Mareili nahm dann das Kind, das er so fragte und das ihm nicht antworten konnte, lachend bei'm Kopf, bei der Hand oder bei den Ohren und sagte: Antwort', antworte geschwind, was dir in den Sinn kommt, aber munter und lustig und laut. Es ging keine Viertelstunde, so antworteten ihm schon einige Kinder laut, munter und bestimmt auf seine Fragen, und es dünkte sie selbst lustig, daß sie das Mareili so freundlich bei'm Kopf und bei den Ohren nahm, um sie zu zwingen, das Maul aufzuthun und nicht mehr schüchtern zu sein. Etliche fingen jetzt schon an, lachend zu antworten und Munterkeit und Scherz in ihre Antworten hineinzubringen. Darüber zeigte dann das Mareili und der Lieutenant seine herzliche Freude, und diese Kinder mußten ihre frohen und lustigen Antworten laut wiederholen. Ueber ein paar solche muntere Antworten lachte die ganze Schulstube mit dem Lieutenant, und jetzt war die Schüchternheit im Antwortgeben fast bei allen Kindern dahin, und die, die vorher am schüchternsten waren, gaben ihm jetzt die heitersten und ungezwungensten Antworten. Es war auch Glülphi auffallend, daß jetzt offenbar diejenigen Kinder, die vorher aus Frechheit und Unverschämtheit am ungezwungensten antworteten, nunmehr in dem Grad ihm bedächtlicher und gezwungener antworteten, als die bravern und unschuldigern ungezwungener und freimüthiger wurden.

Indessen fuhr jetzt Glülphi mit seinen Kindern in der Ordnung fort, wie er es mit der Gertrud abgeredet hatte. So wie sie ihm gestern Bibelsprüche auswendig sagen mußten, ließ er sie jetzt in der Bibel lesen. Sie lasen fast alle sehr schlecht. Das war aber noch nicht das Schlimmste; das Schlimmste war dieses, daß das, was sie lasen, für sie gleichsam in einer andern Sprache war, als in der, in der sie gewöhnlich redeten. Es war auch außer der Gertrud Kindern keins im Stande, den Sinn dessen, was es gelesen, aus freiem Mund und in seiner gewohnten Sprache zu wiederholen. Glülphi erwartete auch nichts anderes. Er wußte schon längst, daß man in allen schlechten Bauernschulen das Lesenlehren auf eine Weise betreibt, als wenn es das Redenkönnen gar nichts anginge. Aber so sehr er diesfalls auch nichts anderes erwartete, so wichtig waren ihm doch die Folgen dieses unsinnigen Benehmens. Er sah es als die erste tiefgreifende Verkehrtheit im Unterricht an, daß man für das Redenkönnen, das offenbar dem Lese- und Schreibunterricht vorhergehen müsse, nichts thue, und das letzte, das bestimmt nur eine künstliche Art des Redens sei, zu lehren sucht, ehe man für die Erlernung des Redenlehrens irgend etwas gethan habe. Er fühlte vor Allem die Nothwendigkeit, hierin zu helfen; aber es war ihm schwer, denn seine Aussprache war den Kindern so fremd, als die Büchersprache, in der sie lesen lernten. Dem Mareili hingegen war es gar leicht; seine Sprache war mit derjenigen der Kinder vollkommen die nämliche und es fühlte sogleich, daß es hier besser als der Lieutenant helfen könne. Wenn nun die Kinder einen Bibelspruch gelesen und mit aller Mühe, die sie sich gaben, doch nicht in ihrer Haussprache herausbringen konnten, was er eigentlich sagen wolle, so sagte das Mareili ihnen seinen Inhalt in ihrer Haussprache vor und sie wiederholten das, was es ihnen sagte, sogleich mit Leichtigkeit, und viele von diesen kamen schon an diesem Tag dahin, den Inhalt einiger der leichtesten Stellen, die sie gelesen, selber ohne des Mareili Hülfe in ihrer Sprache ausdrücken zu können. Man kann sich fast nicht vorstellen,

wie sehr das neue Gefühl, dieses zu können, einige Kinder freute. Viele, viele sagten mit einem Blick, der dem Mareili he'er zu danken schien: Nein, nein, das hätten wir doch nicht geglaubt, daß wir das so geschwind lernen könnten. Auch Glülphi dankte dem Mareili und sagte: Du hast mir diesen Morgen meisterlich gezeigt, wie sehr du uns dienen und helfen kannst. Es war auch wirklich auffallend, in welchem Grad die Kinder diesen Morgen schon heimischer und freundlicher waren und wie offenbar fast alle Augenblicke mehrere von ihnen sich den Kindern der Gertrud näherten und ihnen sagten: Wir lernen gewiß jetzt auch Alles, was ihr könnt; und das freut uns, das freut uns. Und als das Mareili ihnen noch ernstlich zuredete, versprachen sie, immer recht artig, aufmerksam und fleißig zu sein.

Als die Schulstunde vorüber war, standen die Kinder auf und drängten sich fast unwillkürlich um das Mareili herum. Es bot allen die Hand und sagte: Gib mir jetzt noch die Hand darauf, daß du nicht vergessen wollest, was du mir heute versprochen.

Dann boten ihnen auch Glülphi und Gertrud die Hand und ermahnten sie, nicht zu vergessen, was sie heute versprochen.

29. Der Mensch lebt in Kräften und durch Thaten. Wörter im Dienst der Kräfte und Thaten dienen dem menschlichen Leben, Kräfte und Thaten im Dienst der Wörter schaden ihm.

Es war ein schöner Morgen. Glülphis Muth stärkte sich wunderbar und so, daß er am Ende des Morgens zu sich selbst sagte: Noch keine Schlacht hat beim Anfang einen Feldherrn mehr erschreckt, als mich der Anfang meines Schulmeisterversuchs, aber noch nie hat auch ein so unbedeutender Umstand die Ansicht eines Feldherrn von einer solchen Schlacht so schnell und plötzlich geändert, als die Erscheinung des Baumwollenmareili in meiner Schule die

böse Ansicht, die ich noch gestern von dem Erfolg meiner Schule hatte.

Es war auch wirklich also. Die niederschlagende Ansicht, die ihn gestern so verstimmte, verlor sich mit jedem Augenblicke mehr. Die Kinder wurden ihm zusehends einzeln lieb und in dieser bessern Stimmung erregte die nämliche Ansicht der Schlechtigkeit eines Kindes, die ihn gestern empörte, warmes Mitleiden in seiner Seele. Er fühlte in diesem Mitleiden eine Kraft in sich entfalten, die ihn jetzt doppelt freute, weil sie ihm gestern so sehr mangelte. Das Mareili konnte er nicht genug bewundern. Es war ihm unbegreiflich, wie es beim Baumwollenauswiegen und beim Garneinnehmen zu der Fähigkeit, die Menschen hinzubringen, wo es sie haben wollte, und besonders zu der unwiderstehlichen Kraft, mit den Leuten reden zu können, wie sie es an seinen Kindern erwiesen, gekommen.

Er redete über das ganze Mittagessen mit dem Pfarrer über den Eindruck, den das, was das Mareili, das doch ganz gewiß außer der Bibel und seinem Gebetbuch noch kein anderes Buch in der Welt gelesen, mit den Kindern geredet hatte, auf ihn gemacht habe, und sie fanden, die innere, höhere Kraft der Beredtsamkeit ruhe gar nicht auf der Kenntniß der Redekunst und ihrer Formen, sondern auf der lebendigen, geistigen und gemüthlichen Fülle, mit welcher ein Mensch den Gegenstand, über den er reden will, in sich selber aufgenommen, sowie auf dem lebendigen Interesse, dem Zuhörer diesen Gegenstand deutlich und klar zu machen und ihn mit Beweggründen, die sichern Eingang bei ihm finden, für denselben zu gewinnen. Alles, was das Mareili zu den Kindern redete, sagten sie ferner, lag und lebte schon als Erfahrungssache in dem Geist und in dem Herzen der Kinder; darum wirkte auch jedes Wort, das es redete, so sehr auf sie.

Die Herren endeten ihr Gespräch über diesen Gegenstand mit der Bemerkung: Nur das, was in geistiger, gemüthlicher und physischer Uebereinstimmung mit dem steht, was das Individuum, mit dem man redet, wirklich selbst ist,

nur das ist für dasselbe wirklich Wahrheit; aber es ist für dasselbe auch eine wortleere, stille und darum auch das Innerste ergreifende Wahrheit. Jedes Gerede aber, das nicht in das innere Wesen des Mannes, mit dem man redet, eingreift, jede Wortfülle, die für den Mann, zu dem sie geredet, im Erfahrungsgange seines Lebens nicht einen lebendigen Anknüpfungspunkt findet, ist für denselben ein elendes Geschwätzwerk und eine armselige Maulbraucherei, und kann ihm alle bösen Folgen herbeiführen, die dieses große Hausmittel der selbstsüchtigen Verirrungen unsers Geschlechts, die Maulbraucherei, durch ihre Täuschungen und Anmaßungen demselben herbeizuführen gewohnt ist. Und Glülphi fügte dieser Bemerkung noch eine Stelle bei, die er einmal aus dem Tagebuche eines seiner Freunde ausgeschrieben: „Wörter sind nichts als ein Hülfsmittel der nach Entfaltung und thätlicher Wirkung strebenden, menschlichen Kräfte, das sich in Schall und Laut durch den Mechanismus des Mundes ausspricht und durch denjenigen des Gehörs wieder empfangen wird. An sich ist das Wort also ein nichtiger, leerer Schall, und es wird dem, der redet, nur durch seine Uebereinstimmung mit der Kraft und Wahrheit, in der es von ihm ausgeht, und bei dem, der es hört, nur durch die Uebereinstimmung mit der Kraft und der Wahrheit, die es in ihm antrifft, zu etwas mehr als zu einem leeren Schall, zu einer Realität. Darum ist auch das Wort des kraft- und thatenlosen Manns, so wie es in ihm liegt, spreche es sich in bürgerlicher Scheinweisheit oder in religiöser Scheinsalbung aus, nichts anderes, als so ein leerer Laut, geeignet das Absterben des Mannes, der es ausspricht, durch den Sinn des Gehörs zu beurkunden und verständlich zu machen, denen es durch den Sinn des Gesichts nicht genugsam in die Augen zu fallen vermag. Es ist wahr, das Wort des unerweckten, kraft-, willen- und thatenlosen Manns, so sehr es auch in eines andern Mund einen erhabenen und tiefen Sinn haben mag, ist in seinem Mund nichts anderes, als ein leerer, eitler Laut, der ihm und einem jeden Mann, der ihm gleich ist, zu einem Ohr hinein und zum andern wieder hinaus geht."

30. Wenn dein Auge hell ist, so ist dein ganzer Leib hell, und wenn dein Auge dunkel ist, so ist auch dein ganzer Leib dunkel.

Froh und freudig eilte Glülphi, als es Ein Uhr schlug, wieder in seine Schule. Gertrud und das Mareili waren schon wieder da, als er ankam.

Oh, wie viel besser ging es ihm jetzt schon als gestern! Was ihn noch so vor wenigen Stunden empörte, erregte jetzt sein Mitleiden, und was ihm da noch mächtig erzürnte, dessen erbarmte er sich jetzt. Er drückte jetzt einem Knaben, der ihn gestern ausspottete und noch heute ein hämisches Gesicht gegen ihn machte, liebreich die Hand und sagte zu ihm: Armes Kind, sei doch nicht so, du schadest nur dir selber. — Mit jedem Augenblicke fielen ihm jetzt die Kinder mehr einzeln ins Aug. Der ihn verwirrende und so sehr mißstimmende Eindruck der Schlechtigkeit des ganzen Haufens war gleichsam in ihm verschwunden. Alle Augenblicke kam ihm jetzt an diesem oder an jenem Kind, das ihm gestern ganz verschroben vorkam, das eine oder das andere unverschroben und sogar liebenswürdig vor.

Gertrud hatte ihn gestern schon darauf aufmerksam gemacht, daß nicht alle Kinder allgemein und gar nicht alle gleich, sondern die einen in diesem, die andern in jenem, die einen auf diese, die andern auf jene Art verschroben seien, und daß mitten in dieser Verschrobenheit der eine dieses, der andere jenes Gute an sich habe, der eine diese, der andere jene vorzüglichen Anlagen besitze, die, wenn sie auf eine gute Art angeregt und belebt würden, der anderweitigen Verschrobenheit desselben von selbst sich entgegensetzen, und dadurch mitwirkende Entfaltungs-, Bildungs- und Stärkungsmittel ihrer allgemeinen Kräfte und Anlagen würden.

Das wurde ihm jetzt mit jeder Stunde klarer. Es waren diesen Nachmittag schon nicht mehr blos die Kinder der Gertrud und einige wenige andere, bei denen er einen

guten Erfolg seiner Bemühungen zuversichtlich hoffte. Er faßte beinahe kein einziges mehr im völligen Dunkel des Nebels ins Auge, der sich gestern ihm über das Ganze verbreitete. Er konnte nicht anders, er mußte von dem einen und dem andern schon heute zu sich selber sagen: Es ist mir, als ob es nicht das nämliche Kind sei, das mir gestern vor Augen stand.

Die Folgsamkeit, die Ordnung, die Thätigkeit, die das Wesen alles Schulsegens macht, schien ihm schon an diesem Tage durch das Mareili errungen; und als er ihm am Abend für das, was es hierin geleistet, gedankt, sagte er zugleich zur Gertrud, wenn das gute Mareili mir meinen Schulsegen in dem, was außer mir ist, sichert, so hast du mir ihn in dem, was in mir selbst liegt, gegründet, indem du Mitleiden und Erbarmen für meine Kinder in meine Seele hineingebracht, ohne welche, wie ich es klar sehe und tief fühle, alle äußere Hülfe, die ich für meine Schule erhalten könnte, ohne alle Folgen sein würde.

Und er hatte ganz Recht. Sein Mitleiden und sein Erbarmen hatten ihn selbst bei allen großen und hohen Anlagen, die er hierzu hatte, zu einem ganz andern Schulmeister gemacht, als er gestern noch war. Da er also die Wirkung des Mitleidens und Erbarmens auf die reine Entfaltung der hohen Muttertreue, die in der Gertrud Stube, nach deren Muster er seine Schule einrichten wollte, Statt fand, ins Auge faßte, fiel ihm in diesem Augenblick der Bibelspruch ein: „wie ein Vater sich über seine Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten," und er mußte zu sich selber sagen: Wie sich Gott über die erbarmet, die ihn lieben, also muß ich mich über die Kinder dieses Dorfs erbarmen, wenn ich sie wahrhaft liebe und wahrhaft ihr Schulmeister sein will. Ohne diese hohen Kennzeichen der Göttlichkeit und Reinheit der menschlichen Liebe ist es unmöglich, das Resultat der Freiheit, des Frohsinns und der Unschuld in der Anstrengung der menschlichen Kräfte zu erzielen, das die Wohnstube der Gertrud zum Heiligthume Gottes macht und das ich erkämpfen muß,

wenn es sich der Mühe lohnen soll, Schulmeister in Bonnal zu sein.

So redete jetzt der Mann, den noch vor ein paar Tagen ein solcher Ekel gegen alles Schulhalten ergriff, daß er fast an keinem Kind irgend etwas Gutes mehr sah! Es ging auch von jetzt an alle Tage besser in der Schule. Das Mareili kam bis Freitag alle Morgen und alle Nachmittag in dieselbe. Am Samstag kam es nicht, weil es an diesem allgemeinen Speditionstage nothwendig in seiner Baumwollenstube sein mußte.

---

31. Abermal wenn dein Auge finster ist, so ist auch dein ganzer Leib finster, und deine Werke sind Werke der Finsterniß.

So lange Gertrud in der Schule zubrachte, ging sie auf dem Heimwege jeden Abend noch beim guten Rudi vorbei. Sie hatte seinethalben wegen der Meyerin noch nicht alle Hoffnung verloren. Edelmüthig, wie ihre Freundin war, konnte Gertrud keinen Augenblick zweifeln, daß sie bei dem guten Rudi ohne Vergleich glücklicher sein würde, als bei dem Ochsenfeist, den die Vogtin ihr so zudringlich anempfahl. Was den Rudi noch besonders darüber in guter Hoffnung erhielt, war dieses, daß er als sicher vernommen, die Meyerin habe über den unverschämten Brief, den der reiche Tropf an die Untervogtin geschrieben, gelacht und ihr, als sie ihn ihr selber zeigte, keine Antwort gegeben. Auch meinte er, er habe seit einiger Zeit bemerkt, sie begegne ihm, wo sie ihn antreffe, immer freundlicher.

Indessen war die Untervogtin ihrer Aeußerung, wenn eine Sache anfange schwierig und mißlich zu werden, so müsse man die Mühe verdoppeln, völlig getreu. Je besser die Berichte für den guten Rudi zu lauten anfingen, desto mehr verdoppelte sie auch ihre Bemühungen, diesem guten Menschen seine Hoffnungen zu Wasser zu machen. Die Meyerin konnte keinen Schritt thun, dem die Vogtin nicht

nachspürte. Wenn sie den Rudi auch nur auf der Straße grüßte, so vernahm sie es. Auch bekam sie wirklich die Nachricht, die Meyerin zeige sich, wo sie den Rudi immer antreffe, gegen ihn so freundlich, als sie immer nur könne und dürfe. Die Vogtin versuchte das Aeußerste und man möchte wirklich meinen, es könnte dem Teufel nicht in den Sinn kommen, was ihr Alles in den Kopf stieg. Aber das Meiste schlug ihr doch fehl und ward umsonst versucht und gethan. Endlich kam ihr gar in den Sinn, sie wolle den unnatürlichen Ekel, der die Meyerin so leicht anwandle, für diesen Zweck benutzen und ihn gegen den Rudi kehren, wie er bisher gegen den Ochsenfeist gekehrt war. Sie ließ zu diesem Endzweck allenthalben im Dorf aussprengen, die gestorbene Frau des Hübelrudi habe das fallende Weh gehabt, und man habe deutliche Spuren, seine Kinder möchten vom gleichen Uebel behaftet werden, wenn sie es nicht schon seien, mit dem Zusatz, diese Krankheit schleiche sich bei nervenkranken Leuten und in unreinlichen und unordentlichen Haushaltungen leicht ein. Und da diese Frau wirklich eine lange Reihe von Jahren nervenkrank war und es auch eben so lange in ihrem Haus immer bis zum Ekel unreinlich aussah, hoffte die Untervogtin, dieses Gerücht werde unfehlbar im Dorf Fuß fassen und auch bei der Meyerin ihres Ekels halber leicht Glauben finden, sobald es einmal im Dorf nur ausgesprochen würde. Aber zum Glück für den Rudi bestätigte sich auch hier das Sprichwort: Wem Gott wohl will, den kann Niemand verderben, und wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Es ging gar nicht lange, so entsprangen, man wußte nicht wie und woher, auf einmal die sonderbarsten Gerüchte über diesen Mann. Man sagte sich im ganzen Dorf die schandbarsten, unfläthigsten Dinge über ihn ins Ohr und schonte weder die Frau unter dem Boden, noch die unmündigen Kinder; ich kann gar nicht wieder erzählen, was man Alles sagte. Der Teufel hätte nichts erfinden können, das schlauer ausgedacht gewesen, in der Meyerin eine Art

von Entsetzen gegen den Rudi hervorzubringen und seine Hoffnungen scheitern zu machen.

Es erschütterte die Meyerin, da das Gerücht ihr zu Ohren kam, durch und durch, und wenn sie nur eine Viertelstunde gewartet hätte, daß der Schrecken darüber sich in ihr setzen und der Ekel dagegen hätte Fuß greifen können, so wäre der Untervogtin ihre Absicht gewiß wenigstens so weit gerathen, daß sie den Rudi auch nicht mehr hätte heirathen können, wenn sie hintennach schon zehnmal vernommen, daß an Allem nichts wahr sei.

---

32. Der Wahrheit Licht und der Liebe Flamme leuchten in die hintersten Winkel der Finsterniß und bringen ihre Werke an den Tag.

Aber sie sprang zu seinem Glück in allem Feuer auf das erste Wort, das sie hörte, zur Gertrud und redete mit einer Heftigkeit, die dem Ekel, den sie sicher gefaßt hätte, wenn sie sich gemäßigt, nicht Platz gab. Das rettete den guten Rudi. Sie stampfte in der ersten Minute, in der dritten hatte sie Thränen in den Augen. So lange sie stampfte, ließ sie Gertrud fortreden; da ihr aber Thränen in die Augen kamen, nahm sie sie bei der Hand und sagte: Du dauerst mich, aber du bist betrogen.

Wer wollte doch auch Satans genug sein, so etwas zu ersinnen, wenn gar nichts dahinter wäre? sagte die Meyerin mit fortdauerndem Eifer. Ich will nicht sagen wer, erwiederte Gertrud, und sah die Meyerin bei diesem Wort steif an; aber Jemand hat's gethan und erfunden, das ist gewiß, und du kannst es daraus abnehmen, daß man von allem diesem über den Rudi kein Wort erzählte, so lange er ein armer Mann war und von dir nichts wußte, aber jetzt es herum trommelt, da man hört, daß er dich bekommen soll.

Bei diesem Wort kam der Meyerin wie ein Blitz in

den Sinn, die Untervogtin könnte dahinter stecken. Gertrud aber gab keinen Wink, daß sie gegen Jemand in ihrem Herzen einen Verdacht habe, und sagte nur: Es mag Mißverstand oder Bosheit die Ursache dieses Geredes sein, so ist so viel gewiß, die Sache ist nicht wahr, und an deinem Platz würde ich mich darüber nicht in Eifer bringen lassen, sondern ruhig der Wahrheit oder Unwahrheit der Sache auf die Spur zu kommen suchen.

Die Heftigkeit der Meyerin war jetzt schon vorüber. Sie sagte ruhig zur Gertrud: Du bist doch unparteiisch. Diese antwortete: Bewahr' mich Gott, daß ich dir einen Mann anrathen sollte, der dir hintennach, so wie du bist, wenn er auch unschuldig wäre, zum Ekel werden müßte. Du bist brav und gut, sagte jetzt wieder die Meyerin. Und Gertrud: Wenn ich dir nur immer lieb bleibe und es dir wohl geht. Die Meyerin erwiederte: Ich thue jetzt, was du mir gerathen, und will für jetzt weder glauben, daß etwas, noch daß nichts daran wahr sei.

Ohne es der Gertrud zu sagen, war der Verdacht, die Vogtin möchte daran schuld sein, schon in die Seele der Meyerin gedrungen, und sie war lebhaft entschlossen, vor allem dieser Spur nachzugehen. Sie traf auch gleich bei ihrem Haus eine Wäscherin, die Krummhäuslerin, an, die sie als eine Erzschwätzerin kannte und oft bei der Vogtin gesehen, und fragte sie, ob sie die verstorbene Frau des Hübelrudi gekannt. Diese säumte nicht, von dem Unglück dieser Frau und dem fallenden Weh, das sie manchmal beim Neumond überfallen u. s. w. zu erzählen. Die Meyerin sah ihr steif ins Gesicht und ward von der Art, wie sie es erzählte, überzeugt, daß sie das selbst nicht glaube. Sie ging ihr auf eine andere Weise zu Leib, und brachte mit einem Trinkgeld und dem Versprechen, es ihr nicht auszubringen, endlich heraus, was sie ahnte.

Aber so sehr sie die Aussage der Wäscherin zufrieden stellte, so dachte sie dennoch, es könnte, wo nicht viel, doch vielleicht etwas hinter der Erdichtung stecken, die die Vogtin im Dorf herumgeboten. Das alte Sprichwort: „Es ist

kein Räuchli ohne Feuerli" wollte ihr noch gar nicht aus dem Kopfe.

Sie konnte nicht anders, sie mußte noch lange und auf alle Weise nachforschen, ob denn gar nichts dahinter stecke. Es fand sich auch gar nichts. Selbst die rauhe Hallorin, die zehn Jahre mit dem Rudi unter einem Dach gewohnt und dabei mit ihm und mit seiner Frau beständig im Streit gewesen, sagte, sie könne nicht sagen, daß nur das Geringste von diesem Gerücht wahr sei, und setzte hinzu: Es wäre etwas anderes, wenn man sagte, sie sei eine liederliche Frau gewesen und ein Narr, und habe den lieben Gott mit Beten und Müßiggehen zwingen wollen, daß es in der Welt anders gehe als es geht; aber daß sie die fallende Sucht gehabt oder über ihren Mann solche Klagen geführt, und daß er ein Unflath sei, wie man jetzt sage, das sei hundertmal nicht wahr, wenn man es auch hundertmal sage. — Und so war's allenthalben; es kam nichts heraus, als daß es Lügen und Aberlügen seien.

Hingegen vernahm sie durch ihr Nachforschen alle Tage neue Umstände von seinem alten Elend, von seiner Geduld und seiner Gutmüthigkeit; und das brachte ihr den Rudi jeden Tag näher ans Herz.

---

33. Es ist für arme Leute in der Welt oft eine schwere Sache, Recht zu suchen und Recht zu finden. Wohl denen, die Hülfe finden.

Der Rudi selber war einer der letzten Menschen im Dorf, der diese böse Nachrede gegen seine Frau selig vernahm. Er weinte die hellen Thränen. Ach, mein Gott! so redete er eine Weile mit sich selbst, ach, mein Gott, daß mir jetzt auch noch das begegnen muß, und daß die Leute auch so entsetzlich bös sind. Es ist jetzt, denke ich, mit meiner Hoffnung auf die herrliche Meyerin vollkommen aus. Wenn sie ein Wort dergleichen vernimmt, so erschrickt sie darob, daß sie keinen Augenblick mehr an mich denkt und ich müßte

ihr zum Herzen hinaus fallen, wenn ich schon siebenfach darin wäre. Es kam dem guten Menschen noch kein Sinn daran, daß die Untervogtin dahinter stecke; aber er wußte sich weder zu rathen, noch zu helfen.

Mit der Gertrud war es nicht völlig also. Ob sie gleich im Anfang den Gedanken aus ihrem Herzen entfernen wollte, daß die Vogtin daran Schuld sein könnte, so kamen jetzt so viele Umstände hervor, daß sie nunmehr vollkommen davon überzeugt war. Und als sie ihren guten Rudi so in tiefem Jammer darüber versunken sah, konnte sie nicht mehr unthätig dabei bleiben. Aber sich selber in dieser Sache zu helfen, fühlte sie sich so wenig fähig, als der Rudi. Sie tröstete den Rudi mit wenig Worten, lief aber spornstreichs zu dem Baumwollenmareili, von dem sie wußte, daß es sich in solchen Fällen besser als sie zu helfen verstand, um sich bei ihm Raths zu erholen, was in dieser Sache zu thun sei.

Das Mareili, das auch schon von diesem Gerücht gehört, erwiederte: Man muß in aller Eil suchen, der Sache auf die Spur zu kommen und trachten, daß man es der Vogtin beweisen könne, daß das Gerücht von ihr herkomme; das Uebrige wird sich dann schon geben. Ja, erwiederte Gertrud, wenn nur das möglich ist, aber ich weiß nicht, wie es anstellen. Und das Mareili: Laß nur mich machen; ich kenne die Lumpenleute schon, die die Vogtin zu Streichen von dieser Art gebrauchen kann, und es fehlt nicht, ich will dieser Sache noch vor dem Abendbrod auf der Spur sein. Geh' du jetzt wieder heim und laß mich machen. Gertrud ging jetzt und sagte noch im Gehen: Wenn's nur Gottes Wille ist, daß dir das nicht fehl schlägt! —

Es gelang. Gertrud war kaum eine Stunde wieder bei Glülphi in seiner Schule, so ließ sie das Mareili herausrufen und sagte ihr, es habe schon zwei im Rechten gültige Männer zu Zeugen, daß die Vogtin zwei Tage nach einander zu ihren Weibern gekommen und bei ihnen ein Weites und Breites von der bösen Krankheit, mit der des Rudi Frau befallen gewesen, erzählt, und wie man den Kindern

in den Augen ansehe, daß sie die nämliche schreckliche Krankheit bekämen; sie hätte eine von diesen Frauen sogar beiseits genommen und ihr im Vertrauen gesagt, sie sei in einer großen Verlegenheit, man gehe von mehreren Seiten ihre Schwägerin, die Meyerin an, daß sie den Hübelrudi heirathe, und es thue ihr in der Seele weh und mache ihr bang, sie in eine Haushaltung hineingehen zu lassen, wo sie solches Unglück erleben würde; sie dürfe es ihr aber nicht sagen, weil sie glauben würde, es geschähe aus Mißgunst und Neid, weil sie wisse, daß sie den Hübelrudi nicht gerne habe; sie müsse sie deshalb dringend bitten, die Sache im Dorf, wo sie immer könne und möge, anzuregen, daß es der Meyerin von allen Seiten zu Ohren komme.

34. Die höchste Lobrede einer Obrigkeit ist das allgemeine Vertrauen, das der Arme und Schwache im Land auf sie hat.

Die Gertrud freute sich wie ein Kind über diese Nachricht, aber so sehr sie auch das Mareili freute, so war dieses damit noch nicht zufrieden. Es sagte, wir müssen und dürfen jetzt nicht auf dem halben Wege stehen bleiben, die Vogtin muß mir wissen, was sie gethan hat und du mußt, sobald die Schule aus ist, und wenn du kannst, früher, mit mir ins Pfarrhaus; der Herr Pfarrer muß dem Junker auf der Stelle schreiben, was vorgefallen; das Uebrige wird sich dann wohl von selbst geben.

Sie gingen auch wirklich, sobald die Schulstunde vorüber, mit einander ins Pfarrhaus und erzählten dem Pfarrer umständlich, was begegnet und wie weit sie der Quelle dieser Unverschämtheit auf der Spur seien.

Der Pfarrer fragte der Sache sehr sorgfältig und umständlich nach und das Mareili nannte ihm die zwei Männer, die zu der Aussage, die es ihm hinterbracht, stehen würden, wenn es nothwendig wäre, und wiederholte ihm ihre Aussagen noch einmal mit Bestimmtheit. Der Pfarrer versicherte

jetzt die zwei guten Weiber, daß er sogleich die nöthigen Schritte thun werde, der armen Frau unter dem Boden zu ihrem Recht und dem guten Rudi aus seiner Noth zu helfen. Er ließ dann diese zwei Männer noch diesen Abend zu sich kommen, fragte sie über das, was die Vogtin mit ihnen und mit ihren Frauen geredet, genau aus, und als er sich von der Bosheit dieses Weibes, der Verruchtheit ihrer Mittel, so wie der rechtlichen Beweisbarkeit dieser teuflischen Handlung ganz überzeugt hatte, bat er die zwei Zeugen, für jetzt Niemand zu sagen, daß er mit ihnen darüber geredet, war aber am Morgen darauf beinahe vor Tage schon beim Junker und erzählte ihm den ganzen Vorfall mit allen für seine Beweisbarkeit nöthigen Belegen.

---

35. Sind unsere Zeiten für einen solchen Rechtsgang zu schlecht, oder ist ein solcher Rechtsgang für unsre Zeiten zu schlecht?

Der Junker, empört über die Vogtin, gerührt über den Rudi, und erfreut über den Erfolg der Nachforschungen des Mareili, sagte jetzt: Dieser Erzlumpenstreich muß mir, wenn's Gottes Wille ist, die Meyerin noch zur Braut des guten Rudi machen. Von diesem unerwarteten Ausspruch überrascht, sagte der Pfarrer: Wenn das doch möglich wäre, wie glücklich wäre dieser Lumpenstreich für diesen guten Menschen!

Wir wollen jetzt fort und dann in Bonnal sehen, was hierfür möglich, erwiederte der Junker, eilte, so sehr er konnte, fortzukommen, ließ die zwei schnellsten Pferde, die er im Stall hatte, anspannen und legte den Weg nach Bonnal in so kurzer Frist zurück, als er dieses noch nie gethan.

Im Pfarrhaus absteigen und der Vogtin sagen lassen, sie solle auf der Stelle ins Pfarrhaus kommen, der Junker sei da und lasse sie rufen, war die Sache des gleichen Augenblicks. Natürlich erschrak die Vogtin über diesen Be-

richt, doch ahnte sie nicht, was die Ursache davon sein möchte. Auch ihr Mann schüttelte den Kopf und sagte zu sich selbst: Das ist doch eine sonderbare Art, eines Untervogts Frau in ein Pfarrhaus rufen zu lassen. Doch sie mußte gehen und ging. Aber sie war todtblaß, als sie im Pfarrhaus in die Stube hineintrat und den gnädigen Herrn fragen wollte, was er zu befehlen habe. Aber der Junker ließ sie nicht einmal zum Reden kommen. Sie hatte kaum die Thür aufgethan, so fuhr er sie mit dem Wort an: Weißt du, was man thun muß, wenn man einen Menschen vor sich hat, der vom Teufel besessen ist?

Sie erwiederte am ganzen Leib zitternd: Gnädiger Herr, wie sollte ich das wissen? Und Arner: Ich will es dir, wenn du es nicht weißt, an dir selber zeigen; ich will dir den Teufel, von dem du besessen, auf eine Weise austreiben, wie er dir in in deinem Leben noch nie ausgetrieben worden ist.

Wuth und Furcht ergriffen jetzt die Vogtin miteinander. Sie wollte reden, aber ihre Lippen bebten, ihr Hals schwoll sichtbar unter dem Kinn auf. Sie konnte nicht reden, und mitten in ihrer Wuth nicht einmal ahnen, was Arner meinte und wollte. Jetzt gab er ihr plötzlich Aufschluß und sagte: Du hast die verfluchtesten Gerüchte, die je eine teuflische Seele gegen eine unschuldige Frau, die schon im Grab liegt, aussagen kann, im Dorfe verbreitet.

---

36. Es zeigen sich Schwierigkeiten in diesem Rechtsgang, und es wird klar, daß er für Büchermenschen und schwache Richter, und vielleicht auch für die, so schwach sind, nichts taugt.

Nun merkte die Vogtin, worum es sich handle. Damit minderte sich zwar nicht ihre Wuth, doch etwas ihr Schrecken. Sie glaubte, weil es nur das anbetreffe, so könne sie auf ihres Mannes Schutz und Einfluß zählen,

und fing nach und nach an, die Miene und Stellung zu nehmen, die alte Richter ganz wohl an Schelmen kennen, die mit dem Glauben, sie könnten ihre Schelmenstücke ableugnen, und mit dem festen Entschluß, es zu probiren, vor ihnen stehen. Mit dieser Miene und in dieser Stellung sah sie jetzt Arner steif an und die Vogtin sagte so entschlossen, als es immer ihr Herzklopfen, das sie zu verbergen suchte, zuließ: Gnädiger Herr! Sie meinen gewiß, ich sei an den Gerüchten schuld, die gegen die verstorbene Frau des Hübelrudi im Dorf herumgehen, aber ich kann Sie versichern, diese Gerüchte sind gar nichts weniger als neu, sie sind schon bei Lebzeiten der Frau im Dorf herumgegangen; was man jetzt sagt, ist nur aufgewärmt; daran aber, daß das jetzt geschieht, bin ich gar nicht schuld und weiß gar nicht, wie das kommt, daß man diese Sache im Dorf eben jetzt wieder aufwärmt.

Sie wagte diese Sprache in der festen Ueberzeugung, es dürfe sie kein Mensch in dem, was sie hierüber im Dorf ausgeschwatzt, verrathen und mit dem festen Entschluß, sobald sie aus dem Pfarrhaus heraus sei, mit Jedermann, der ihr diesfalls etwas ausbringen könnte, zu reden und Alles zu thun, was nothwendig, um einem Jeden von ihnen das Maul darüber sicher zu stopfen.

---

37. Der Schweizerische Bergarzt Schüppach hatte in seiner Apotheke eine Flasche mit der Aufschrift: Der Stärkste wird Meister.

Der Junker verstand das aber nicht so; er wußte schon, was an der Sache war, und die erzwungene Frechheit, in der die Vogtin vor ihm da stand, empörte ihn auf eine Weise, daß er sie streng ansah, aber dabei ganz ruhig zu ihr sagte: Du behauptest also, du habest diese Gerüchte nicht ins Dorf hineingebracht und nicht darin herumgeboten?

Beides, der Blick des Junkers und seine Frage erhöhten

die Angst ihres Herzens und verwirrten sie in dem Schelmenmuth, zu dem sie sich einen Augenblick vorher glaubte erheben zu dürfen. Zitternd sagte sie jetzt, sie hätte es gewiß nicht gethan, und sie werde verleumdet. — Das war dem Junker jetzt genug. Er nahm ihrenthalben seinen festen Entschluß, und sagte: Wenn das ist, Frau, so soll dir Gerechtigkeit widerfahren. Vorläufig will ich dir sagen, wenn du verleumdet bist, so ist für einmal der Herr Pfarrer dein Verleumder. Aber du hast dabei gar nichts zu fürchten, es soll dir Gerechtigkeit widerfahren, wie wenn er der geringste Bauer im Dorf wäre. Wenn du aber schuldig bist, so nimm dich in Acht; denn ich will kein Spiel mit dieser Sache treiben, und du bleibst indessen da, bis untersucht ist, ob du Recht oder Unrecht habest.

Todtblaß und verwirrt erwiederte sie jetzt: Ich werde doch zu meinem Mann heimgehen dürfen? Nein, erwiederte Arner, du darfst nicht einen Schritt aus dem Hause und stehst von diesem Augenblick an unter strenger Wacht, bis es ausgemacht ist, ob du unschuldig oder eine Verleumderin bist. Im letzten Fall wirst du dann sehn, was weiter geschieht, und wie lange das Zuchthaus dein fernerer Aufenthalt sein wird. In diesem Augenblick sah sie den Harschier neben sich stehen und fing an zu heulen: Ich bin ein unglückliches Weib! o Herr Jesus! wie bin ich ein unglückliches Weib!

Arner kehrte ihr den Rücken, und der Harschier winkte ihr, daß sie jetzt mit ihm komme.

Ich will ja bekennen, ich will ja bekennen, sagte sie jetzt, hielt sich mit beiden Händen am Tisch, der da stand und schrie immer: Ich will ja bekennen, ich will ja bekennen. Sie bekannte wirklich, sie habe hie und da zu einigen Leuten gesagt, die Hübelrudin sei mit der fallenden Sucht behaftet gewesen; aber sie habe es auch von andern Leuten gehört. Hierauf fragte sie Arner: Von wem hast du es gehört, ehe du es selbst gesagt? Sie erwiederte, sie könne das jetzt nicht mehr eigentlich sagen. Arner sagte: Nun, es wird dir vielleicht wieder zu Sinn kommen,

wenn man dich weiter fragt. Aber für jetzt ist mir wichtig zu wissen, warum du dieses Gerücht im Dorf ausgebreitet. Darüber wollte sie jetzt nicht mit der Sprache heraus und wandte sich wie ein Wurm, dieses zu verkleistern. Arner sagte ihr aber gerade heraus, daß er es schon wisse, und setzte noch hinzu, es müsse ihr selber zum Munde heraus, wenn sie auch daran erstickte.

Es wollte ihr lange nicht heraus; aber als er wieder vom Hierbleiben und mit dem Harschier auf's Zimmer spazieren sprach, bis die Wahrheit auf einem andern Wege heraus sei, ergab sie sich endlich und sagte, sie wolle es in Gottes Namen sagen. Sie habe ihrer Schwägerin schon lange eine sehr gute Partie zugedacht, und die Furcht, sie möchte sich von des Maurers Frau bereden lassen, daß sie den Hübelrudi nehme, habe sie zu diesem unglücklichen Schritt gebracht, der ihr aber jetzt herzlich leid sei, sie wollte jetzt um Alles in der Welt, daß sie das nicht gethan hätte.

Nun, wenn das dir so ernst ist, so kannst du deinen Fehler wieder gut machen. Gehe jetzt nur zu deiner Schwägerin und sag' ihr, daß das Gerücht, das über die gestorbene Hübelrudin im Dorf herumgetragen worden, faul und falsch sei, daß du es wie ein scham= und ehrloses Weib ersonnen, um deinem schönen Ochsenfeist bei ihr ein gutes Spiel zu machen und ihr den armen Rudi aus dem Kopf zu bringen. Sag' ihr, daß ich Alles wisse und du kein Mittel fändest, der Schande und dem Spott, den diese Handlung verdient, zu entrinnen, als wenn du auf der Stelle zu ihr gingest, ihr alles bekenntest, sie um Verzeihung bätest und ihr heilig versprächest, sie mit deinem Ochsenfeist in Zukunft ruhig zu lassen, und wenn sie sich entschließen wollte, den Hübelrudi zu heirathen, so würdest du ihn als deinen lieben Schwager anerkennen, und ihm und ihr alles Liebe und Gute erweisen, was eine brave Schwägerin einem lieben Schwager und seiner Frau zu erweisen vor Gott und Menschen schuldig sei.

Die Vogtin versprach dieses Alles zu thun, nur bat sie,

ob sie doch nicht, ehe sie es thun müsse, vorher noch einen Augenblick heim zu ihrem Manne dürfe?

Nein, war wieder die Antwort des Junkers, du mußt jetzt sogleich zur Meyerin gehen und der Harschier muß dir auf der Stelle nach, zu sehen, daß du in keines Menschen Haus hinein gehst, bis du Alles gethan, was du versprochen.

Sie mußte also gehen, aber ehe sie kam, hatte die Meyerin sich schon überzeugt, daß sie es sei, die dieses Gerücht im Dorf ausgebreitet.

38. Der hohe Segen, der auf Entschlüssen ruht, die die Rührung des Herzens hervorbringt.

Die Meyerin stand eben am Fenster und sah die Untervogtin auf eine Weise gegen ihr Haus zuspringen, wie sie sie in ihrem Leben nie springen gesehn. Sie sah auch den Harschier hinter der Vogtin eben so schnell nachlaufen, aber dachte doch nicht daran, daß das Geschwindgehen von beiden zusammen gehöre, that aber doch ihr Fenster auf und rief der Vogtin über die Gasse hinaus zu, was doch das sei und ob ihr ein Unglück begegnet sei. Diese antwortete ihr aber nicht, sondern sprang, was sie konnte und mochte, ins Haus hinein, und that dann unter Heulen und Jammer, was sie mußte, wiederholte aber zwischenhinein mehr als einmal, daß sie ein unglückliches Weib sei, und daß sie es doch gewiß nicht bös gemeint habe.

Die Meyerin konnte eine Weile nicht Mitleiden mit ihr haben, so erbärmlich sie sich auch gebehrdete und heulte, im Gegentheil, sie freute sich recht königlich, daß ihre Schwägerin für den verruchten Streich, den sie dem Hübelrudi spielen wollte, den Lohn bekommen, den sie verdient. Was sie aber am meisten freute und zugleich lachen machte, war, daß sie ihr versprechen mußte, im Fall der Rudi ihr Mann werden sollte, eine brave und freundliche Schwägerin an ihm sein zu wollen. Doch lachte sie nicht lange.

Der ganze Vorfall, wie er auf des Rudi Schicksal Ein-

fluß haben konnte, und dann die Theilnahme der Gertrud, des Mareili und des Junkers standen ihr lebhaft vor der Seele, nachdem die Vogtin wieder fort war. Sie konnte nicht anders, sie mußte zu sich selber sagen: Es ist Gottes Führung. Und es ergriff sie plötzlich eine so warme, neue Ansicht alles dessen, was begegnet, und ein solcher Andrang aller Beweggründe, die sie zu einem Entschluß für den guten Rudi bringen konnten, daß sie es jetzt so geradezu aussprach: Ich kann es mir nicht verhehlen, er ist mir lieb. So wie sie das ausgesprochen, überließ sie sich beinahe selber unbewußt dem Gefühl dieser Liebe und der Gedanke ward ihr, ehe sie es ahnte, geläufig: Ich kann mit ihm, ich kann in seiner Haushaltung so glücklich werden, als in keiner andern, die ich kenne. Und nun war sie von einem Augenblick der hohen Rührung ergriffen, in welcher edle Menschen so oft blitzschnell in den wichtigsten Angelegenheiten entscheidende Entschlüsse fassen. Was sie vor einer Viertelstunde nicht dachte, war jetzt vollendet. Sie sprach plötzlich das Wort aus: Ich will ihn in Gottes Namen nehmen und war jetzt entschieden. Nachdem sie das Wort ausgesprochen, stand er ihr gleichsam wie lebendig vor ihrer Seele. Sie vergaß jetzt den Vogt, die Vogtin, den Junker, die Gertrud, und selbst die Gründe, warum sie ihren Entschluß gefaßt, verschwanden vor ihren Augen; sie sah jetzt nur ihn vor ihrer Seele und Alles, was ihn anging, seine Kinder, seine Matti, seine schöne Kuh, seine Stube und selber die Kupferstiche, die darin an der Wand hängen. Ihre Rührung steigt jetzt in ihrer Stimmung immer höher, Thränen fließen von ihren Augen, — nun riegelt sie die Thür, setzt sich nieder zum Tisch, nimmt das Gebetbuch von der Wand und betet laut das Gebet einer Tochter, die in den heil. Ehestand treten will, legt dann ihren Kopf über ihre Hände und über das Buch, netzt beide mit Thränen und betet noch, daß Gott ihren Entschluß segne und heilige, steht dann wieder auf, trocknet ihre Augen, fühlt sich mit sich selber zufrieden und sagt: Ich will in Gottes Namen jetzt zur Gertrud und ihr meinen Entschluß sagen. Sie hat es um mich und um den

Rudi verdient, daß sie ihn wisse, sobald ich ihn selbst weiß. — Jetzt kleidet sie sich an und geht zu ihr hin.

39. Freundschaftliche Liebe und ein kleines Mißverständniß.

Gertrud sah sie kommen, aber mit einem so langsamen Schritt und den Kopf so sehr gegen die Brust hinabgesenkt, daß sie zu sich selbst sagte: So habe ich die Meyerin in meinem Leben nie gegen mein Haus kommen sehen. Es ahnte ihr nichts Gutes; im Gegentheil, sie fürchtete, das Gerede wegen der verstorbenen Frau des Hübelrudi liege ihr noch unbehaglich im Kopf. Auch war das letzte Wort, das die Meyerin mit ihr geredet hatte, eben nicht gar tröstlich. Jetzt war das Herz der Meyerin so voll, daß sie, sobald sie in die Stube kam, beinahe als ob sie krank wäre, leise und schnaubend, aber schnell zur Gertrud sagte: Ich habe in Gottes Namen jetzt meinen Entschluß über diese Sache genommen.

Gertrud ahnte nichts weniger als den wahren Sinn der Worte; sie antwortete ihr deshalb mit sichtbarer Betrübniß: Du wirst dich doch will's Gott in deinem Entschluß nicht übereilen.

Die Meyerin merkte ihren Irrthum und erwiederte ihr lächelnd: Ich habe mich, will's Gott, nicht übereilt.

Gertrud (fast mit nassen Augen). Und du lachst noch. Das ist doch nicht recht.

Meyerin. Und wenn ich Ursache dazu hätte?

Gertrud. Dazu hast du keine.

Meyerin. Und wenn du selber die Ursache davon wärest?

Gertrud (mit sichtbar steigender Wehmuth). Schweig' doch; du machst mir Kummer; ich könnte jetzt bald böse werden.

Meyerin (noch heiterer lachend). Ich will dich wohl wieder gut machen.

Gertrud (noch immer im Irrthum). So sah ich dich in meinem Leben nie.

Meyerin. Du mußt mich doch wenigstens anhören.

Gertrud. Ich habe dich nur zu viel angehört; geh' jetzt doch zu deinem Sonnenwirth.

Meyerin. Du bist in einem Traum, ich will den Sonnenwirth nicht.

Gertrud. Was? was? Sagtest du nicht, du seist entschieden?

Meyerin. Ja, für deinen Rudi. Ich kam eben zu dir, es dir zu sagen.

Gertrud war wie aus den Wolken gefallen. Sie fiel der Meyerin um den Hals und es war beinahe, als wenn sie an ihrem Hals einsinken wollte, so sehr hatte sie diese Freude übernommen. Sie konnte einige Augenblicke nicht reden. Nach einer Weile sagte sie: Gott Lob! Gott Lob! und schwieg wieder still. Auch die Meyerin war eine Weile still und freute sich des Eindrucks, den ihr Entschluß auf die gute Gertrud gemacht. Nach einer Weile, in welcher beide einander still ansahen, sagte Gertrud zur Meyerin, sie habe diesen Morgen geglaubt, es wäre heute für den guten Rudi der allerschlimmste Tag gewesen, den er seit dem ersten Augenblicke, in dem er an sie gedacht, hätte haben können.

Und die Meyerin erwiederte: Es ist wahr, der Tag fing bei mir für ihn so an, aber eben das, was den Tag für ihn so bös machen sollte, hat mich zu seiner Braut gemacht und an meiner Schwägerin das Sprichwort erfüllt: „Wenn das Maß voll ist, so läuft es über“ und noch ein anderes: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“ — Einen Augenblick darauf aber sagte sie zur Gertrud: Du, ich bin jetzt zwar eine Braut, aber mein Bräutigam weiß kein Wort davon.

40. Ein Mann, der das Glück verdient, das auf ihn wartet.

Was sagst du? erwiederte Gertrud, weiß er von Allem noch gar nichts? Dann springe ich auf den Augenblick hin, lasse ihn hieher kommen, der gute Mensch kann sonst diese Nacht abermal nicht gut schlafen.

Meyerin. Aber meinst du, er könne diese Nacht besser schlafen, wenn er es weiß?

Gertrud. Das nicht, aber besser ruhen kann er, wenn er's weiß.

Meyerin. Das Herz klopft mir, wenn du ihn bringst. Wollen wir nicht warten bis morgen?

Gertrud. Das nicht. Ich gehe sogleich. — Damit ging sie zu ihm hin. Der Rudi wußte gar nichts von allem dem, was den Tag über vorgefallen und war immer noch in der betrübten und hoffnungslosen Stimmung, die ihn ergriffen, als er das böse Wort vernommen, das man über seine arme Frau selig herumtrug, als Gertrud in seine Stube hineinkam. Sein erstes Wort, das er zu ihr sagte, war: Liebe Frau! Ich kann das Unrecht, das meiner lieben Frau unterm Boden geschieht, fast nicht ertragen.

Gertrud wollte ihn in seiner Stimmung nicht sogleich unterbrechen. Er jammerte mit solcher Wehmuth und drückte diese Wehmuth mit einem Edelsinn aus, daß sie ihm gern eine Weile zuhörte. Er sagte unter anderm: Wenn's mir in Gottes Namen auch mit der Meyerin ganz fehl schlägt, es thut mir nicht halb so weh, als daß man es meiner armen Frau unter dem Boden also macht. Bei diesem Wort konnte Gertrud ihn nicht mehr fortreden lassen, so sehr rührte sie die Wehmuth seiner Stimmung. Sie sagte jetzt: Du mußt doch den Muth nicht ganz sinken lassen, und auch diese Sache nicht mehr zu Herzen nehmen, als es Noth thut.

Rudi. Ich kann der Betrübniß, die mich ergriffen, nicht widerstehen.

Gertrud. Gott hat bisher geholfen, er wird ferner

helfen, und wir haben ja jetzt einen Herrn im Schloß, der auch Niemand unter dem Boden Unrecht geschehen läßt, wenn er helfen kann.

Rudi. Wie sollte er helfen können? Gegen solches Geschwätzwerk ist kein Recht auf der Welt, und große Lästermäuler kann kein Herr stopfen, so gut er auch sein mag.

Gertrud. Du mußt das nicht denken, geschweige es sagen; vielleicht vernimmst du noch ehe du ins Bett gehst, daß der Junker auch hierin mehr kann und schon mehr gethan hat, als du jetzt glaubst. Aber komm jetzt mit mir heim, ich habe dir etwas zu sagen, das dich freut.

Und der Rudi: Ach, es freut mich nicht so leicht etwas, und ich mag mich heute vor keinem Menschen zeigen; wenn du mir etwas zu sagen hast, so sag' mir's doch hier.

Gertrud. Nein, nein, komm' mit mir, ich habe dir etwas zu sagen, das ich dir nur in meiner Stube sagen kann. Es betrifft die Meyerin.

Rudi. Ach, was willst du mir von ihr sagen? Es ist mit dieser Hoffnung jetzt ganz aus.

Gertrud. Laß doch nicht allen Muth sinken und komme doch nur mit mir.

Sie ließ nicht nach, er mußte jetzt kommen; aber er bat sie auf der Straße mehr als einmal, sie solle ihm doch sagen, was sie ihm zu sagen habe, damit er wieder heim könne zu seinen Kindern. Sie that es nicht, so sehr er in sie drang, und antwortete ihm noch, als er an ihrer Thür war: Ich kann nicht, aber du triffst Jemand in der Stube an, der etwas von ihr weiß und der es selber sagen will.

41. Die Sonne fängt einem guten Mann an zu scheinen.

Damit that sie die Thür auf und als Rudi die Meyerin in der Stube sah, ergriff ihn eine Bewegung, die einer Art von Entsetzen gleich war, für die ich aber keinen Namen weiß. Es war das Erstaunen der Hoffnungslosigkeit bei

der plötzlichen Erscheinung eines unglaublich schimmernden einzelnen Strahls von Hoffnung für eine Sache, nach der sich ein Mensch lange gesehnt, aber für die er in dem Augenblick dieser Erscheinung keinen Hoffnungsfaden mehr findet.

So noch fast an der Thür stehend, fiel er beinahe zu Boden, als er von diesem Erstaunen ergriffen mit schwankendem Fuß näher in die Stube hineintreten und zu dem Tische, an dem sie saßen, hingehen wollte; aber die Meyerin stand so plötzlich, wie wenn sie ihm zur Hülfe eilen wollte, vom Tisch auf, ging dem guten schwankenden Mann entgegen, nahm ihn bei der Hand und sagte ihm so freundlich und so anmuthsvoll, wie sie noch nie mit ihm geredet hatte: Lieber Rudi, komm, setz' dich zu uns, wir haben jetzt etwas Wichtiges mit einander zu reden. Er stand noch halb stumm da und konnte kaum hervorbringen: Mein Gott! mein Gott! was ist das? Ihr Blick, ihre Stellung, ihr Wort schienen ihm, wie er sie wohl wünschte, aber wie er sie noch nie gesehen und jetzt weniger als je hoffen zu dürfen glaubte, im Gegentheil, es stieg ihm jetzt noch der Gedanke auf, man wolle ihn gewiß noch wegen dem elenden Gerücht, das im Dorf von seiner Frau herumgehe, befragen. Die Meyerin sah seine Verlegenheit und sagte, ihm liebreich die Hand drückend: Ich glaube, du fürchtest dich vor dem, was ich mit dir reden will. Das mußt du nicht. Komm, setz' dich zu mir; ich weiß jetzt, was ich will und was ich soll.

Die Gertrud war ob dieser Vorrede ungeduldig und sagte zu ihr: Bring' ihn doch aus der Angst und sag' ihm, was du ihm sagen willst. Die Meyerin erwiederte: Nun, wenn du nicht warten magst, so sag' du es ihm doch, und Gertrud nicht faul, sprach jetzt das Wort aus: Nun denn, lieber Rudi, sie ist entschlossen, deine Frau zu werden.

Damit fiel sie der Meyerin um den Hals und nun fiel eine Scene vor, die ich dich, lieber Leser, zu denken bitte, ich kann sie nicht beschreiben.

Nachdem sie vorüber, und auch der gute Rudi sein neues Glück ruhiger zu fühlen anfing, erzählte sie ihm die ganze Geschichte des Tages, wie sie der Wahrheit des bösen Ge-

rüchts ganz auf die Spur gekommen, wie dieser Vorfall ihr Herz ihm näher und sie zum Entschluß gebracht, den sie jetzt gefaßt. Dann erzählte sie ihm auch, wie der Junker den guten Fürsprech des reichen Ochsenfeist, ihre Schwägerin, in Ordnung gestellt und sie dahin gebracht, daß sie ihr versprechen müssen, seine freundliche gute Schwägerin zu werden; wie sie das Alles unter Heulen und Zähnklappern vollbracht und versprochen, sie in Zeit und Ewigkeit nicht mehr mit ihrem Ochsenfeist zu plagen. Das und des Junkers liebreiche Fürsprache für dich hat mich endlich dahin gebracht, daß ich mich mit Gott entschlossen habe, diesen Schritt zu thun.

Man kann sich die Freude der Gertrud und die Rührung des guten Mannes nicht wohl vorstellen. Unwillkürlich fielen ihm die Worte in den Mund: Gott hat Großes an mir gethan; seine Barmherzigkeit währet für und für bei denen, die ihn fürchten; er erhebt den Niedrigen aus dem Staub, den Hungrigen füllet er mit Speise, und er gedenket der Barmherzigkeit.

42. Eine erhabene Brautstunde.

So im Innern in sich selbst erhoben, sagte er jetzt zu der Meyerin: Gott hat Großes an mir gethan, mein Glück ist groß, aber das Glück meiner Kinder ist noch größer. O, meine Kinder, o, meine Kinder, wie glücklich seid ihr! — Wehmuth ergriff jetzt den guten Mann, häufige Thränen flossen von seinen Augen. Ich muß heim, um meinen guten Kindern zu sagen, wie glücklich sie und ich nun sind, sagte er jetzt plötzlich; aber einen Augenblick darauf: Ach, du kommst doch mit mir? — Gar gern, erwiederte die Meyerin, und nun standen sie beide sogleich auf, nahmen auch Gertrud mit, und so gingen sie jetzt alle zu den lieben Kindern des guten Rudi. Als sie kamen, saßen diese alle bei ihren Rädern, spannen fleißig und wiederholten mit einander das Lied: Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut im Himmel und auf Erden. Sie hatten diesen Morgen

der Gertrud versprochen, es mit einander auswendig zu lernen und zu singen.

Mit einem treffenderen Lied hätten sie doch unwissenderweise ihre gute neue Mutter nicht empfangen können; auch war sie eben, wie der Rudi, davon äußerst gerührt. Auf einen Wink der Gertrud standen sie jetzt von ihren Rädern auf, und Gertrud sagte, ehe der Rudi und die Meyerin zu einem Wort kommen und sie grüßen konnten: Liebe Kinder, danket Gott, ihr habt jetzt wieder eine neue gute Mutter. Kommt, kommt, seid nicht scheu, bietet ihr jetzt die Hand. Die Kinder sprangen von ihren Rädern auf, und die Meyerin und der Rudi umfaßten sie jetzt, ich möchte sagen, mit allen Händen, die sie hatten. Einige Augenblicke konnten beide kein Wort hervorbringen. Doch raffte sich die Meyerin bald zusammen und sagte zu den Kindern: Ja, Kinder, ich will von nun an eure Mutter sein und Gott bitten, daß er mir Gnade gebe, an euch Alles zu thun, was ich an euch thun sollte, wenn ich eure eigene Mutter und ihr meine eigenen Kinder wäret. Dann nahm sie eins nach dem andern bei der Hand und sagte zu einem Jeden von ihnen: Werde ein braves, gottesfürchtiges Kind, und dann zu allen mit einander: Euer Vater hat viel mit euch gelitten, aber der liebe Gott hat geholfen. Er hat jetzt nicht viele Sorgen mehr, als für euch; machet ihm Freude; seine Freude wird auch die meinige sein, liebe Kinder! betet für ihn, und wenn ihr das thut, wenn ihr am Morgen und Abend für euren Vater betet, so betet auch für mich. Das letzte Wort, das sie in diesem Augenblick zu ihnen sagte, war: Geb' uns Gott seinen Segen! —

Der gute Rudi wiederholte das Wort: Geb' uns Gott seinen Segen. — Es war das erste Wort, das er redete, seitdem er in seine Stube hineintrat. Lange nachher sagte er kein anderes mehr. Seine Stille gefiel der Meyerin und rührte sie, daß sie selbst zu den Kindern sagte: Wir wollen doch jetzt nicht viel reden; aber sie blieb den ganzen Abend da, und sobald es ihr der erste Eindruck zugelassen, sagte sie zur Gertrud, die sogleich ihrer Gewohnheit nach in der Stube

die Hausmutter machte und dies und jenes in Ordnung brachte, sie solle ihr jetzt den Gefallen thun und still sitzen und heute in dieser Stube nichts anrühren; es freue sie jetzt, ein paar Stunden zu thun, als wenn sie schon die eingesessene Mutter in dieser Stube wäre. Dann nahm sie dem kleinen Rudeli den Haspel, an dem er Garn aufwand, und sagte: Es geht dir noch nicht recht, haspelte munter drauf los, half den Kindern an ihren Rädern, wo es fehlte, flocht zweien die Zöpfe, kochte der Kleinen den Brei, gab dem Engelkind auf ihrem Schooß zu essen, zog es dann ab, hielt es eine Weile nackend, wie die gemalte Mutter Gottes den lieben Heiland auf ihrem Arme, ließ dann dasselbe seinen Geschwistern allen gute Nacht sagen, hielt ihm das Köpfchen an ihre Backen, sie küßten dasselbe alle und es machte allen Ae — Ae —, dann that sie es ins Bett und sang ihm noch ein Schlaflied vor, bis es entschlafen. Der Rudi stand bei allem diesem hinter ihr wie ihr Schatten.

Er hatte immer ein silbern und vergoldetes Halsband mit Granaten und Bollen in einem Papier in der Hand; er hatte es unter der Frau selig einer reichen Bäuerin versetzt, und jetzt, da er es konnte, auf diesen Fall wieder ausgelöst, und dachte wohl tausendmal, so oft er es ansah, wenn's auch die Frau selig wüßte, daß ich wieder dazu gekommen, es würde sie doch auch freuen. — Aber er wagte das Papier der Meyerin nicht zu geben; sie merkte es und fragte ihn noch selber: Was hast du da in den Händen? nahm es ihm ab und trug es dem lieben Rudi zur Freude noch an diesem Abend am Hals, pflückte später, als sie heim wollte, noch Blumen in seinem Garten und trug sie in einem Körbchen, das auch des Rudi war, an ihrem Arm.

43. Eine fröhliche Anzeige einer Hochzeit in einem Pfarrhaus.

In diesem Augenblick trat des Junkers Klaus in die Stube und that die Augen groß auf, als er die Meyerin

wie eine Hausmutter neben dem Rudi und seinen Kindern stehend antraf. Der Junker hatte ihn hingeschickt, der Gertrud zu sagen, er sei seit diesem Morgen im Pfarrhaus und wünsche sie, noch ehe er abreise, zu sehen. Der Klaus sagte noch zu ihr, er habe auch das Baumwollenmareili einladen müssen, ins Pfarrhaus zu kommen. Gertrud antwortete, sie wollte auf der Stelle kommen. Sobald er aber fort war, sagte sie zum Hübelrudi und zur Meyerin: Ihr müßt mit mir zum Junker kommen; er muß noch heute und das von euch selber wissen, daß ihr versprochen seid; er hat es um euch verdient. Das hat er, erwiederte die Meyerin, aber ich scheue mich doch, es ihm schon jetzt selber zu sagen. So will ich's denn für dich thun, erwiederte Gertrud, aber komm jetzt nur mit mir.

Sie wußte wohl, Gertrud ließ nicht nach, bis sie ja sagte und aufstand. Der Hübelrudi kam recht gern und freute sich recht sehr, dem Junker für Alles zu danken, was er auch in dieser Sache für ihn gethan habe. Sie traten kaum in den Pfarrhof hinein, so sah sie der Pfarrer am Fenster, wandte sich um und sagte: Kommt, kommt doch und seht, was ist das? Der Hübelrudi und die Meyerin kommen mit Gertrud.

Alles sprang jetzt ans Fenster und Alles sagte aus einem Mund: Die sind versprochen — und Alles rief aus einem Mund: Gertrud, du bringst uns eine Braut und einen Bräutigam. — Das bring' ich euch, Gott Lob! das bring' ich euch, erwiederte Gertrud.

Die Meyerin stand still und bewegt, und der Rudi hatte auch das Herz voll. Er wollte gern dem Junker danken, denn er dachte in seiner Seele, wenn er seine schöne Kuh im Stall und den Heustock und die Matte nicht hätte, so hätte die Gertrud bei aller Liebe und bei aller ihrer Mühe bei der Meyerin doch von mir kein Wort reden dürfen, und ich wäre der glückliche Mensch nicht, der ich jetzt bin. Aber er konnte nicht reden. Doch Alles sah ihm an den Augen an, was er sagen wollte; Alles stand um ihn und um die Meyerin herum, Alles bot ihnen die Hand und Alles wünschte

ihnen Glück. Der Junker vergaß jetzt in der Freude, die er und alle ob dem Rudi und der Meyerin hatten, warum er die Gertrud habe ins Pfarrhaus kommen lassen. Selber da jetzt auch das Baumwollenmareili zu ihnen kam, vergaß er das. Alles beschäftigte sich jetzt mit dem Hübelrudi und der Meyerin, und alle erzählten sich die Geschichte dieses Tags, soviel ein Jeder davon wußte und daran Theil nahm. Die Meyerin mußte dem Junker besonders genau und sorgfältig erzählen, wie sich die Vogtin bei ihr benommen, da er sie heute zu ihr geschickt, und als die Meyerin umständlich erzählt, wie die arme Thörin vor Jammer und Herzeleid fast vergangen, wie zitternd und angstvoll sie um Verzeihung gebeten, und wie oft sie es wiederholt und wie heilig und mit was für einem schweren Seufzer sie versprochen, wenn es etwa Gottes Wille wäre und es mit der Heirath mit dem Rudi sein müsse, wie sie ihn gewiß als ihren lieben Schwager anerkennen und gut behandeln wolle. — Alles mußte ob diesem heiligen Versprechen herzlich lachen, denn Alles kannte die Vogtin und wußte, daß es ihr weniger weh gethan hätte, wenn sie auf einmal ihren ganzen Stall Vieh und, ich darf wohl sagen, ihren Mann selber todt im Bett angetroffen hätte, als es ihr weh gethan, genöthigt zu sein, der Meyerin zu sagen, sie wolle des Hübelrudi Schwägerin sein.

44. Er hat doch Recht und es ist doch gut, daß er sie begnadigt.

Wer am lautesten darüber lachte, das war der Junker. Mit der ganzen Heiterkeit eines befriedigten Frohsinns sagte er: Wir wollen jetzt gern glauben, es sei ihr heiliger Ernst gewesen, da sie ihre Jammer- und Nothstunde sehr brav überstanden. Sie hat einmal jetzt mitgeholfen, einer Sache, die dem Anschein nach recht bös werden wollte, ein gutes Ende zu machen, und jetzt möchte ich, daß auch ihrethalben Alles abgethan und vergessen wäre, und sie muß mir ihre

erste freundliche Stunde mit ihrem neuen Schwager, sei es von ihr nun ernst oder heuchlerisch gemeint, in meiner Gegenwart mit uns im Pfarrhaus zubringen. Damit sandte er sogleich seinen Klaus hin, ihr zu sagen, daß sie zu ihm ins Pfarrhaus komme.

Jetzt erst kam der Junker dahin, dem Mareili und der Gertrud zu sagen, daß er sie ins Pfarrhaus kommen lassen, um ihnen herzlich für Alles zu danken, was sie gethan hätten und noch ferner thun würden, seinem lieben Herrn Lieutenant die ihm so neue und schwere Arbeit, das Schulhalten, zu erleichtern.

---

45. Wie die Vogtin sich der Begnadigung, die ihr Arner zugedacht, würdig erzeigt.

Während aber der Junker also die Vogtin wieder zu Ehren bringen und Alles, was sie gefehlt, als todt und vergessen angesehen wissen wollte, that sie von dem Augenblick an, in dem sie von der Meyerin weg war, nichts anderes als daheim bei ihrem Mann über den ehr- und gottvergessenen, tyrannischen Zwingherrn zu wüthen, der es ihr des Hübelrudi halber so infam gemacht habe. Sie brach in diesem Wüthen sogar in die Worte aus, es nehme sie jetzt nicht mehr Wunder, warum die alten Schweizer ihre Zwingherren todt geschlagen oder zum Land hinausgejagt, seitdem sie jetzt gesehen, was dergleichen Herren mit Ehrenleuten im Lande thun könnten und thun dürften. Es war umsonst, daß ihr Mann ihr hundertmal sagte, sie solle doch nicht so wüthen, sie könne ja nicht ändern, was nun einmal so sei.

Warum hast du doch den verfluchten Vogtdienst angenommen? Ich wollte lieber, du wärest Knecht bei den Türken geworden, als daß du diesen verfluchten Dienst angenommen; es wäre Alles nicht so gekommen, wenn du nicht Vogt wärest, sagte das Weib.

Aber ihr Mann ließ sich das doch nicht gern sagen, er

erwiederte der Frau: Schweig mir doch davon, du bist immer so gern Vogtin geworden, als ich Vogt.

Es ist ein Unglück, antwortete die Vogtin; es ist ein Unglück; freilich, wenn ich das hätte voraussehen können, was mir jetzt begegnet, ich hätte mich mit Händen und Füßen dagegen gesperrt.

---

46. Wie die Einbildungskraft krummen Schalken und bösen Narren noch Angst und Schrecken über die Folgen ihrer Thaten macht.

Als sie das letzte Wort noch im Munde hatte, klopfte des Junkers Klaus an der Thür. Sie sah ihn plötzlich am Fenster, ward todtblaß und sagte zu ihrem Mann: Um Gotteswillen, was ist das schon wieder? Geh' doch du und rede mit ihm; das Herz klopft mir, wie wenn ich sterben müßte.

Der Vogt schüttelte unzufrieden den Kopf, daß er allemal hingehen müsse, wo sie nicht gern hingehen wolle. Er ging aber doch und kam bald mit dem Bericht zurück, sie müsse ins Pfarrhaus, der Junker lasse sie rufen.

Vogtin. Geh' doch du für mich, ich bitte dich um Gotteswillen, geh' doch du für mich.

Vogt. Ich darf nicht, es geht nicht, du mußt gehen, und ich mag auch nicht allenthalben hingehen, wo du nicht willst und dann um deinetwillen wie ein Narr dastehen.

Vogtin. Hättest du doch dem Klaus gesagt, ich sei todtkrank und liege im Bett.

Vogt. Das ist eine Narrenrede. Er hat dich ja unter dem Fenster gesehen und gegrüßt. Du kannst nicht anders, du mußt gehen.

Vogtin. Ich gehe nicht. Laß ihm meinethalben sagen, was du auf der Welt willst, ich gehe nicht.

Vogt. Aber weißt du, wie er den Treufaug auf der Tragbahre im Bett und in der Perücke hat abholen und

unter die Linde bringen lassen? Willst du es darauf ankommen lassen, daß er mit dir auch so ein Spektakel treibe?

Vogtin. Jesus! Jesus! ich darf nicht gehen.

Vogt. Du darfst gehen und mußt gehen; er wird dich nicht fressen; du hast ja Alles gethan, was er dir befohlen.

Vogtin. Aber wenn er damit noch nicht zufrieden ist und mich einsperren läßt?

Vogt. Er thut das nicht. Er thut's gewiß jetzt nicht mehr.

Vogtin. Komm' doch um Gotteswillen mit mir.

Vogt. Das geht nicht, ich darf und ich will nicht. Aber das will ich dir noch thun, wenn du nach einer Viertelstunde nicht mit heiler Haut wieder zurück bist, so will ich ins Pfarrhaus schicken, und dann sehen, wo es fehle und was weiter zu thun sei.

Weiter konnte sie den Vogt nicht bringen. Sie mußte gehen und ging endlich; aber ihr letztes Wort war noch: Schick' doch bald, recht bald nach, zu sehen, wie es mir geht. — Das will ich gewiß thun, antwortete der Vogt, aber trink noch ein Glas Wein, damit du nicht aussiehst, wie wenn es mit dir zum Galgen oder auf die Hauptgrub hinausginge. — Ja das will ich, erwiederte sie, und trank noch zwei oder drei Gläser, aber es half ihr nichts, sie sah noch immer aus, als wenn es mit ihr zu den zwei bösen Oertern hinginge, von denen ihr Mann eben geredet. Als sie gegen das Pfarrhaus kam, schwankte sie mit jedem Tritt auf beiden Seiten, und es sah ganz mit ihr aus, wie mit der frommen Barbel, als sie wegen ihrer Abendtrünke, die sie dem Hummel schuldig war, unter die Linde zum Junker mußte. Und als sie im Pfarrhaus die Thür aufthat und den Hübelrudi und die Meyerin neben einander am Tisch sitzen sah, wurde sie fast ohnmächtig. Es schien, als wollte sie auf der Stelle in den Boden versinken, denn es war nicht anders, als ob Jemand zu ihr sage, sie müsse jetzt die Meyerin und alle Leute, die da seien, aufs wenigste kniefällig um Verzeihung bitten, und ihr verfluchtes Versprechen, das der Teufel in der Hölle für den Junker

erfunden und ihm in den Sinn gegeben, noch einmal wiederholen.

So mehr als erschrocken, so vom Entsetzen ergriffen, stand jetzt die arme Tröpfin. Alles, was am Tisch war, hatte Mitleiden mit ihr. Die Meyerin und der Hübelrudi standen vom Tisch auf, gingen ihr entgegen und wollten sie beruhigen, aber der Junker kam ihnen vor und sagte zu ihr: Vogtin, du hast deine Sache bei deiner Schwägerin gemacht, wie du versprochen, und ich habe dich nur kommen lassen, um dir zu sagen, daß ich jetzt mit dir zufrieden bin. Sei du jetzt auch mit Allem zufrieden wie es ist, und laß Alles gut sein, wie es ist. Der Hübelrudi ist jetzt mit der Meyerin versprochen; zeig' ihm jetzt, daß es dir ernst ist, was du seiner Braut versprochen, und daß du ihn von nun an mit Freuden als deinen lieben Schwager ansehen und behandeln wollest.

Es war der Vogtin, wie wenn sie aus dem Fegfeuer entronnen. Sie versprach Alles, was man nur wollte, und es war eigentlich, wie wenn der Wein, den sie vor einer Viertelstunde getrunken, nun auf einmal anfange, seine Wirkung zu zeigen und sie zu stärken. Sie hatte sich vom Schrecken soweit erholt, daß sie jetzt thun konnte, als ob sie mit gutem Willen und gern neben dem Hübelrudi sitze. Die Frau Pfarrerin brachte indessen einen schönen großen Kuchen auf den Tisch, setzte ihn den Neuversprochenen vor und sagte zur Meyerin: Du mußt jetzt den ersten Kuchen, den du mit dem Hübelrudi issest, bei mir essen und ich will sehen, ob sich auch die Untervogtin ihn bei uns wohl schmecken läßt. Das geschah auch ganz nach dem Wunsch der Frau Pfarrerin. Die Vogtin aß und trank so brav und dem Anschein nach so freundlich und frei als kein anderer Mensch am Tisch. Indessen schlich sich, da sie also da saß und Kuchen aß, ihr Töchterchen in die Küche des Pfarrhauses und sagte zur Köchin: Die Mutter habe einen Schlüssel in der Tasche, den der Vater nothwendig haben müsse, sie sollte mit ihr reden.

Wart' nur ein wenig, ich gehe gleich in die Stube, sagte

die Köchin; aber in diesem Augenblick sah das Töchterchen durch das Speiseloch, das aus der Küche in das Speisezimmer geht, daß die Mutter wohlgemuth bei einem schönen Kuchen neben der Meyerin und dem Hübelrudi am Tisch saß und brav darauf los aß. Jetzt wußte es schon, was es wissen wollte und sagte zur Köchin: Die Mutter werde wohl bald wieder heim kommen, es könne nicht warten und wolle jetzt wieder heimgehen; aber die Mutter hatte es durch das offene Speiseloch, vor dem es stand, auch bemerkt, stand plötzlich vom Tisch auf, ging in die Küche, nahm ihr Kind auf die Seite und sagte zu ihm: Sag' dem Vater, es sei Alles vorbei, die Schwester sei mit dem Rudi versprochen, der Junker und alle seien auch ihr gut begegnet, sie möchten jetzt nur, daß Alles mit dem Schleich-Rudi, der ihnen diesen Streich gespielt, wieder gut würde.

---

47. Wie der Ochsenfeist den Korb, den ihm die Meyerin gibt, heimträgt, wie lange die zwei Verlobten bei ihrem Apfelkuchen im Pfarrhaus sitzen bleiben, und wie tief Arner den Zusammenhang seiner Herrschaftspflichten mit einem Schädelort zu Herzen nimmt.

Als sie wieder in die Stube kam, machte sie so gut sie konnte, eine gute Miene zum bösen Spiel, ging aber doch bald heim.

Sobald sie nach Haus kam, fand sie den Ochsenfeist hinter dem Tisch, der, wie er sagte, nun zum letzten Mal da sei und wissen wolle, wie es mit der Meyerin stehe, ob er sie bekomme oder nicht. Ach mein Gott, sagte die Vogtin, sie sitzt eben als Braut mit dem Hübelrudi bei einem guten Kuchen im Pfarrhaus hinterm Tisch.

Also ist's aus, d' Katz und d' Maus, sagte der Ochsenfeist, schüttelte den Kopf, stand dann auf und murrte im Weggehen: Ich habe also hier nichts weiter zu thun; aber

ihr habt mich doch unverschämt lange mit diesem Weibe im Land herum gesprengt.

Aber der Hübelrudi und die Meyerin blieben noch so lange, bis der Junker nach Arnheim reiste, und waren beim ersten Apfelkuchen, den sie als Braut und Bräutigam mit einander aßen, so freudig und munter, als unter hundert tausend reichen und vornehmen Leuten vielleicht kein einziges Paar den ersten Apfelkuchen so froh und heiter mit einander gegessen.

Als der Junker voll von den Gedanken dieses Tages in eine Art von Wehmuth versunken im Heimfahren jetzt in der Tiefe an dem Grab des unglücklichen Rickenberger vorbeikam, ergriff ihn unwillkürlich eine unbeschreibliche Rührung. Er mußte zu sich selber sagen: Wahrlich hier liegt ein edler Mann begraben! Sein Haus wäre unter einem bessern Herrn vielleicht ein Haus von Menschen beinahe wie Engeln geworden. Er seufzte tief über seines Großvaters pflichtloses, menschenverwahrlosendes Leben.

Und wer theilt dieses Gefühl nicht mit dem guten Junker und fühlt nicht, daß an solchen Schädelorten Menschen verfaulen, die unter einer wahrhaft väterlichen und thätigen Ortsobrigkeit sich zum Dienst des Vaterlandes und der Menschheit unter Hunderttausenden als die Ersten und Besten hätten auszeichnen können?

48. Kriecherei, Windbeutelei und Infamie.

So wie indessen eine Teufelsarbeit, die ein böses Weib einem guten armen Mann gespielt, glücklich ein Ende genommen, so kam jetzt eine andere Teufelsarbeit, die ein böses Weib dem guten Junker zu spielen gedachte, auf die Tagesordnung.

Die Sylvia hatte nämlich, wie wir wissen, der Eichenbergerin geschrieben, wenn sie viel recht dummes und schlechtes Zeug von Bonnal auftreiben werde, so habe sie dadurch Gelegenheit, zwei Füchse in einem Loch oder zwei Mäuse in

einem Schlag zu fangen, indem sie dadurch in die Bekanntschaft des im Herzogthum allmächtigen Helidor gelangen und zugleich Gelegenheit finden könne, auf der einen Seite dem tyrannischen Dorfherrn, der sie mit dem Harschier habe herumführen lassen wollen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, auf der andern Seite selber zu Ehr und Ansehn und zu einer Stelle zu gelangen, wie es für sie in der Lage, in der sie sich befinde, ohne diese Bekanntschaft nicht möglich wäre. Seitdem dieses armselige Geschöpf diesen Brief erhalten, konnte es vor Eifer, im Dorf viel dummes Zeug gegen Arner und sein Thun aufzutreiben, fast nicht mehr schlafen. Es war Tag und Nacht auf den Beinen, Allem nachzuforschen, was in Bonnal, im Pfarrhaus, in der Schule und selber in Arnheim gethan und geredet und sogar etwa gedacht werden möchte, und schrieb selbst, ehe sie dieses noch gethan, gleich nach Empfang des Briefes der Sylvia Folgendes zur Antwort:

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Ew. Hochwohlgeboren gnädiges Schreiben hat mich bis in den obersten Himmel entzückt. O, wie froh bin ich, dem unverschämtesten Menschen, den ich in meinem Leben gesehen, den häßlichen Streich, den er mir mit seinem Harschier gespielt, vergelten zu können, und wie unaussprechlich freut es mich, aus dem infamen Dorfneste, in dem ich jetzt wohne, erlöst zu werden und hoffentlich einen Platz zu bekommen, darin es auch ein Mensch, dessen Erziehung ihn berechtigt, sich über Schwein- und Kuhställe und über Leute, wie die sind, die zu solchen Ställen gehören, emporzusetzen, auszuhalten vermag. Schon an sich selbst ist mir das Leben zwischen Misthaufen, Strohhütten und Bettlerleuten unerträglich, und dann noch unter einem Junker und neben einem Pfarrer, die beide schlechter sind, als ich noch keine in der ganzen Welt angetroffen. Ich kann und mag es nicht mehr aushalten und ich könnte mir die Füße ablaufen und die Hände abarbeiten, um Se. Hochfürstliche Excellenz, zu dem Sie mir allergnädigst Zutritt verschaffen wollen, zu befrie-

digen, und es ist nichts möglich und nichts denkbar, wozu ich mich im Dienst einer solchen Excellenz nicht hingeben und verstehen würde. Auch weiß ich unaussprechlich viel von dem Narrenzeug, das Sr. Excellenz bei seinen Absichten wichtig sein muß. Aber das ist unmöglich so aufs Papier zu bringen, wie es sein muß, wenn es rechten Eindruck machen und so durch Mark und Bein gehen soll, wie dieses bei einer mündlichen Unterredung und mit einem Mund, wie der meinige, den Sie kennen, leicht ist und ihm eine Freude macht, wie er keine bessere wünscht. Ich muß Sie also dringend bitten, mir Gelegenheit zu verschaffen, so geschwind als möglich einmal bei ihm vorgelassen zu werden, u. s. w.

---

49. Ein Weib, das sich sonst nicht leicht schämt, kommt wegen etwas, wofür die Deutschen keinen Namen haben, wegen einer Etiquette, in Verlegenheit.

Sylvia that nichts weniger gern, als diese Eichenbergerin dem Helidor persönlich vorzustellen; aber da sie in ihrem Briefe sagte, daß sie unaussprechlich viel wisse, was ihn interessiren könnte und auch wohl begriff, daß die Eichenbergerin nicht fähig sei, etwas Umfassendes und Vielseitiges in Briefen vorzutragen, so entschloß sie sich, Helidor selbst entscheiden zu lassen, ob es sich ihm der Mühe lohne, sie vor sich zu lassen oder nicht. Er mußte lachen, als Sylvia deshalb anfrug, und sagte: Ich bin in einer Stellung, daß ich mir solche Zudringlichkeiten täglich von aller Art von Narren gefallen lassen muß. Ich habe schon von manchem Narren vernommen, was mir gescheidte Leute nicht gesagt hätten, und sie sagt mir vielleicht mitten unter allem Gewäsch, das ich von ihr erwarte, auch etwas, das mir recht ist zu wissen und das mir sonst Niemand sagen würde. Auf diese Aeußerung Helidors berichtete Sylvia die Närrin, daß sie das Glück haben könne, ihm vorgestellt zu werden.

---

50. Wie ein hoher Grad von Unnatur innerlich zur Lächerlichkeit des Unsinns und äußerlich zur Lächerlichkeit sogar in der Kleidung hinführt.

Seitdem die Eichenbergerin von Sylvia den Bericht empfangen, daß sie dem größten Mann im Herzogthum, dem Helidor, werde vorgestellt werden, war das armselige Geschöpf ganz außer sich vor Freuden. Es wurde so verwirrt darob, daß ihm wunderbarliche Dinge durch den Kopf gingen. Sie sagte mehr als einmal zu sich selber: Ich hätte mir doch vorstellen sollen, daß man höhern Orts solche Narrheiten nicht gern sehen könne und nicht gern sehen werde; aber gut ist, daß ich's jetzt weiß, ich will mich danach richten. Helidor ist mein Mann. Ich habe schon viel von ihm gehört. Er ist mir ganz gewiß der rechte Mann. Wenn ich nur vor ihm erscheinen darf, er wird mich gewiß verstehen. Dann hob sie sich zu den höchsten Entschlüssen, zu denen sie fähig war, empor. Es ist nichts, es ist gar nichts, sagte sie jetzt zu sich selbst, das ich mich in seinem Dienst nicht zu thun unterstände. So im Gemisch von alter Wuth und neuer Freude sagte sie noch: Was im Staatsdienst geschicht, hat eine ganz andere Bedeutung und ganz andere Ansichten, als was im gemeinen Leben geschieht. Und einen Augenblick darauf sprach sie in dieser Ueberspannung ihres Hochmuthes im Unsinn das Wort aus: Ich würde mir nichts daraus machen, Arner sein Narrendorf selber anzuzünden, wenn Helidor mir nur einen Wink gäbe, daß es ihm recht wäre.

Sie konnte vor lauter Eifer, Helidor stattlich und gut zu dienen, die ganze Nacht nicht schlafen und war am Morgen früh und den ganzen Tag über auf den Beinen, Allem nachzuforschen, was in Bonnal, in der Schule, im Pfarrhaus und selbst in Arnheim geredet, gethan und selber gedacht wurde, um es auf das Umständlichste und, wie sie meinte, Zuverlässigste Helidor hinterbringen zu können. Am Tage vorher war denn noch eine ihrer Hauptsorgen, wie sie

sich auf diesen Besuch ankleiden und in die Hauptstadt hinbringen lassen wolle. Aber mir fehlt die Unnatur, in der man leben muß, um das, was bis zum Ekel unnatürlich übertrieben ist, in seiner Unnatur lebendig genug in sich selbst aufzunehmen und in der Wahrheit seiner Unnatur, wie es wirklich ist, darzulegen. Sie raffte am Morgen alle Kleider, die sie hatte, zusammen, legte sie im ganzen Zimmer auf Tische, Bett, Bänke, Stühle und allenthalben herum, um vom Kopf bis zu den Füßen das Beste, das sie hatte, auf diesen Besuch anzuziehen. Einiges davon war noch von ihrer Großmutter, einer stattlichen Bäuerin, anderes von ihrer Mutter, die sich schon bettlerhaft städtisch kleidete, noch anderes von ihr selber, wie sie es sich in der Stadt Krähwinkel angeschafft hatte, wo sie ein Jahr und vierzehn Tage in einer Töchterpension war, nur um, wie ihre Mutter meinte, eine liberale Erziehung zu erhalten.

Das Ganze ihrer Kleidung hatte mehr Farben als ein Harlequins-Kleid. Die Franzosen waren mit ihrem Dreifarbenspiel nur Narren gegen sie; sie verstand das Narrenspiel mit den Farben besser. Sie hatte mehr als siebzehn am Leibe, und fuhr mit dem schönsten, einspännigen Wagen, den sie auf drei Stunden weit in der Runde auftreiben konnte, aber mit einem Pferd, dem bei näherer Betrachtung an Augen und Füßen allerhand Wesentliches mangelte, zur Hauptstadt. Auch trug sie Glaskrallen am Hals, die für eine braune Indianerin groß und bunt genug gewesen wären. Zu dem hatte sich noch eine seit Jahren eingerostete Uhr, an der etwas Gold oder Vergoldung war, an einer Kette, deren gebrochene Gelenke mit groben, schwarzen Faden wieder zusammengebunden waren. So erschien sie vor Helidor und gebehrdete sich, als sie bei ihm eintrat, krümmer und verschrobener, als ein Polnischer Jude vor einem Edelmann, der ihn knuten darf. Sitzen wollte sie um keinen Preis, stehend wollte sie ihren Bericht abstatten, und man sah ihr es klar an, daß sie es kniefällig würde gethan haben, wenn Helidor es nicht mit einem sichtbaren Kopfschütteln verhindert hätte.

51. Eine Dorfschalksnärrin stattet an einen Hof-Mann Bericht ab über das Baumwollenmareili, über Glülphi, über seine Schule, über seine Eulenspiegelgeschichte und über seine Parteilichkeit zu Gunsten von Kindern, deren Eltern dem Henker unter den Händen gewesen — alles auf eine Weise, die dem Hof-Mann gar nicht mißfällt, und in einem Geist und Sinn, den viele andere Leute und selber viele Stadtleute mit der bäuerischen Schalksnärrin theilen.

So auch äußerlich in ihrer ganzen Erbärmlichkeit dastehend, fing sie an, über Alles, was in Bonnal vorfiel, ihr lästerliches Schandmaul in aller seiner Kraft zu gebrauchen. Zuerst erzählte sie, was sie schon in dem Brief an Sylvia gethan, von der großen Komödie, die man am Sonntag vor dem Anfang der neuen Narrenschule mit dem saubern Herrn Schulmeister getrieben, und dann wie der witzigen Gans schon am ersten Schultag ein Ei entfallen, wie nämlich der Herr Schulmeister vor den dummen Bauernbuben, die das für eine halbe Gotteslästerung ansehen mußten, habe sagen dürfen, es wäre besser, sie lernten den Eulenspiegel auswendig als die Bibel; auch wie er, weil er selber nichts könne und nichts verstehe, alle Weiber, die er nur finden könne, zum Schulhalten sich zu Hülfe ziehe; wie er schon am ersten Tag eine lumpige Maurersfrau so angestellt, die ihm aber schon am zweiten Tag nicht mehr genug gewesen, und wie er dann noch des Baumwollenmeyers Schwester, die nicht einmal ihren Namen recht schreiben könne, mitsammt der Gertrud sich zur Hülfe angestellt.

Ueber das Mareili ging es dann schrecklich los. Sie haßte dasselbe auf den Tod. Unter den Gründen, die sie zu diesem wüthenden Haß gehabt, war einer der vorzüglichsten: Als sie einmal über das Reichwerden dieser Haushaltung durch das Baumwollengewerb ihr Maul unverschämt

gebraucht und unter anderm gesagt, sie seien bei ihrem Gedenken Bettelleute gewesen, ließ es ihr zur Antwort sagen, sie, die Eichenbergerin, könnte freilich eher aus reichen Leuten Bettler, als aus Bettlern reiche Leute machen, sie thäte aber besser, sie würde sich in einem Spital, wo man Stadtnarren versorgt, verpfründen, als auf ihrem Dorf Narrenspuk treiben, wie sie thue. Das war freilich etwas so Starkes, daß es die arme Eichenbergerin nicht wohl verdauen konnte. Sie fuhr jetzt auch schrecklich über das gute Mareili los, wie es zu allen Zeiten ein unverschämtes Mensch gewesen und wie es sich auch jetzt unterstanden, Eltern der Schulkinder mit dem Junker zu drohen und ihnen sagen zu lassen, wenn eines von ihnen das Schandwort über den Eulenspiegel und die Bibel, das der Schulmeister öffentlich in der Schule vor allen Kindern ausgesprochen, noch einmal wiederhole, so wolle es sich ins Mittel legen, und es bei seinem guten Freund, dem Junker, gewiß dahin bringen, daß ein Jeder, der sich unterstehe, das noch einmal zu sagen, sicher in ein Loch hineingesperrt werde, wo er von der Sonne am Tag und vom Mond in der Nacht gleich viel zu sehen bekommen werde. So weit, setzte sie noch hinzu, hat der sonst so stolze Junker sein Ansehen Preis gegeben.

Dann ging sie noch umständlicher in die Art und Weise, wie der Lieutenant seine Schule in Bonnal führe, ein und erzählte, wie unverschämt er am ersten Morgen die bravsten Vorgesetzten mit ihren Frauen, die auch, wie das an Bauernorten Gebrauch sei, den ersten Schultag in der Schule bleiben und mit eigenen Augen sehen wollten, wie er mit ihren Kindern umgehe, wie Hunde zur Schule hinausgejagt und keinen Buchstaben mit den Kindern zu lehren angefangen, bis ihre Eltern alle zur Thüre hinaus waren. Sie sagte ferner, es wisse kein Mensch, was man daraus machen solle, daß er die Kinder der abscheulichsten Menschen, des gehenkten Ueli, die Geschwister einer hingerichteten Kindesmörderin und die Kinder eines Rickenberger, der sich selbst erhenkt, allen andern vorziehe, und diejenigen der bravsten,

angesehensten Bauern schnöder und schlechter behandle, als die Kinder der größten Lumpen und Bettler. Sie glaube, setzte sie hinzu, an vielem sei nur das Baumwollenmareili schuld, der Glülphi kenne ja Niemand im Dorf und könnte von sich selbst nicht dahin kommen, auf diese parteiische Art mit den Kindern umzugehen, wenn dieses boshafte Mensch ihm nicht sagen würde, wer die Leute seien, denen jedes Kind zugehöre.

52. Fortsetzung des Schalksnarrenberichts über die schlechten Grundsätze des Junkers in Rücksicht auf das Lumpenvolk (la canaille) im Land.

Auf dieses Wort hin fragte Helidor die Eichenbergerin, was das Baumwollenmareili wohl für Gründe haben könne, den Schulmeister dahin zu bringen, Kinder, deren Eltern dem Henker unter den Händen gewesen, den Kindern der angesehensten Leute im Dorf vorzuziehen.

Die Eichenbergerin antwortete, das Baumwollenmareili und sein stolzer Bruder stammten von den ärmsten und lumpigsten Leuten her, die es im Dorf gebe, und man könne es ihnen aufweisen und darthun, daß es in seiner Jugend selber gebettelt, jetzt aber sei es durch Juden und Schachern, wie man sagt, bei ihrem Baumwollenwesen sehr reich geworden und möchte nun überall und in allen Rücksichten mehr sein als andere Leute und begegne darum allen Leuten im Dorf, die aus guten Häusern herstammten und seit Menschenalter in Ehr und Ansehen gestanden, so grob und allem Lumpenpack hingegen so höflich.

Helidor mußte ob den guten Häusern, die seit Menschenaltern so in hoher Dorfehre und in hohem Dorfansehen gestanden, lachen; denn er war selber ein Mensch so sehr von gestern her, daß im ganzen Herzogthum kein Mensch recht weiß, ob er einen Vater oder eine Mutter in der Welt habe oder gehabt habe. Das ahnte freilich die Eichenbergerin von der Hochfürstlichen Excellenz, vor der sie jetzt zu stehen

die Gnade hatte, gar nicht. Sie fuhr noch eine Weile über den Hochmuth dieser neureichen, aber alt-Bettler-Haushaltung das Maul zu brauchen fort, und setzte noch hinzu, sie hätten mit ihrem unverschämten Behandeln der alten Ehrenleute im Dorf jetzt auch ein recht gutes Spiel. Der Junker sei mit ihnen im gleichen Spital krank und zeige alle Tage mehr, daß er es wie darauf anlege, den größten Lumpenleuten im Land höflich und freundlich und den ehrenfesten und gebildeten Leuten im Land grob und hart zu begegnen.

53. Jetzt geht's über die Sonntagsgesellschaft und mit ihr über das Volkserziehen und selbst über die Unverschämtheit der Ansprüche der Menschennatur los.

So fuhr sie fort, Arners ganzes Thun auf das Allerschnödeste durchzuhecheln. Natürlich konnte ihrer bösen Zunge das Wichtigste und Tiefgreifendste, das der Junker außer der Schule in Bonnal vornahm, seine Sonntagsgesellschaft, nicht entgehen. Sie berichtete dem großen Mann, den sie vor sich hatte, darüber also: Der gnädige Herr, der wohlehrwürdige Herr Pfarrer, der wohledelfeste Herr Lieutenant und dann das neuadelige Haus vom Baumwollenmeyer nebst ein paar Schwatzweibern von Bonnal sitzen alle Sonntag Abend wie Narren im Pfarrhaus zusammen und halten mit einander Rath, wie man aus Lumpen gutes Tuch und aus gutem Tuch Lumpen machen könne. Man kann nicht anders denken, als sie haben sich in den Kopf gesetzt, alle krummen Hölzli grad zu machen; und was bis jetzt dem lieben Gott selber in den größten Palästen und in den prachtvollsten Städten noch nicht gerathen, das wollen jetzt diese Herren im größten Kothloch, das vielleicht in der Welt sei, ausrichten. Sie brüten, wie es scheine, über eine Kunst, die schwerer auszuführen sei als die Goldmacherkunst und das perpetuum mobile, womit sich schon so viele Narren zu Grund gerichtet. Sie brüten nämlich

an der Idee, das Volk wohl zu erziehen und dadurch wohl zu versorgen.

Die Ausführung dieser neumodischen Idee sei, wie sie von den respectabelsten und venerabelsten Menschen gehört, die der Erdboden trage, vom Teufel in der Hölle und von ihm als der bitterste Zankapfel unter die Menschen geworfen worden. Diese schwarze Idee lenke ihrer Natur nach dahin, die Ordnung in der ganzen Welt umzukehren, und was oben ist, hinunter zu stürzen, und was unten ist, in die Höhe zu heben. Man wolle vermöge dieser Idee trachten, den, der nichts hat, zufrieden zu stellen, da es doch unmöglich sei, den, der etwas hat, zufrieden zu stellen, da auch dieser, man möge ihn erziehen wie man wolle, nicht zufrieden sei und nicht zufrieden werden könne.

Ebenso wolle man in Gefolg dieser Ideen den Traum einer Menschennatur, die der Reiche und Vornehme in sich selbst nicht einmal respectabel finden könne, sogar im Armen und Bettler respectirt wissen. Das gehe denn freilich nicht an und werde in Ewigkeit nicht angehen. Es scheine aber, die Herren fühlten das selber, indem sie das, was sie vorhätten, eigentlich doch Niemand sagten, sondern im Gegentheil so geheimnißvoll damit verfühlren, als immer die Freimaurer. Was man allein auskundschaften könne, sei, sie suchten sich in alle Häuser einzuschleichen, machten allenthalben die Guten, Lieben, fragten allem nach, hetzten hie und da den Mann gegen die Frau und die Frau gegen den Mann auf, und setzten den dummen Bauersleuten allenthalben in den Kopf, wenn sie ihnen folgten, so werde ihnen das Geld zum Dach hinein regnen und die gebratenen Tauben zum Maul hinein fliegen.

Der Junker treibe die Verführung des Volks über alle Grenzen. Er mache dasselbe sich allgemein in goldenen Träumen verlieren und mache es den Himmel voll Geigen sehen, selbst in dem Augenblick, wenn ein Donnerwetter daran stehe. Die Volksfeste, die er in Bonnal vorbereite, von denen er aber sage, daß sie erst nach seinem Tode ausführbar seien, seien nichts anderes als Narrenstoff zu solchen

Träumen. Indessen habe er in Bonnal schon viele tausend Bäume, sie wisse nicht ob Schatten-, Zier- oder Fruchtbäume, für diese Feste pflanzen lassen. Bis auf diesen Grad verhetschle er das Volk, daß es am Ende zu nichts mehr tauge; er wisse aber sicher selber nicht, wohin sein Benehmen führe. Er untergrabe dadurch, wie die Baronesse von Arnheim es wohl wisse und sich bitter darüber beklage, alle Fundamente seines herrschaftlichen Standes, und dieses in dem Grad, daß er selber elenden Spinnerkindern zehntfreie Aecker verspreche, ohne daran zu denken, daß er dadurch seinen Bauern das allen herrschaftlichen Rechten tödtliche Gelüst nach allgemeiner Zehntfreiheit in den Kopf setze.

---

54. Ein Weib, das die Weltkenntniß in einer Zwerggestalt mit sich herum trägt, und ein Mann, der die Miniaturansichten solcher Weltkenntnisse auf eine Weise zum Weltdienst braucht, wie der ganze Haufe solcher Zwergleins in der Weltkenntniß es nicht zu ahnen vermögen.

So ging es fast eine ganze Stunde über den guten Junker los. Dieses Weib wußte der Gründe zu Dutzenden herzuerzählen, warum Arners Thun nichts tauge, und über den landesverderblichen Einfluß, den die Denkungs- und Handlungsart dieses guten Mannes haben müsse, in sittlicher, rechtlicher, politischer, polizeilicher und ökonomischer Hinsicht stundenlang zu radotiren, ohne daß ihr der Mund einen Augenblick still stand, und da Helidor seine guten Gründe hatte, es gar wohl leiden zu mögen, daß der Menschenkreis, der in Arners Umgebung liege, sein Thun so unvernünftig finde, als dieses Weib dasselbe ihm darstellte, und da er überhaupt ein Mann war, der es in seiner Stellung eigentlich darauf anlegte, daß das Volk im Land viel Gutes für schlecht und viel Schlechtes für gut ansehe, so widersprach er unsrer Eichenbergerin in keinem Wort;

im Gegentheil, er sagte, um sie noch zu ferneren Aeußerungen über diesen Gegenstand zu locken und sie eigentlich auf die Ansicht hinzulenken, die ihm die wichtigste war: Wenn das so ist, so wird das ganze Wesen in Bonnal beim ersten Stoß, den es erhalten wird, von selbst zusammenfallen. — Sie antwortete: Das ist gewiß, das ist gewiß, ein jeder Wind würde das elende Ding umstoßen, wenn er nur einmal durch das Dorf hindurch blasen würde.

Er. Aber macht er sich mit seinem Benehmen nicht sehr viele Feinde?

Sie erwiederte ihm: Ja freilich, und zählte ihm an den Fingern her, wie viel er dergleichen schon habe und wie viel er sich täglich noch dazu mache. Das Alles war Helidor ganz recht. Es fiel sogar ein Lächeln, das ihn darüber anwandelte, selber der Eichenbergerin auf. Diese lachte, da sie ihn lächeln sah, fast laut und sagte: Zählen Sie darauf, er macht seine Sache recht ungeschickt. — Helidor erwiederte: Man muß ihn machen lassen; es ist eben nicht nöthig, daß dergleichen Weltverbesserer die gescheidtesten Leute in der Welt seien; sie würden sonst darin Alles anders machen, als es ist.

Eichenbergerin. Dieser wenigstens macht recht dummes Zeug und weiß sicher nicht, wohin sein Benehmen ihn endlich führen wird.

---

55. Jetzt fangen auch noch die eigenen Angelegenheiten der Berichterstatterin an, ans Tageslicht zu kommen.

Helidor wußte nun von dem, was sie ihm sagen konnte, genug und wollte sie entlassen; aber nun kam sie erst mit ihrer eigenen Angelegenheit, wie sie in Gottes Namen nicht mehr in diesem Koth- und Narrenloch von Bonnal wohnen könne und sich demüthig zu einer Anstellung als Erzieherin oder Gesellschafterin in einem vornehmen Hause empfehle. Was sie alles zu ihrer Ehre und über das Unglück der Zeit, in welcher die Verdienste der Leute nicht mehr geachtet und

geschätzt würden, noch anbrachte, das übergehe ich. Helidor, der ihre Maulbraucherei noch eine Weile zu seinen Zwecken zu benutzen wünschte, machte ihr einige allgemeine Hoffnungen, die aber an die weiteren Dienstleistungen, die er von ihr erwarte, angeknüpft waren.

Sobald sie fort war, sagte er zu sich selber: Stoff ist genug da, um die Seifenblase des Bonnalerwesens, wenn man nur will, zu zersprengen; und das muß auch sein. Wenn es bloß ein wenig Fuß gefaßt und ein paar Windbeuteleien davon sich bis an den Hof verirren würden, so könnte den Herzog doch der Narr ankommen, diese neue Edition seines alten Träumerlebens auch ansehen zu wollen. Dazu will ich aber eben keine Gelegenheit geben. Ich würde mich sicher nicht wohl dabei befinden, wenn er dieses Fieber noch einmal bekommen würde. Man muß zu rechter Zeit dazu thun, diesem Dorfgaukelspiel ein Ende zu machen, ehe weder er, noch viele andere Leute Lust bekommen, es anzugaffen. Gut ist, daß er die Mittel, ihm ein Ende zu machen, so gut vorbereitet. Einen Augenblick darauf sagte er: Sylvia ist wie dazu gemacht, das zur Reifung zu bringen, was hier zu thun ist. Sie muß mir für einige Zeit in dieses Träumernest. Bei dem Stoff, den sie dafür findet, ist es für sie ein Spaß, Arner dahin zu bringen, daß er seine diesfälligen Projekte aufgibt oder das Gallenfieber darüber bekommen muß. Ich kann ihr dieses Geschäft auf eine Weise empfehlen, daß der gelüstvollen Creatur der Schweiß ausgeht, wenn es fehlschlagen sollte.

56. Zur Gesellschaft ist ein Schwein des andern und ein Hund des andern werth.

Er wußte wohl, daß sie lieber allenthalben hingehen würde als dahin, aber auch, daß sie dahin gehen müsse, wenn er wolle.

Sie machte nämlich seit einiger Zeit Jagd auf einen Grafen von Raubholz und glaubte auf der einen Seite,

ihn durch die Hoffnung, der Onkel werde sie zur Erbin einsetzen, zu einem Eheversprechen zu bringen, auf der anderen Seite aber den Onkel durch die Aussicht einer so brillanten Heirath bewegen zu können, sie wenigstens zum Theil zu berücksichtigen. Für diesen Zweck war ihr Helidors Mitwirkung unumgänglich nothwendig. Der Raubholz war freilich ein Graf und zwar von einem steinalten Stamm, aber dabei ein Lump und ein Verschwender ohne Gleichen. Das machte Sylvia aber gar nichts. Sie kannte sich selbst, wußte, daß er von dieser Seite ganz ihres Gleichen sei und fühlte im Herzen, daß sie nichts Besseres verdiene, also ob er ein Hund, ein Esel, ein Affe und ein Faulthier oder das alles zusammen in einer Person sei, das machte ihr nichts. Sie wollte des Junkers Erbe und that dafür Alles, und das, was sie dafür thun mußte, war freilich recht viel und unter tausend Töchtern hätte es sicher nicht eine gethan.

Der Raubholz war indessen mitten in dem Bettlerstand, zu dem er sich herab gearbeitet, doch keiner von denen, die sich für nichts und aber nichts an ein solches Weib wegwerfen; im Gegentheil, da man ihm von mehreren Seiten vorspiegeln wollte, diese Sylvia wäre unter seinen Umständen eine gute Partie für ihn, ihr Onkel sei eitel und wenn sie sich mit einem Mann aus einer so hohen Familie verbinden könne, so werde es nicht fehlen, er werde sie gewiß zu seiner Erbin einsetzen, antwortete er bestimmt und derb, er sei kein Idealist, er liebe die Realitäten; wenn die Einsetzung der Sylvia zur Erbin des Generals gerichtlich ausgefertigt in ihren Händen liege, so lasse sich an eine Heirath mit ihr denken, ohne das würde er sie nicht von der Straße auflesen, wenn er sie am Boden liegend fände.

Diese Antwort von ihm zu hören, machte der Sylvia so viel, als ein Glas kaltes Wasser zu trinken; sie sagte deshalb auch einem ihrer Vertrauten, der ihr diese Antwort brachte: Er hat Recht, daß er die Realitäten liebt, er weiß sie auch zu brauchen und er wäre ein Narr, wenn er anders dächte; an seinem Platz wäre es ihr genau wie ihm. Desto eifriger aber that sie Alles, seinethalben ihre Zwecke zu

erreichen. Sie besuchte seit einiger Zeit wirklich, freilich so viel sie konnte incognito, einige Häuser, die durchaus nicht in einem ganz guten Rufe standen, in denen sie aber sicher war, den Grafen anzutreffen. Dieser Besuche halber aber war sie seit dem Brief, den Arner an den General geschrieben, in sehr großer Verlegenheit. Er erwähnte in diesem Briefe Verbindungen, die ihr Schande machen könnten, und sie glaubte jetzt sicher, diese Aeußerungen Arners bezögen sich auf die Besuche, die sie in diesen Häusern machte, um den Raubholz darin anzutreffen. Dabei wußte sie auch, daß der General schon hie und da vernommen, der Raubholz sei seines Betragens halber in der Hauptstadt und selber bei Hofe so wenig in einem guten Ruf, daß man ihm in einigen guten Gesellschaften sogar den Zutritt versage. Sie lag deshalb dem Helidor, wo sie immer konnte, beständig in den Ohren, daß er den Grafen, auf welche Art es immer möglich sei, mehr zu Ehren bringe und ihm eine ehrenhafte Anstellung verschaffe.

Aber so sehr Helidor auch Alles wagte, was gehen mochte, so wagte er es doch nicht, gegen die öffentliche Meinung so auffallend zu handeln. Persönlich hatte er ihn ganz gern. Er sah ihn auch zu Zeiten bei sich und fand ihn zu einigen krummen Streichen ganz brauchbar, und er hätte ihm ganz gewiß das Erbe des alten Generals so gern zugeschoben, als es ihn gefreut hätte, es Arner zu entziehen. Aber er konnte bei der öffentlichen Meinung, die gegen ihn war, durchaus nicht thun, was er gern wollte. Er redete ihm wohl hie und da auf Schleichwegen das Wort und zog ihn auch hie und da zu einer gemischten Gesellschaft; aber in Gesellschaften, wo Leute waren, denen er sogar Geld, das er im Spiel mit ihnen verloren hatte, schuldig war, durfte er ihn nicht hinführen. Einen etwa um ein halbes Procent höheren Orden als der, den er trug, hatte er Gelegenheit, ihm zu verschaffen, aber an eine Anstellung, die irgend eine Art von Verantwortlichkeit hatte, durfte er ihn nicht empfehlen. Er empfahl ihn auch nicht dazu. Auch befriedigte das, was er für ihn that, Sylvia natürlich um

so weniger, da die Sache mit dieser Heirath mit jedem Tag dringender und mit jedem Tag schwieriger wurde. Sie sah den General, der schon sein siebenzigstes Jahr überstanden, seit einiger Zeit sichtbar abnehmen, und der Gedanke, ihn sterben zu sehen und dann unversorgt vielleicht gar an Arners guten Willen sich wenden zu müssen, war ihr unerträglich, und was sie auch that, den Onkel sich günstiger zu machen, schien ihr selber ohne merklichen Erfolg zu sein. Unter diesen Umständen blieb ihr für ihre Zwecke nichts übrig, als Helidor immer mehr zu bestürmen, daß er den Grafen noch etwas mehr hervorziehe. Sie that das auch mit ziemlicher Zudringlichkeit, und da sie Helidor nur ein paar Stunden nach der Audienz, die er der Eichenbergerin gab, zu sehen bekam, brachte sie schon wieder ihr Anliegen vor.

Das war jetzt Helidor recht. Er gab ihr die bestimmte Antwort, was jetzt für ihre Endzwecke weit wichtiger wäre, als das einstweilige Hervorziehen ihres Herrn Grafen, sei, daß man Alles anwende, den General über Arner unzufrieden zu machen und es dahin zu bringen, daß er sich seiner schäme und ihn selber zu verachten anfange; das Enterben könne erst dann mit Hoffnung des Erfolgs betrieben werden, wenn man einmal mit dem General diesfalls im Reinen sei. Bis dahin sei Alles, was man darüber versuche, in den Tag hinein versucht.

57. Diensttreue der Verruchtheit für verruchte Zwecke, und einige Aufschlüsse über die Beweggründe, Mittel und Schwierigkeiten einer solchen Diensttreue, so wie eine Andeutung, daß auch die höchste Verruchtheit Ueberwindungskräfte bedarf und besitzt, daß aber solche Ueberwindungskräfte oft auch an einem Sprichwort, das klein ist, und wie das Veilchen im Verborgenen blüht und duftet, scheitert.

Sylvia begriff das sehr wohl und sagte: Aber was ist da zu thun?

Helidor erwiederte: Sie müssen mit dem General so bald als möglich nach Arnheim.

Sylvia. Das wird doch wohl nicht wahr sein.

Helidor. Es ist gewiß wahr und unumgänglich nothwendig.

Sylvia. Das wäre vom Teufel; ich wollte lieber nach Sibirien.

Helidor. Aber der Weg zu des Onkels Erbe geht über Arnheim.

Sylvia. Aber hoffentlich doch nicht der einzige.

Helidor. Ganz sicher ist er für Sie der einzige. Ich stehe dafür, es ist für Sie kein anderer offen.

Sylvia. Aber das ist ein verfluchter Weg, und es könnte mich auf demselben noch ein Erbrechen ankommen, daran ich stürbe, dann hätte ich ja den Weg umsonst gemacht.

Helidor. O, Sie sterben noch nicht bei dem ersten Erbrechen, und dann läßt sich für etwas, das so viel ist, als des Generals Erbe, doch etwas probiren, das einige Geduld braucht.

Sylvia. Sie könnten mir nichts vorschlagen, das mir so zuwider wäre, als nach Arnheim zu gehen. Der Onkel hat mich schon lange in dieses Schloß, das Arner jetzt

täglich mehr zu einem Bauernhof macht, hinführen wollen, und ich hatte große Mühe, ihn davon abzuhalten; jetzt wollen noch Sie mich bereden, dahin zu gehen.

Helidor. Wenn Sie die Hoffnung auf das Erbe nicht ganz aufgeben wollen, so müssen Sie hin, und ich dächte, dafür könnten Sie sich etwas überwinden.

Sylvia. Freilich, wenn es dann mit dem Erbe sicher wäre, so ließe sich wohl etwas dafür thun.

Helidor. Ich dächte es auch.

Sylvia. Wenn es dann sicher wäre, ich ginge dafür sechs Wochen drei Tage selber ins Fegfeuer.

Helidor. Wer nichts wagt, der siegt nicht, und wer nichts setzt, der gewinnt nichts; es muß etwas probirt sein. Gewiß ist so viel, es gibt keinen besseren Weg, Arner und sein ganzes Wesen zu compromittiren und ihm so viel Spuk in sein Nest hineinzubringen, daß er Jedermann zum Gespött wird und der General sich selber, wo er hinkommt, seines Neveu schämen muß, wie er sich einst eines anderen Mannes, den Sie auch kennen, schämen zu müssen glaubte.

Sylvia. Ja, wenn wir ihn dahin bringen, daß er sich Arners halber schämen muß, wie er sich einst seines Bruders, meines gnädigen Herrn Vaters schämen zu müssen glaubte, so glaube ich selbst, haben wir ein gutes Spiel, ihn dahin zu bringen, wo wir ihn wünschen.

Helidor. Sie sehen also, was wesentlich noth thut.

Sylvia. Aber wird es so leicht sein, Arner ihm verächtlich zu machen?

Helidor. Es ist so viel Stoff da, Arners Thun zu verwirren und zum öffentlichen Gespött zu machen, daß es Ihre Eichenbergerin selber gemerkt und bestimmt zu mir gesagt hat, wenn nur ein Wind wider ihn durch das Dorf blase, so falle sein ganzes Werk zusammen; und dann ist in der ganzen Welt auch Niemand so geschickt, dieser böse Wind für Arners ganzes Thun zu sein, als Sie selber, wenn Sie sich nur entschließen können, einige Monate auf diesem Bauernhof, wie Sie sein schönes, prächtiges Schloß heißen, zu residiren.

Sylvia. Stoff, ihm Spuk, großen Spuk zu machen, ist sicher genug da.

Helidor. Sie sehen also, daß mein Rath, dahin zu gehen, nicht aus der Luft gegriffen.

Sylvia. Ich habe das nie gedacht, ich ging nur nicht gern dahin.

Helidor. Aber jetzt gehen Sie doch gern.

Sylvia. Für Arners Erbe würde ich Alles thun, was, wie das Sprichwort sagt, der böse Brief ausweist.

Helidor. Sie sind plötzlich in dieser Sache so eifrig geworden als Ihre Eichenbergerin.

Sylvia. War sie denn so eifrig?

Helidor. Man kann nicht wohl eifriger sein. Man hat mir erzählt, sie habe vor lauter Freude, mir vorgestellt zu werden, noch vor meiner Thür zu einer ihrer Bekannten gesagt, sie würde Arners Dorf an allen vier Ecken anzünden, wenn ich ihr nur einen Wink gäbe, daß ich es gern hätte.

Sylvia. Ich hätte sie dieses Wortes nicht fähig geglaubt.

Helidor. Sie ist mitten in ihrer erbärmlichen Eitelkeit eine feinere Hexe, als man glaubt. Sie sieht mit vieler Leichtigkeit, wo sie zu Haus ist.

Sylvia. Nun, gnädiger Herr! weil Sie die Eichenbergerin so rühmen, so hoffe ich, Sie trauen auch mir zu, daß ich in dieser Sache etwas könne; und daß ich darin etwas will, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.

Helidor. Wir sind also dieser Sache halber in Ordnung. Sie gehen, sobald Sie können, nach Arnheim.

Sylvia. Ja, ich gehe, ich sehe, daß es sein muß.

Helidor. Und Sie bereden den Onkel, daß er recht bald geht.

Sylvia. Ich brauche ihn nicht zu bereden, ich brauche nur aufzuhören, ihn davon abzuhalten.

Helidor. Machen Sie denn Ihre Sache da recht gut, und ich will dann hier für Sie thun, was ich kann, und Ihren Herrn Grafen soweit zu Ehren bringen, als es nur immer geht.

So ward von zwei abscheulichen Menschen ein Plan entworfen, der Arner einige Monate später an den Rand des Grabes gebracht hat.

Aber, Leser, fürchte dich nicht. Ehrlich währt am längsten. Es wird der Sylvia mit ihren Teufelsprojecten gegen Arner nicht besser gehen, als der Untervogtin mit ihrer Teufelsarbeit gegen den Hübelrudi, und Helidor wird, in seinen Werken selber gefangen, der Verzweiflung nahe gebracht werden.

---

58. Wehe dem, der den Sehenden blind wünscht und dem, der in der Finsterniß sitzt, das Licht auslöscht. Wehe dem, der dem Lahmen seine Krücke unter der Achsel wegnimmt und dem Verwundeten seine heilende Wunde aufreißt, daß sie von Neuem eitere und blute.

Doch ich wandelte lange und ermüdend genug in den Labyrinthen der Verruchtheit; wie froh, wie froh bin ich, aus dem Dunkel ihrer Irrgänge, aus der Verworfenheit ihrer Schlupfwinkel und aus den schauerlichen Abgründen ihrer Verwilderung in der milden Gegend eines stillen, heiteren Himmels wieder frei und froh und unbefangen zu athmen; wie froh bin ich, wieder zur Gertrud, zu Glülphi, zu Arner und den vielen guten Menschen in niedern Hütten, die selbst in dem sonst so schlechten Bonnal wohnen, zurückzukehren.

Aber mußte denn mein Gemälde die vielen Scenen dieser Verruchtheit berühren? Mußte ich denn die Verirrungen ihrer Labyrinthe und das Schauerliche ihrer Abgründe in der Schande seiner ganzen Wahrheit zu Tage fördern?

Wer kann fragen? Muß der Isländer nicht wissen, daß er unter Schnee und Eis lebt? Muß der Südländer nicht

wissen, daß er zwischen Schlangen und Ottern, und der Afrikaner, daß er zwischen Löwen und Tigern lebt und daß die Bäume seiner Wälder voller Affen sind? Muß der Arme in der Welt nicht wissen, was ihm das Brod von dem Mund wegnimmt und das Kleid seiner Blöße ihm von dem Leib reißt? Muß der Unschuldige nicht lernen, dem Bösen zu widerstehen und unangesteckt und unzertreten in schlechten, in gefährdeten Umgebungen sich selber zu helfen? Muß der Edelsinn, der im Lande ist, nicht vom Bild des Verderbens, das den Schwachen und Armen um ihn her lästet und drängt, aufgeschreckt werden, daß er aufwache und nicht schlafe, und sein Herz sich in seinem Innersten bewege, zu widerstehen dem Bösen, aufzuhelfen dem Guten, zu besorgen den Verwahrlosten, zu unterstützen den Schwachen, zu retten den Gefährdeten, zu trösten den Leidenden, zu widerstehen dem Unrecht und in der Demuth dennoch mit Manneskraft dem Trotz der Bosheit unter die Augen zu treten? —

Ich verlasse den Schatten meines Gemäldes mit dem Bewußtsein, daß er schwarz aufgetragen werden mußte, um seine Wirkung nicht zu verfehlen, und gehe, ohne Absicht, die Scenen der Schlechtigkeit, die ich eben berührt, auf immer zu verlassen, zu friedlichen Scenen des häuslichen Lebens hinüber. Aber ich fühle mich zum Voraus in die Nothwendigkeit versetzt, den schwarzen Pinsel meiner Darstellung bald wieder in die Hand nehmen zu müssen.

59. Der Erde Segen ist Himmels Segen und ohne das Himmlische ist nichts Irdisches wahrer Segen.

Ich wende mich aus dem Wirrwar einer bösen Welt nach Bonnal, zu sehen, wie Arners Zwecke ins Leben gesetzt sind und durch sich selbst anfangen, im Mutterboden alles wahren Welt- und Menschensegens, in der Wohnstube, Wurzel zu fassen.

Wir haben dasselbe in den ersten Tagen, in denen das

Baumwollenmareili dem Glülphi und der Gertrud in der Schule an die Hand ging, verlassen. Sein Einfluß war groß, die Schulkinder von Bonnal dem Lieutenant und der Gertrud näher zu bringen. Sie wurden ihnen alle Tage weniger fremd und besonders auffallend war es, wie die Schüchternheit der bessern Kinder sich mehr und mehr verlor und die Frechheit der schlechtern sich minderte. Alle Tage gaben mehrere Kinder dem Lieutenant mit Freimuth und Vertrauen Antwort auf Alles, was er fragte und eben so boten täglich mehr Kinder der Gertrud mit freundlich lächelndem Munde die Hand, sobald sie ihnen die ihre mit ihrem lieblichen Lächeln anbot. Und so wie innere Heiterkeit und Freiheit in den Seelen der Kinder täglich mehr Platz griff, so ward auch mit jedem Tag größere Stille, größere Thätigkeit, größerer Eifer unter ihnen sichtbar. Sie selber wurden sich unter einander täglich mehr lieb. Hie und da wurde das eine und das andere, selbst auch arme Kind einem Kameraden oder einer Gespielin lieb, die dasselbe vorher nicht kannte, nicht achtete, oder gar verachtete. Und wie vorher in der Schule Bosheiten, Narrenstreiche und oft sogar schandbare Possen die größten Schlimmlinge mit ganzen Dutzenden Kameraden verband und sie zu Theilhabern ihrer Rohheiten und Schlechtigkeiten machte, so verbanden jetzt schon bessere geistige und gemüthliche Vorzüge, die die Kinder in sich selbst zu fühlen anfingen, einzelne, besonders vorzügliche Kinder mit andern, die mit ihnen die nämlichen Gegenstände mit gleicher Lebendigkeit fühlten und mit gleichem Interesse ergriffen. Täglich standen mehr Kinder mit Anmuth und Freiheit um die Kinder der Gertrud herum, lobten sie, daß sie dieses und jenes besser konnten und angriffen, als sie es konnten, und baten sie kindlich und brüderlich, daß sie ihnen dieses oder jenes zeigen oder ihnen in diesem oder jenem helfen möchten. Einige der Reichen boten ihnen sogar Aepfel und Birnen oder was sie sonst zu essen in die Schule brachten, an; aber Gertrud hatte es ihnen verboten, sie durften nichts von ihnen annehmen, und sie nahmen auch nichts an.

Es war in der Führung der Gertrud eine stille Kraft, die dem festen Ernst, mit welchem Glülphi zu Werk ging, in einem hohen Grade zu Hülfe kam und wesentlich dazu beitrug, daß die sichtbar wachsende Lieblichkeit im Zusammenleben dieses Schulhauses in keiner Rücksicht in Schwäche ausartete und dieses Haus in der vielseitigsten Kraftbildung seiner Kinder sich dem heimathlichen, sich gegenseitig in Freiheit und Frohsinn liebenden und dienenden häuslichen Leben täglich mehr näherte, das man sonst in einer Schule so selten findet, ohne welches aber eine jede Schule mehr ein Gewalthaus der Abrichtung zu irgend einem Kenntniß- oder Fertigkeitsfach, als eine Bildungsanstalt zur freien und harmonischen Entfaltung des ganzen Umfangs der menschlichen Anlagen und Fertigkeiten ist. Es war aber auch, wie wenn die liebe, graue Vorzeit in dieser Schulstube wieder aus dem Grab auffstehen und mit einem neuen Leben in Frohsinn und Thätigkeit, in Glauben und Liebe neu entkeimen sollte. Auch das heilige, innere Band alles wahren Segens im häuslichen und öffentlichen Leben, die Religion, faßte in dieser Stube in ihrem reinen Geiste und in ihrer hohen Kraft wieder eine neue, liebliche Wurzel, indem sie sich so dem Geiste der Vorzeit näherte. Er konnte nicht anders. Der gute Same des Alterthums ist heilig. Lieblich ergreift er das menschliche Herz. Der Geist der Frömmigkeit, der Geist des Gebets ist ein heiliger Geist. Die erhabene Seele der Gertrud entkeimte ihm; das Mareili lebte weniger erhaben, aber fest in ihrer Wahrheit und Glülphi hob sich mit jedem Tag im wachsenden Fühlen ihres Segens höher empor.

Die Festigkeit, die Deutlichkeit und die Andacht des Gebetes, mit welchem Glülphi täglich seine Schule anfing und endete, hatte einen sehr großen Einfluß auf den Ernst und den freien, entschlossenen Willen der Kinder zum Rechtthun und zur sittlichen, geistigen und physischen Anstrengung, die jedes Rechtthun voraussetzt und wiederum bildet. Auch gefiel Glülphis Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand allgemein, so wie der große und vielseitige Gebrauch, den er in seinem

Unterricht von der Bibel machte. Beim Lesenlernen sowie im Schreibenlernen und in den Uebungen des Gedächtnisses waren es meistens Bibelsprüche, die er dazu brauchte, und ihre Redeübungen waren meistens Uebungen etwas zu erzählen, das ihnen aus ihrem Leben vollkommen bekannt war, oder auch von dem, was ihnen in ihrem Haus und in ihren Umgebungen begegnet und auf irgend eine Art einen starken Eindruck auf sie gemacht. Oft ließ er sie auch genau wiederholen, was er zu ihnen gesagt oder ihnen befohlen nnd auch, was man ihnen zu Haus auszurichten aufgetragen. Redeübungen aus Büchern machte er für jetzt mit seinen Kindern keine als aus der Bibel. Er fand dieses Glaubensbuch eben darum, weil die Kinder an dasselbe als an Gottes Wort glaubten, mehr als jedes andere geeignet, ihre Kräfte in ihrem ganzen Umfang harmonisch und allgemein in Anspruch zu nehmen, zu ergreifen und sie dadurch zu einer unter sich übereinstimmenden Anstrengung der Kräfte ihres Herzens, ihres Geistes und ihrer Hand zu erheben. Er fand dieses Buch in dieser Rücksicht, wie kein anderes, geeignet, bei seinen Kindern den Gefahren vorzubeugen, denen unser Geschlecht durch die Verirrungen der schwachen, menschlichen Natur und die Gewalt ihrer Selbstsucht in sittlicher, geistiger und physischer Hinsicht täglich ausgesetzt ist, zu verhüten und den Eindruck jeder Ansicht des Lebens und jedes Begegnisses der Welt, sowie denjenigen alles Unterrichts und aller Lehre durch Glauben und Liebe in ihrem innersten Wesen zu heiligen und zu reinigen und seine Kinder durch Selbstüberwindung zu dem Umfang der Kräfte und Fertigkeiten zu erheben und zu bilden, die die Ausübung der wesentlichen Pflichten des Menschengeschlechts allgemein voraussetzt.

Dieser Ernst in der Liebe, diese Sorgfalt im Glauben und diese Begründung des Aeußern durch die Heiligung des Innern, die den meisten Eltern wesentlich durch seine Sorgfalt für die Gebetstunde und für das Bibellesen ins Auge fiel, machte beinahe allgemein im Dorf einen guten Eindruck für ihn und gefiel vielen Leuten, die nie glaubten, daß sie jemals einen Gefallen an dem neuen Schulmeister und an

dem, was er thue, haben würden. Auch das Geschwätz, daß er den Eulenspiegel mit der Bibel gleich viel werth achte, verlor sich allmählich unter allen Leuten, die sein Thun und Lassen auch nur halb unbefangen ins Auge faßten und spukte nur noch unter Leuten, die entweder wie der Hartknopf, der alte Schulmeister und der Ständlisänger Christen, verirrte Halbnarren, oder wie einige Vorgesetzte und Vorgesetztenweiber erbitterte Schalksnarren waren. Von diesen ließen es sich freilich einige nicht so leicht ausreden, es stecke hinter dem Wort, das er doch so offenbar und gewiß geredet habe, sicher und gewiß etwas mehr, als man jetzt daraus machen wolle. Einige von diesen glaubten aber freilich selbst nicht, was sie sagten, aber thaten darum desto eifriger, als wenn sie es glaubten. Dieser Art Leute wiederholten jetzt, mehr als sie es vorher gethan hatten, das Wort, man könne gegen Leute, denen dergleichen Aeußerungen, wenn auch wider ihren Willen, entfahren, nicht genug auf seiner Hut sein. Einige von ihnen gingen sogar so weit, daß sie sich im Stillen wieder dahin äußerten, man könne und dürfe dergleichen, in die Religion eingreifende Thatsachen Gewissens halber nicht unterdrücken und nicht ableugnen, wenn auch selbst das Schloß und das Pfarrhaus zum Unterdrücken solcher Wahrheiten helfen würden, wie dieses jetzt wirklich der Fall zu sein scheine, und wie es auch bei der Teufelsgeschichte des Vogt Hummel, die auch wider das Zeugniß von vielen Menschen, die es gehört hätten, unterdrückt und weggeleugnet worden, der Fall gewesen sei.

Doch waren auch diese Leute durch die Unschuld, mit welcher die Kinder alle Tage von der Sorgfalt des Lieutenants in Rücksicht auf die Gebetstunde und das Bibellesen erzählten, soweit genirt, daß sie in ihren Aeußerungen anfingen, hie und da hinter dem Berge zu halten und sich in Acht zu nehmen, wem sie selbige vertrauten. Bei den Unbefangenern war es jetzt eine ausgemachte Sache, daß das Gerede mit dem Eulenspiegel, wie es im Dorf herumgetragen worden, ein Mißverständniß gewesen sein müsse, und das Zutrauen der meisten Eltern für Glülphi wuchs

von Tag zu Tag. Einige derselben und sogar einige von denen, die er den ersten Schultag zur Thür hinausgewiesen, ließen ihn jetzt durch ihre Kinder gar freundlich grüßen und fragen, ob sie jetzt nicht einmal kommen und sehen dürften, wie er mit ihren Kindern Schule halte. Er ließ ihnen antworten, wenn sie still und ohne Geräusch mit einander da sitzen wollten, so daß Alles seinen Weg fortgehen könne, wie wenn Niemand da wäre, so möge er es wohl leiden; aber er sage ihnen zum voraus, er könne sich nicht mit ihnen abgeben und dürfe keine Zeit mit Schwatzen verlieren.

60. Ein bewährtes Mittel wider lügenhafte Nachreden.

Die Antwort Glülphis gefiel bei Weitem nicht so allgemein als sein Beten und Bibellesen, und es erneuerte sich vielseitig das Gerücht, er sei zu stolz für einen Schulmeister. Zwar widersprachen dieser Meinung alle Tage mehr Kinder und sagten, er sei gewiß nicht hochmüthig. Aber die meisten Eltern ließen sich von ihrer Meinung nicht abbringen und antworteten ihnen: Ihr versteht das nicht; wenn er schon mit euch freundlich und gut ist, so kann er doch hochmüthig sein.

Einer der pfiffigsten Vorgesetzten sagte zu seiner Frau: Es ist in der Schule und bei den Kindern für ihn keine Materie da, um stolz zu sein oder stolz zu thun; auch die hochmüthigsten Leute sind eben nicht allenthalben hochmüthig; sie kriechen oft vor denen, die höher als sie sind, und sind oft mit dem Bettler auf der Straße freundlich und mit ganz gemeinen Leuten im Land oft sogar höflich; sie zeigen ihren Stolz nur gegen Leute, die etwas weniger mehr als sie sind.

Es ist mit dem Stolz der Leute, so gewiß als die Sonne scheint, wie du sagst, antwortete die Frau; wir haben an unserm Junker selber das auffallendste Beispiel. Er scheint bei gewissen Leuten oft so demüthig, als hie und

da ein Prälat vor dem Altar und ein Klosterbruder vor dem Prälat.

Der Mann erwiederte: Du hast vollkommen Recht. Er gibt selber Männern und Weibern, die sich kaum des Bettelns erwehren mögen, die Hand, wie wenn sie seinesgleichen wären, und ist dann wieder mit Herrschaften, die er nicht mag, oder die ihm ungelegen zum Besuch kommen, so grob, als wenn sie ihre Herrschaften von ihm zu Lehen empfangen hätten.

Der Mann und die Frau schwatzten noch eine Weile über seine Grobheit, die er auch gegen seine Bauern im Dorf zeige. Und am Ende sagte der Mann mit einem Mißmuth, daß man denken möchte, es wäre ihm selbst so etwas begegnet: Es muß ein Bauer nur einen großen Hof, viel Vieh im Stall und viel Korn auf der Schütti haben, so kann er sicher sein, der letzte Bettler im Dorf hat's besser bei ihm und wird freundlicher aufgenommen und angesehen, als er.

So hatte des Glülphi Antwort das alte Gerede über seinen Hochmuth wieder aufgewärmt. Aber das war auch das Einzige, das man ihm öffentlich und laut vorwarf. Zu seinem Glück aber that ein Regentag auch diesem Gerede großen Abbruch.

Es ist eine Ordnung in Bonnal, daß seit zwanzig Jahren ein verfaulter Steg vor dem Schulhaus nicht einmal wieder gemacht worden, und die Kinder, wenn's ein paar Tage nach einander geregnet, fast bis an die Waden hinauf naß werden müssen, wenn sie über die Kengelgaß in die Schule wollen.

Aber das erste Mal, da der Glülphi die Gasse so voll Wasser sah, stand er, sobald die Kinder anfingen zu kommen, in vollem Regen mitten auf der Gasse und hob eines nach dem andern über den Bach. Das dünkte ein paar Männer und Weiber, die gerade über von der Schule wohnten, und just diejenigen, die am meisten klagten, er möge den Leuten vor Hochmuth kaum guten Tag und gute Nacht sagen, gar lustig. Sie hatten eine rechte Freude

daran, zu sehen, wie er in seinem rothen Rock durch und durch naß wurde, und bildeten sich ein, er würde es keine Viertelstunde aushalten und würde ihnen augenblicklich rufen, ob ihm denn Niemand helfen wolle. Aber da er fortmachte, wie wenn keine Katze, geschweige ein Mensch um ihn herum wohne, der ihm helfen könnte, und Haar und Kleid und alles an ihm traufte und er immer noch keinen Schatten Ungeduld zeigte und immer noch ein Kind nach dem andern hinüberhob, fingen sie an, hinter ihren Fensterscheiben zu sagen, er muß doch ein guter Narr sein, daß er so lang fortmacht und wir müssen uns geirrt haben; wenn er hochmüthig wäre, so hätte er schon lange aufgehört.

Endlich krochen sie gar aus ihren Löchern hervor, stellten sich zu ihm und sagten, sie hätten es nicht eher gesehen, daß er sich so viele Mühe mache, er solle doch heimgehen und sich trocknen, sie wollten die Kinder schon hinüberheben, sie könnten es eher aushalten als er, sie seien es eher gewohnt. Noch mehr: sie wollten, noch ehe die Schule aus sei, ein paar Tannen zuführen, daß wieder ein Steg sei wie früher.

Sie sagten es nicht bloß. Ehe es 11 Uhr läutete, war wirklich ein Steg da, daß die Kinder nach der Schule trocknen Fusses über den Bach gehen konnten.

Und die Klage über seinen Hochmuth verlor sich, da die zwei Nachbarsweiber, die am schlimmsten über diesen Punkt über ihn klagten, ihr Lied darüber anders anstimmten.

---

61. Höhere Ansichten über das Schulhalten.

Die liebevolle Unschuld der Gertrud, das feste Benehmen des Baumwollenmareili, sowie die ausgezeichneten Kenntnisse, die großen Lebenserfahrungen und die unermüdliche Thätigkeit des Lieutenants konnten nicht anders, als auf den guten Fortgang der Schule einen entscheidenden Einfluß haben. Nachdem sich das Baumwollenmareili wegen seiner häuslichen Geschäfte von der Schule zurückgezogen, stellte Glülphi noch

eine Margareth zur Hülfe an. Diese Frau war in allen häuslichen und weiblichen Arbeiten in einem hohen Grade geübt und erfahren, selbst unermüdet im Arbeiten und im Lehren der Arbeiten so streng, als sie im Leiten und Zeigen derselben geschickt war. Er hatte sie nothwendig, denn er war entschlossen, seine Schule solle wesentlich als ein fortdauerndes Bildungsmittel für das häusliche Leben und für alle Verrichtungen desselben werden, um nicht in eine einseitig beschränkte, von dem Geist und den Endzwecken des häuslichen Lebens getrennte und sogar ihnen nachtheilige, sie hemmende und störende Bildungs- und Unterrichts-Anstalt auszuarten.

Das Wort der Gertrud: „Jeder Unterricht, der von der Sünde ausgeht, ist verflucht," war ihm stets vor den Augen, und er wiederholte mehreremal bei sich selbst die Worte: Jede Schule, die die Kräfte des häuslichen Lebens im Kinde stört und dasselbe aus seinem, den ganzen Umfang seiner Kräfte gemeinsam und harmonisch bildenden Segen herausführt und demselben störend entgegen wirkt, geht von der Sünde aus und führt wieder zur Sünde. Die Erhaltung und Stärkung des häuslichen Sinnes und seines Lebens im Glauben und in der Liebe, im Beten und Arbeiten, im täglichen Anstrengen seiner Leibes- und Seelenkräfte für Zeit und Ewigkeit, in der kindlichen, liebevollen, sich aufopfernden Hingabe an seine Pflichten, dieses Leben des wortleeren, aber kraft- und thatenvollen christlichen Menschen, als Fortsetzung der Angewöhnung einer jeden christlichen Wohnstube, durch die Schule in der That und Wahrheit zu fördern, zu befestigen und zu sichern, war jetzt das einzige Ziel seiner Schule.

Auch hielt er dafür, die Schulbildung müsse die Lücken, welche die zum Theil einseitige und beschränkte Ausbildung der Arbeits- und Berufsfertigkeiten im häuslichen Leben mit sich bringt, auf alle Weise auszufüllen trachten. Mit jedem Tag ward ihm klarer, die Arbeitsamkeit, die physische Thätigkeit unsers Geschlechts sei das wahrhafte, heilige und ewige Mittel der Verbindung des ganzen Umfangs unsrer Kräfte

zu einer einzigen, gemeinsamen Kraft, zur Kraft der Menschlichkeit. Alle Tage sah er mehr, wie die Arbeitsamkeit den Verstand bildet und den Gefühlen des Herzens Kräfte gibt, wie sie das den Kräften und der Reinheit des Lebens tödtliche Schweifen der Sinne verhütet, der Einbildungskraft die Thore ihrer Verirrungen zuschließt, den eitlen Zungen die Spitze ihrer Geschwätzigkeit abstumpft, den Pflichtsinn unserer Natur vor seinem Verderben bewahrt und von den Schwächen zurückführt, unser Maulbrauchen über das Thun für das Thun selber, unser Geschwätz über Heldengröße für Heldengröße, und unser nichtiges Träumen über die göttlichen Kräfte des Glaubens und der Liebe für diese Kräfte selber anzusehen. Diese höhern Ansichten über die menschliche Ausbildung waren es, warum er auch Uebungen in praktischen Dingen in seine Schule aufnahm. Aber erzählen, wie er jedes einzelne dieser Arbeitsmittel gebraucht hat, das will ich so wenig, als ich erzählen will, wie er seine Kinder lesen, schreiben und rechnen gelehrt. Daß er es auf die vorzüglichste und erprobteste, beste Weise zu thun gesucht, das versteht sich von selbst. Aber ich will jetzt kein Schulmeisterbuch weder für das A B C noch für den praktischen Theil des Unterrichts schreiben.

---

62. Sonntagsversammlungen, aber nicht zu den sinnlichen Vergnügungen der höhern Stände, zu Bällen, Komödien, Tanzparthieen, Gaukel- und Hazardspielen.

Arner und Therese kamen jeden Sonntag mit dem Pfarrer, der Frau Pfarrerin und dem Baumwollenmeyer, seiner Schwester und der Gertrud zusammen. Man mißdeute mir das Wort nicht, wenn ich sage, es war eigentlich eine Regierungsversammlung für das Dorf. Ich meine, der Geist und das Herz, der alle Personen, denen die Verwaltung und Besorgung eines Dorfs anvertraut ist,

beherrschen sollte, lebte in einer hohen, die Menschennatur erhebenden und befriedigenden Weise in diesen Personen. Es geschah nichts Gutes, nichts Löbliches im Dorfe, das in dieser Versammlung nicht zur Sprache kam, und nicht bei einem oder dem andern Gliede dieser Versammlung thätige Theilnahme fand; aber viel Böses, das im Dorfe vorging, wurde, wenn es auch schon einigen Gliedern der Versammlung bekannt war, darin doch nicht berührt, denn sie hatten alle den Grundsatz, es sei umsonst, über die sauern Früchte eines Baums, der ungepfropft in der Wildniß aufgewachsen, zu klagen, man müsse anstatt dessen die gesündesten und schönsten Zweige, die er habe, aussuchen und neue und bessere Früchte darauf pfropfen. Das suchten die Glieder dieser Versammlung alle mit ernstem Fleiß und großer Sorgfalt, Anstrengung und Treue zu thun. Sie forschten jeder kleinsten Spur von etwas Gutem, das mitten im Verderben des ganzen Dorfs bei einzelnen Eltern und Kindern noch da war, mit thätigem Eifer nach, und fanden wirklich hie und da etwas Gutes, Erfreuliches und sogar Herzerhebendes, wo man es gar nicht erwartet, und wo man es, wenn man es nicht gesucht, auch gewiß nicht gefunden hätte. Das Baumwollenmareili erzählte am allermeisten, wie viele auch von den schlechtesten Eltern anfingen, seitdem ihre Kinder zu Glülphi in die Schule gingen, auf sie aufmerksamer zu werden und zu rühmen, wie sie zu Haus weit freundlicher und gefälliger mit ihren Geschwistern und aufmerksamer und thätiger in Allem seien, wodurch sie ihren Eltern Freude machen könnten.

Das war aber auch nicht anders möglich. Glülphi und Gertrud thaten alles Mögliche, den reinsten, thätigsten, häuslichen Sinn durch ihre Schulführung in ihren Kindern zu wecken und zu beleben und zwar nicht blos mit eiteln, leeren Worten und Lehren, sondern thatsächlich, einerseits durch Angewöhnung einer ununterbrochenen Thätigkeit, anderseits durch eine eben so ununterbrochene Belebung eines frohen und freien, heitern, lieblichen Sinnes und einer damit verbundenen, herzlichen Theilnahme an allen Begegnissen, die

in ihren Umgebungen die zartern Fäden des menschlichen Herzens ergreifen und in edeln, reinen Gefühlen reg erhalten konnten.

So wie er überzeugt war, die Denkkraft des Menschen bilde sich nicht durch das Reden über das Denken, sondern durch das Denken selber, und hinwieder, die Kunstkraft und die Fertigkeiten bildeten sich nicht durch das Reden über die Kunst, sondern durch das Arbeiten in der Kunst, so war er auch überzeugt, Glauben und Liebe bildeten sich nicht durch das Reden über diese hohen und heiligen Fundamente unsers innern Lebens, sondern durch die Thatsache des Lebens im Glauben und in der Liebe.

Dieser Ueberzeugung getreu that er denn auch in Verbindung mit der Gertrud Alles, in seiner Schulführung die Thatsache des Glaubens und der Liebe bei seinen Kindern auf alle Weise zu beleben und zu bilden, überzeugt, daß alle, auch noch so klare Erklärungen über Glauben und Liebe und alle, auch noch so warm ausgesprochenen Worte darüber ohne inneres, wirkliches Leben im Glauben und in der Liebe ein leerer Wind sei, von dem das zu unterrichtende Kind eigentlich nie weiß, woher er kommt und wohin er weht.

Gertrud und er thaten vom Morgen bis am Abend Alles, das Zutrauen und die Liebe der Kinder wirklich zu erhalten. Sie standen in jedem Augenblick und in jedem Verhältniß mit liebender, schonender und helfender Kraft neben ihnen. Ueberzeugt, daß nur der Vertrauen findet, der kraftvoll und mächtig dasteht für das, was er will und sich liebevoll und schonend geneigt zeigt, mit seiner Kraft dem zu dienen, der ihrer bedarf; überzeugt, daß das wahre Vertrauen der Menschen nur aus Thaten hervorgeht, die den Dank jedes guten Menschenherzens ansprechen, suchten beide, Gertrud und er, das Dankgefühl der Kinder gegen sie durch ihre Thätigkeit und Liebe täglich rege zu machen, und da sie eben so den Zusammenhang des guten, menschlichen Vertrauens mit dem Zutrauen auf Gott, mit dem Glauben an Gott mit innigem, warmem Gefühl erkannten, so thaten

sie auch Alles, das Gefühl ihrer Kinder für die Gutthaten Gottes lebhaft in ihnen zu entfalten und trachteten dahin, daß diese Gutthaten ihnen als Thatsachen ihres innern und äußern Lebens täglich lebendig vor ihren Augen standen und so die Gefühle der Dankbarkeit in ihnen erzeugten, aus deren wirklichem Dasein Vertrauen und Liebe zu Gott nothwendig hervorgehen müssen.

Glülphi war innig von dem Grundsatz überzeugt: Das Leben bildet und das bildende Leben ist nicht Sache des Worts, es ist die Sache der That. Er begründete also seine Bildung der Kinder zur Liebe und zur Flammenglut ihres innern, heiligen Wesens nicht durch das Hören und Auswendiglernen von Sprüchen über die Liebe und über ihren Segen, sondern durch die thätige Liebe selber, zu der er ihnen täglich Gelegenheit, Reiz, Beispiel und Aufmunterung gab. Er führte sie zum wirklichen Leben in der Liebe. Er stellte ihnen die Thatsache der Noth, des Leidens und des Elends vieler Menschen rührend vor ihre Sinne. Es war nicht das Bild des Elends von Menschen, die tausend Jahre vor ihnen gelebt oder tausend Stunden entfernt von ihnen wohnten, es war das Leiden und das Elend von Menschen, die ihnen nahe standen, deren Thränen sie in ihren Augen sahen, deren Hunger aus ihrem Gesicht zu ihnen sprach, und die in Blöße und Nacktheit vor ihnen standen und aus Mangel von Bildung unbehülflich und ungewandt sich in ihrer Noth nicht zu helfen wußten. Er suchte durch die lebendigen Anschauungen des Elends selber die Herzen der Kinder zur Theilnahme an allen Schicksalen ihrer Mitmenschen und zum thätigen Mitleiden und Erbarmen ihrer Noth zu erheben und selber in Noth und Armuth zum ernsten Nachforschen über die Mittel, der Noth und dem Elend der Menschen abzuhelfen, hinzuführen. Auch kettete er diese Aufmerksamkeit seiner Kinder auf die Noth und das Elend ihrer Nebenmenschen, vorzüglich ihrer nächsten Umgebungen, überzeugt, daß das Herz der Menschen vorzüglich und am stärksten durch die Noth der Seinigen angeregt, angesprochen und belebt wird. So, wenn ein Mensch im Haus eines

seiner Schulkinder krank war, sei es Vater, Mutter, Geschwister oder auch der letzte Knecht oder die letzte Magd im Haus, fragte er dieses Kind allemal und zwar im ersten Augenblick, in dem er es in der Schule erblickte, wie sich sein Kranker befinde, und das Kind mußte ihm umständlich und bestimmt darüber Rede und Antwort geben. Er ließ sich in solchen Fällen gar nicht mit halben Worten abspeisen, er fragte so bestimmt, daß wenn das Kind daheim dem Kranken nicht selbst nachgefragt, es im Augenblick als darüber unwissend vor ihm da stand, und dann gab er ihm das Unrecht seiner Unwissenheit so zu fühlen, daß es sich schämte und hernach gewiß nicht wieder in die Schule kam, ohne vorher genau nachzufragen, wie sich sein Kranker befinde. Er fragte auch jedesmal die Kinder, ob sie auch selbst mit dem Kranken geredet und ob sie sich bestrebten, ihm seine Krankheit auch zu erleichtern und wenn's auch nur dadurch wäre, daß sie in seiner Nähe still wären und kein Geräusch machten, damit der Kranke ruhig sein könne. Die größern dieser Kinder fragte er auch noch, ob sie bei ihrem Kranken nicht auch wachten und ob sie es etliche Nächte nach einander aushalten könnten, und zeigte ihnen seine Freude, wenn sie sagten, sie könnten es wohl erleiden und wenn er es ihnen ansah, daß sie es gern thaten. Er unterließ auch nie, wenn er so mit einem Kind über einen kranken Hausgenossen redete, es allemal zu fragen: Betest du auch alle Morgen und alle Abend für deinen Kranken, daß ihm der liebe Gott bald wieder zu seiner Gesundheit verhelfe?

Und wenn er wußte, daß der Kranke arm oder wenigstens nicht in Umständen war, sich Nahrung und Arzneien leicht anzuschaffen, so fragte er das Kind umständlich, wie der Kranke versorgt sei, und wenn er sah, daß das, was nothwendig wäre und ihm wohl thun würde, mangelte, so sagte er es augenblicklich der Frau Pfarrerin, berichtete es ins Schloß und redete oft auch mit dem Baumwollenmeyer und seiner Schwester darüber, und fand immer zu dem, was hierin nothwendig war, leicht Hülfe für seine Kranken, und wenn er etwas für sie aus dem Pfarrhaus oder sonst woher

bekam, so forderte er die Kinder der reichsten Bauern auf, es dem Kranken zu bringen; dann begegnete oft, daß die Eltern dieser Kinder sich schämten, diesen Kranken nicht auch etwas mitzusenden und etwas zu dem hinzulegten, was Glülphi ihnen gab. Das freute dann die Kinder gewöhnlich so sehr, daß sie es auch den andern erzählten, und so ward es denn sehr bald zur Gewohnheit, daß fast allemal, wenn arme Kranke im Dorf waren, die Kinder der reichen Bauern ihre Eltern selbst um etwas für dieselben baten und es ihnen brachten. Auch wegen der Arznei war Glülphi in diesen Fällen äußerst sorgfältig. Wenn die Leute aus Ungeschicklichkeit oder Armuth nicht zum Arzt gingen, so ging er selbst oft zum Doctor Müller, redete mit ihm über den Kranken und brachte ihn oft selber an seiner Hand an das Bett des Kranken.

In diesem Geist war es, daß er seinen Unterricht über Glauben und Liebe thatsächlich begründete; und daß die Kinder diesen Unterricht wohl verstanden, zeigten ihm oft weit mehr Thränen ihrer Rührung in stillem und wortleerem Schweigen, als passende Antworten auf das Wörtliche des Unterrichts vom Glauben und der Liebe.

Die nämlichen Ansichten und Grundsätze, die er in Rücksicht auf die Entfaltung des Herzens zum Glauben und zur Liebe hatte, hatte er auch in Rücksicht auf die Entfaltung des menschlichen Geistes zur Denkkraft. Er ging auch hierin weit mehr thatsächlich als durch Worterklärungen zu Werk. Sein Unterricht im ersten Kunstmittel der Verstandesbildung war meistens nichts anderes, als eine sorgfältige Bemühung, dem Kind in dem, was es selbst gern wörtlich ausdrücken möchte und noch nicht konnte, mit dem Wort, das es suchte, nachzuhelfen und überhaupt sich über das, was ihm seine äußern und innern Sinne schon zum vollendeten Bewußtsein gebracht hatten, auch mit Bestimmtheit ausdrücken zu können. Das Fundament der Redeübungen seiner Kinder war also wesentlich ihr Leben selbst. Er ließ sich gar oft erzählen, was sie den Tag über gethan und sie gar oft bestimmt und umständlich über das erklären, was sie am

meisten interessirt, ihnen am meisten Freude gemacht oder auch sehr mißfallen; kurz, er ließ sie vorzüglich über solche Dinge sich bestimmt erklären, wofür sie eben innerlich in Freud oder in Leid belebt waren, und indem er alle Kunstmittel der Geistesbildung, die in seiner Gewalt waren, für seine Kinder benutzte, legte er das größte Gewicht der Verstandesbildung auf die Arbeit selber, indem er überzeugt war, daß die Arbeitsamkeit vorzüglich geeignet ist, das Gleichgewicht der menschlichen Kräfte, woraus alle richtigen Urtheile und mit ihnen alle Resultate des reinen menschlichen Denkens wesentlich und fast allgemein hervorgehen, zu erhalten und zu stärken. Außer dem innern, gemeinbildenden und sich gegenseitig unterstützenden Zusammenhang der sittlichen, geistigen und physischen Anstrengung liegt in der Natur der Arbeit auch eine zwingende Hinlenkung unsrer Geisteskräfte zu einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Bedächtlichkeit, diesen wesentlichen Bildungsfundamenten alles Denkens. Aber nicht nur das, es liegt auch in der Natur aller Arbeit und in dem Stoff der zu bearbeitenden Gegenstände gleichsam ein Zwang zum Glauben an die Wahrheit ihrer Ansprüche, zur Unterwerfung unter alle Gesetze, die unabänderlich in ihrer Natur liegen und jeden Widerspruch gegen die Wahrheit auf der Stelle strafen, indem sie in der Ansicht dessen, was wahr oder falsch, sich nicht durch Träume irreführen und nicht mit Worten darüber streichen lassen, sondern jeden Versuch der Selbstsucht zur Selbsttäuschung auf eine Weise beschämen, wie der feinste Dialektiker auch den elendesten Versuch der Selbstsucht zur Selbsttäuschung bei wörtlichen Nachforschungen nicht leicht zur Beschämung des Unrecht habenden Theils auseinander setzen und unwiderleglich darstellen kann. So wichtig ist die Benutzung der Arbeitsamkeit zur Begründung der wesentlichen Mittel zum Forschen nach Wahrheit, zur Ausbildung der Denkkraft, zur Besiegung der Ungeduld im Voreilen unserer Urtheile und zur Bekämpfung der Einmischung der sinnlichen Lust und der sinnlichen Unlust, die uns so oft dahin reißen, mit beiden Händen nach den Lügen zu greifen, um sie zu erhaschen

und der Wahrheit den Rücken zu kehren und ihr, wenn sie uns auch vor den Augen liegt und durch alle fünf Sinne sich an uns andrängen will, dennoch mit Händen und Füßen zu widerstreben.

So sehr hatte Glülphi in seinem Grundsatz recht, die physische Anstrengung des Menschen als ein wesentliches Fundament seiner Verstandesbildung und seiner Wahrheitsfähigkeit anzusehn.

63. Fortsetzung der Folgen dieser Sonntagsversammlungen, die aber, wie gesagt, in einem Zeitpunkt und bei einer Lebensweise nicht statt finden können, wo die Menschen durch die Sitten der Zeit und des Landes aus aller Einfachheit, Unschuld und Reinheit des häuslichen Lebens nicht blos herausgelockt, sondern selber herausgetrieben werden, wenn sie auch nur von ferne als Leute von einiger Distinction, Lebensart und Bildung, als Leute von gutem Ton angesehen werden wollen.

Da die Glieder der Sonntagsversammlung keinen Anlaß versäumten, wo sie mit irgend einem Menschen von Bonnal ein freundliches Wort reden und mit ihm von dem Befinden seiner Haushaltung, seiner Kinder, seines Gewerbes, oder von irgend etwas, das ihm zugestoßen, sprachen und ihm in Freud und Leid herzliche Theilnahme zeigen konnten, so verging fast kein Tag, daß nicht hie und da ein Mensch von Bonnal, der vorher den Junker, den Pfarrer, das ganze Schloß, das Pfarrhaus und den Baumwollenmeyer für nichts achtete, weil er glaubte, sie achteten ihn auch für nichts, anfing zu sagen: Wir haben uns doch in diesen Menschen geirrt; wenn man ihnen ein freundliches Wort gibt, so geben sie einem zwei dafür, und wenn man einmal

mit ihnen bekannt ist, so gehen sie mit einem um, wie mit ihresgleichen.

So näherten sich ihnen nach und nach die Herzen von vielen. Freilich drückten sich auch einige über diese Näherung menschlicher Herzen auf eine sonderbare Weise aus. Der Hans Morlauer sagte vor einem ganzen Tisch voll Leuten: Es ist mir, wenn ich den größten Stall voll Kälber und Schafe hätte und sie alle mein, völlig mein wären, so daß ich Niemand einen Kreuzer mehr darauf schuldete, ich könnte sie nicht so lieb haben, als es scheint, daß der Glülphi diesen ganzen Haufen Schulkinder, die ihm doch alle fremd und nicht sein sind, lieb hat. — So sonderbar waren oft die Lobreden auch über den Junker, den Pfarrer und alle Glieder der Sonntagsgesellschaft.

Indessen wurden diese Sonntagsversammlungen allmählich immer wichtiger und eingreifender ins Dorf. Es fanden sich bald in jeder Woche neue Anknüpfungspunkte auf diese oder jene Weise, durch diesen oder jenen Kanal mehr Einfluß auf diese oder jene Haushaltung oder auf diesen oder jenen einzelnen Menschen zu erhalten, freilich Anfangs meist nur einen einseitigen Einfluß, der auf einen besondern, einzelnen Umstand beschränkt war und unmöglich als ein allgemein auf ihn einwirkender angesehen werden durfte. Die Erfahrung überzeugte sie schnell, daß man an den meisten Orten sich mit einem solchen Anfangseinfluß begnügen und ruhig, still und ohne Zudringlichkeit abwarten müsse, bis sich etwa wieder ein Umstand zeige, wo man ein Wort mehr reden oder etwas mehr thun könne, um einen bessern und tiefer greifenden Einfluß zu erhalten. Die Glieder der Versammlung benahmen sich aber auch hierin vortrefflich. Nie hat wohl ein Pfarrer weniger den Pfarrer, ein Junker weniger den Junker und ein reicher Gewerbsmann weniger den Reichen gemacht, als Arner, der Pfarrer und der Baumwollenmeyer dieses jetzt thaten und eigentlich durch diese Sonntagsversammlung immer mehr lernten, dieses mit Erfolg für ihre Zwecke zu thun. Ich darf wohl sagen, diese sonntägliche Abendstunde war eine herrliche, menschliche,

seelerhebende Stunde; ich darf mehr sagen, sie war ein wahrer Gottesdienst, ich darf sagen, sie war im Geist und in der Wahrheit ein Gottesdienst. Alle Glieder dieser Versammlung suchten mit reinem Herzen ihren Mitmenschen in der Liebe zu dienen, und bei ihnen das Göttliche in der menschlichen Natur über das Sinnliche und Thierische ihres Verderbens siegen zu machen. Oder ist es nicht ein Gottesdienst, den Hungrigen zu speisen, den Durstigen zu tränken, den Nackenden zu kleiden, den Gefangenen zu besuchen, des Elends seiner Brüder weniger zu machen auf Erden? Ist es nicht ein wahrer Gottesdienst, sich zu allem diesem im Geist und in der Wahrheit vorzubereiten, oder wisset ihr das Wort des Erlösers nicht mehr: Was ihr dem Geringsten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan? Aber freilich gingen die Juden, die ihn für seine Lehre und sein Leben gekreuzigt, für ihren Gottesdienst nach Jerusalem zum Tempel und versammelten sich in ihren Synagogen zum lauten Judengeschrei und Wortgepräng über Mosen und die Propheten, das sie ihren Gottesdienst hießen.

Nebenbei sind diese Sonntagsversammlungen, sagte einmal der Pfarrer, auch ein wahrer und großer Fürstendienst. Der Junker erwiederte ihm: Helidor würde den Bauch in die Hände nehmen vor Lachen, wenn er so etwas hörte. Aber Glülphi entgegnete darauf: Ich weiß nicht, ob er nur lachen würde; es kommt darauf an, wer um den Weg wäre, wenn dieses vor ihm ausgesprochen würde.

Das ist gewiß, diese Versammlungen sind geeignet, das Herz der Edeln im Land zur Theilnahme an dem, was das Volksheil ist, zu erheben, wie einst die Versammlungen von Männern aus den drei Urkantonen der Schweiz im Grütli geeignet waren, das Herz der Edeln in den drei Ländern zu den großen Thaten unsrer Väter zu erheben.

---

64. Es erscheinen wieder Leute, die Anspruch auf den guten Ton unsrer schönen Zeit zu machen berechtigt sind.

Sylvia war kaum von der Unterredung mit dem Großmeister des Ordens vom neuen, guten Ton im Herzogthum, vom Helidor, zurück, so fragte sie ihren Onkel, den General, wie bald er jetzt die Reise nach Arnheim, die er sich schon so lange vorgenommen, mit ihr machen wolle. Er antwortete: Es ist bis nach dem Herbst nicht möglich.

Sie. Aber warum doch das, Onkel? Die Jahreszeit ist jetzt noch angenehm und nach dem Herbst ist es bei uns fast immer regnerisch und unangenehm.

Er. Ich wollte ja schon vor vielen Wochen gehen, und hätte den Bau in meinem Haus nicht angefangen, wenn du mich nicht von dieser Reise abgehalten hättest.

Sie. Ich wollte diese jetzt gern mitmachen.

Er. Das kann jetzt nicht sein; wenn man baut, so kann man nicht von Haus weg.

Sie. Das Meiste von dem Bau aber ist ja verdungen.

Er. Desto nöthiger ist es, daß man dabei sei und sehe, wie es gemacht werde.

Sie. Sie haben einen recht braven Baumeister; Sie dürfen es ihm wohl etwas anvertrauen.

Er. Das ist nichts gesagt. Ich bin nicht wie dein Vater, und vernachlässige solche Hauptsachen nicht gern.

Sie. Es wäre doch sehr gut, wenn Sie diese Reise jetzt möglich machen könnten.

Er. Aber warum denn das?

Sie. Ihr Vetter wird noch vollends ein Narr, wenn Sie ihn nicht von den Charlatanerieen, die er treibt, zurück führen.

Er. Aber was geht das zuletzt dich an? Du hast dich bis jetzt nicht viel um ihn bekümmert, und was du jetzt sagst, scheint mir gar nicht mit dem Versprechen überein-

zustimmen, das du mir seinethalben noch vor Kurzem gemacht hast.

Sie. Lieber Onkel, es ist nur aus Sorgfalt für ihn, daß ich das jetzt sage.

Er (mit Kopfschütteln). Ich muß fast denken, es stecke etwas Anderes hinter dem plötzlichen Gelüst, nach Arnheim zu reisen, da du mir doch so manchmal gesagt, du wolltest lieber das kalte Fieber bekommen, als noch einmal in dieses Bauernnest, wie du es heißest.

Sie. Lieber Onkel, was sollte doch dahinter stecken? Es ist nichts als Sorgfalt für Arner selber und für die Ehre unserer Familie, warum ich Sie jetzt bald gern dort sähe.

Er. Sei es jetzt, was es wolle. Kurz, es geht nicht, daß wir dahin reisen.

Sylvia war beinahe wüthend, und das erste Wort, das Sie, als sie von ihm weg wieder in ihrer Stube war, zu sich selbst sagte, war: Wenn ich jetzt nur wüßte, wie ich machen könnte, daß Helidor nicht mit mir zürnt; aber er ist ein verdammter Kerl; ich weiß zum Voraus, wenn ich ihm nicht diene, so dient er mir gewiß auch nicht und läßt mir meinen Raubholz so ehrlos dastehn, daß der Onkel am Ende, wenn meinethalben von ihm wieder die Rede sein wird, sich seiner mehr schämen wird, als ich es mit allen meinen Künsten je dahin bringen werde, daß er sich Arners halber je werde schämen müssen.

---

65. Verkehrte Ansichten über das Leben, über Erziehung, über Bildung, über Geldwerth, über die Brauchbarkeit der Menschen, und über die Gefahren, die es hätte, wenn man das niedere Volk gar zu gut lehren wollte, sich selbst zu helfen.

Sie war über den Abschlag des Generals, nach Arnheim zu reisen, so verdrüßlich, daß sie einige Tage lang nicht

wußte, was sie that, und Jedermann, der ihr aufstieß, übel begegnete. Da sie fürchtete, der Verdruß Helidors über diesen Abschlag sei noch größer als der ihrige, und ihm um der Dienste willen, die sie in ihrer Angelegenheit mit dem Raubholz von ihm erwartete, die bittere Pille dieses Abschlags gern versüßt hätte und doch nicht recht wußte, wie das anstellen, konnte sie sich nicht entschließen, zu ihm zu gehen. Sie meinte, sie könnte es schriftlich besser, versuchte es auch dreimal, an ihn zu schreiben, aber jedesmal mißfiel ihr der Brief, sobald er geschrieben war, so daß sie keinen abschickte. Er wird mich, sagte sie, jetzt ganz für ein unbrauchbares Geschöpf ansehen, mit dem gar nichts auszurichten ist und mich dann stehen lassen, wie er Jedermann stehen läßt, der ihm nicht gut genug dient.

Die Stunden der Trübsal jener frommen Barbel, als der Harschier zu ihr kam, sie unter die Linde abzuholen, waren nicht so schwer als die Tage der wilden, innern Wuth der Sylvia. Sie wiederholte in denselben wohl hundertmal: Ich bin doch ein unglückliches Geschöpf; aber es ist auch ein elendes, es ist ein verfluchtes Leben, wenn man nicht Geld genug hat zu dem, was man braucht. Mehr als einmal sagte sie zu sich: Sie meinen, was sie an mir gethan haben, daß sie mir, wie sie es heißen, eine gute Erziehung gegeben, d. h. daß ich mich habe fast zu Tod hunden lassen müssen, um zu scheinen, was ich nicht bin und comödiantenmäßig etwas vorzustellen, wovon kein Haar wahr ist, und in mir selber alle Tage und alle Augenblicke wüthende Wünsche zu entflammen, von denen ich keinen einzigen durchsetzen und mir ihn, so sehr ich darnach lechze, zum befriedigenden Genuß bringen kann! Hätten sie mich doch nur bei meinen lieben Zigeunern gelassen, ich hätte mich bei denselben lustig, froh und gaukelnd durch die Welt gebettelt, und gesetzt, ich wäre am End mit einer Diebsbande gefangen und selber auch geköpft worden, so hätte ein Schwertstreich diesem Lumpending, das man Leben heißt, aber kein Leben ist, ein Ende gemacht. Jetzt aber sehe ich demselben nirgends ein Ende und bin keinen Augenblick so froh, so frei und so

glücklich, als ich es bei meinem Vater und unter seinen Zigeunern war.

Diese Gedanken trieben sie umher, wie es, so sagt man, eine arme Hexe umhertreibt, wenn die schwerste der Arbeiten, die ihr der Teufel aufgibt, ihr den Angstschweiß austreibt. Sie konnte diese Zeit über keinen Augenblick schlafen; sie aß auch beinahe nichts, aber trank von des Generals Liqueur alle paar Stunden ein oder zwei Gläschen. Des Nachts durch spielte sie mit Aglee, der Theilhaberin ihres infamen Lebens. Diese fluchte mit ihr über das fatale Begegniß, aber lachte mitunter zwischen das Fluchen hinein, und da Sylvia ihren Kopf nicht beim Spiel, sondern ganz bei dem ihr jetzt so widrigen Abschlag des Generals und bei seinen Zugaben und Anhängseln hatte, so gewann Aglee ihr auch alles Geld ab, das auf dem Spiel stand.

Am vierten Tage aber nach diesem Abschlag bekam Sylvia einen Brief von der Eichenbergerin, worin diese ihr berichtete, daß sie zufolge der Aufträge des im Land allmächtigen Helidor täglich und stündlich auf den Beinen sei, allem nachzuforschen, was in Bonnal und Arnheim geschehe; daß es aber gar nicht gehe, wie sie wünsche und wie sie auch wisse, daß der große Mann, der sie für dieses Geschäft beauftragte, es ebenfalls auch wünsche; daß der Junker, der Pfarrer und der Glülphi in ihrem, wie sie es heißen, großen und für die Welt wichtigen Vorhaben immer eifriger seien; daß, wie man sage, auch die Buben verflucht viel lernten, und daß sie eine große Freude zeigten, in die Schule zu gehen; daß ferner ihnen Glülphi viele Sachen zeige, die man sonst in keiner Schule zu lernen Gelegenheit habe. Zwar mißfalle das, wie natürlich, auch den meisten Bauern und Bauernweibern. Sie sagten, wenn es etwas Rechtes und etwas Einträgliches wäre, so hätten es die Alten gewiß auch schon getrieben, und viele sagten noch, das bringe ihren Kindern nur Herren-Narrheiten in den Kopf, mit denen sie keinen Hund von dem Ofen locken könnten, hingegen aber rücke es ihnen das, was ihnen vor der Nase liege und Brod

ins Haus bringen könne, aus den Augen und mache sie dasselbe vernachlässigen.

Auch die Sonntagsversammlungen mißfielen sehr vielen Leuten. Einige naseweise Weiber möchten auch gern dabei sein und meinten, sie könnten dem Junker eben so gut und eben so viel Neuigkeiten vom Dorf erzählen und auch für dasselbe ihm gute Räthe ertheilen, als immer das Baumwollenmareili und die Maurersfrau. Andere glaubten, diese Versammlungen seien ein eigentliches und unerträgliches Spionenwesen; man werde bald in keinem Haus kein Wort mehr reden und keinen Kuchen mehr essen können, ohne daß man es im Schloß und im Pfarrhaus vernehme. Der Ständlisänger, der alle Zeitungen, deren er habhaftig werden könne und dadurch fast das ganze A B C der neuen Kraftsprache unserer Zeit auswendig gelernt, sagte: Die bürgerliche Selbstständigkeit, die häusliche Sicherheit und alle Rechtswohlthaten der bürgerlichen Gesellschaft werden durch solche aristokratisch klubistische Vereinigungen zwischen den Junkern, den Pfarrern und den Schulmeistern auf allen Dörfern im höchsten Grad gefährdet. Aber so sehr dieses auch auf viele einen sehr ungünstigen Eindruck machen würde, wenn sie es verstünden, so mache es keinen; denn außer ihr, sagte sie, versteht im ganzen Dorf kein Mensch, was der Narr damit sagen will, und also macht es auch den Eindruck gegen den Junker und sein ganzes Wesen nicht, wie es gut wäre, daß es thäte; hingegen macht das Eine und Andere im Benehmen des Junkers, des Pfarrers und des Glülphi gegen die gute Sache, die man ihr zu befördern aufgetragen, einen sehr ungünstigen Eindruck, das sei vorzüglich vom Beten und Bibellesen wahr, welches der Glülphi auf eine für einen alten Lieutenant unbegreifliche Weise mit der höchsten Sorgfalt betreibe. Er mache sich dadurch sehr viele Leute gut, die sonst in Ewigkeit ihm nicht gut werden würden und ein verdammter Umstand sei kürzlich noch mit dem Regenwetter eingetreten. Vorher habe ihn fast das ganze Dorf für einen stolzen Narren angesehen und habe ihm auch stolz begegnet, aber da er an diesem Regentag mit seinem rothen Rock im

Regen gestanden und die Schulkinder, die sonst bis zu den Knien hinauf naß geworden wären, eine ganze Stunde lang mit eigener Hand über den Bach hinüber gehoben, so habe das bei einer Menge Leute im Dorf dahin gewirkt, daß sie ihn jetzt nicht mehr für stolz achteten und anfingen, mit ihm freundlicher und zutraulicher zu werden, als sie es noch mit keinem Schulmeister waren. Dieser Umstand, und auch, daß er und der Junker und der Pfarrer mit allen Leuten im Dorf so gar freundlich und auf eine Weise gut seien, wie das bis dahin gegen Bauersleute nicht üblich war, das Alles mache, daß man wirklich fürchten müsse, wenn die Sache noch eine Zeit so fortgehe, so möchten ihm immer mehr Leute gewogen werden; es sei deshalb unumgänglich nöthig, daß der böse Wind, den, wie Sylvia wohl wisse, Helidor ins Dorf wünsche, sobald als immer möglich darein blase, um diesem Gang der Dinge eine Richtung zu geben, der man lustiger zusehen und spaßhafter abwarten könne, als dieses der Fall sein möchte, wenn Arners Angelegenheiten anfangen würden etwas Wurzel zu fassen. Sie wolle nicht verhehlen, daß sie dies zu fürchten anfange, und es dringend fände, daß diese Sache so bald als möglich einen Stoß bekomme, der sie nicht bloß zu erschüttern, sondern zu verschütten geeignet. Sie hoffe aber, daß das jetzt bald unfehlbar geschehen würde, wenn das wohledeleste Fräulein Sylvia, wie sie ihr dieß für gewiß versichert, nächster Tage nach Arnheim abreisen würde; sie sei überzeugt, es werde Hochderselben ganz leicht sein, Mittel zu finden, die Windfahnen in diesem Dorf auf die Seite zu drehen, wo es unumgänglich nothwendig sei, daß der Wind jetzt hinblase.

Dann berichtete sie noch, die Frechheit der Sonntagsversammlungen in Bonnal übersteige alle Grenzen. Sie habe durch einen ganz sicheren Kanal vernommen, sie hielten ihre Sonntagsversammlungen, in denen sie alle Weiberklatschereien, die im Dorf umgehen, zusammentrügen, für einen wahren Gottesdienst. Hundert Leute im Dorf, wenn sie das hörten, würden es für eine wahre Gotteslästerung ansehn; ihr aber liege an dem nichts, sie möchten ihret-

halben diese Frau-Basen-Arbeiten ansehen, für was sie immer wollten. Aber sie habe etwas weit Wichtigeres gehört, das von der höchsten Bedeutung sei und das sie durchaus nicht verschweigen dürfe; der Pfarrer von Bonnal habe nämlich gewagt, es auszusprechen, ihre Versammlungen seien auch noch ein wahrer Fürstendienst. Hierüber habe zwar der Junker geantwortet: Helidor würde den Bauch in beide Hände nehmen vor Lachen, wenn er das hörte, Glülphi aber habe eingewendet, das sei noch nicht so gewiß, es käme denn noch darauf an, wer eben um den Weg sei, wenn man ihm dieses sage. Soweit, setzte sie hinzu, treiben diese Leute ihre Frechheit, und es ist offenbar, daß sie sich ihrer Zwecke halber sicher glauben, und daß es dringend ist, daß man Alles, was in der Welt nur immer möglich ist, dagegen thue und in Bewegung setze.

Dieser Bericht war freilich für die Sylvia nichts weniger als tröstlich, aber sie fühlte doch, daß er sie in die Nothwendigkeit setze, Helidor ungesäumt davon Nachricht zu geben. Sie zerriß den letzt angefangenen Versuch, an ihn zu schreiben, und berichtete jetzt ziemlich einfach, aber umständlich, was ihr die Eichenbergerin eben geschrieben. Doch ließ sie mit aller Sorgfalt den Umstand aus, daß die Eichenbergerin hoffe, sie werde nächster Tage nach Arnheim verreisen, wie sie ihr dieses so gewiß versprochen; dieser Umstand lag ihr schwer auf dem Herzen. Sie schämte sich, Helidor Alles versprochen zu haben und jetzt nichts halten zu können. Sie schlich also über diesen Punkt so kurz und so schnell hin, als sie immer konnte, klagte hingegen weh- und demüthig, daß jetzt der General so eigensinnig sei und durchaus vor Ende des Herbsts nicht nach Arnheim abreisen wolle und sie dadurch gehindert werde, bei dem besten Willen, den sie dafür habe und bei dem großen Interesse, das sie darin belebe, die Wünsche Helidors zu befriedigen, daß sie aber nach dem Herbst sich doppelt bemühen werde, Alles mit der größten Thätigkeit auszuführen und durchzusetzen, woran sie für jetzt auf eine ihr so unangenehme Weise verhindert worden. Auch setzte sie noch in Ausdrücken,

die ihre Aengstlichkeit gar nicht verbargen, hinzu, sie hoffe, daß Helidor diese Verspätung ihr auf keine Weise zuschreiben werde, und bitte ihn dringend, in der Sache des Herrn Grafen, auf deren Erfolg jetzt des Erbes halber ihre Hoffnungen noch einzig und allein ruhten, forthin zu thun, was ihm immer möglich, wie er dieses bisher auf eine Weise gethan habe, für die sie ihm in ihrem Leben nie genug werde danken können.

Auch Helidor war über diese Nachrichten nichts weniger als erfreut. Er las den Brief mehrere Mal mit Aufmerksamkeit und sagte dann zu sich selbst: Die Sache mit dieser Schule und mit diesen Sonntagsgesellschaften will einen ernsthaftern Gang nehmen, als ich dachte und als es mir dienen kann. Es ist mir klar, wenn ich dieser Sache halber ganz blind und gleichgültig sein werde, so könnte sie mir über den Kopf wachsen, ehe ich mich dessen versehe. Jetzt ist sie freilich noch nichts und es ist wahr, noch kann sie ein Wind umblasen; aber bei gänzlicher Windstille, das sehe ich jetzt auch klar, kann sich die Lage der Dinge ändern. Ich darf mich nicht täuschen, bei einer solchen gänzlichen Windstille kann sie Wurzel fassen, daß es einen zehnfach größern Wind braucht, sie zu entwurzeln, als jetzt, sie umzublasen. Man darf die Sache nicht in die Länge gehen lassen.

Der Eifer, der sich in der Schule zeigt, ist bedeutender, als hundert Halbköpfe dieses ahnen könnten. Glülphi ist ein sehr guter Mathematiker und der beste linearische Zeichner, den ich kenne und dabei popular und voll bon sens, und wenn er an etwas sitzt, so ist er im Stande, Tag und Nacht daran zu arbeiten. Die Anhänglichkeit der Kinder an ihn, die mich aufmerksam macht, ist eine Folge seiner Kraft. Er hat immer die besten Köpfe für sich und für das, was er wollte, interessiren können, und er ist sicher im Stande, seine Schulkinder auf einen Punkt der Cultur zu führen, der unserm Land durchaus nicht conveniren kann. Wenn es ihm auch nur ein wenig gelingt, so ist Arners Eitelkeit dabei im höchsten Grad interessirt, daß er Alles thun wird,

die Sache aufs Höchste zu treiben, und Arner hat sicher Mittel, die in der Hand eines Mannes wie Glülphi ist, weit und sehr viel weiter führen können, als ich diesen Spaß gehen lassen kann und gehen lassen will. So wenig die Sache jetzt noch scheint und wirklich ist, so wenig kann man wissen, wohin sie führt; doch glücklicherweise ist Sylvia wie dazu gemacht, Arner hierin einen Streich zu spielen, und sein hohes, heilig geträumtes Kartenhaus mit einem Hauch umzublasen. Am allermeisten machte ihn das Wort: „ihre Sonntagsversammlungen seien auch ein Fürstendienst" aufmerksam. Der Teufel mag wissen, was sie Alles bei diesem Wort gedacht haben mögen, und die Antwort Glülphis zeigt klar, daß er mich vollkommen durchschaut und ganz richtig weiß, was ich wollen und was ich fürchten muß.

In Rücksicht auf der Sylvia de- und wehmüthiges Abbitten über ihr nicht-Schuld-sein an dem Abschlag des Generals, nach Arnheim zu gehen, mußte er mitten in der verdrüßlichen Stimmung, in der er war, dennoch herzlich lachen, und er gab diesfalls ein merkwürdiges Beispiel, daß die Gutmüthigkeit der Menschennatur, wenn sie in einem Menschen auch gegen Alles, was das menschliche Herz in Unschuld und Reinheit mit Theilnahme und Bedauern anspricht, ganz todt ist, dennoch für das Unwürdigste und Schlechteste erwachen und dafür Bedauern und Theilnahme zeigen kann. Sylvia dauerte ihn wirklich. Er, der dem wirklichen Leiden und Elend unsers Geschlechts tausendfach Hohn sprach und allen fremden Jammer im Spiel eigener Lust für nichts achtete, dieser hartherzige Mann hatte jetzt Mitleiden mit Sylvia, sprach ihr Muth zu und sagte zu ihr, sie solle sich über diesen Abschlag keine grauen Haare wachsen lassen; man müsse in der Welt Alles nehmen wie es sei. Er setzte noch ganz freundlich hinzu, so sehr er auch gewünscht, daß sie diese Reise in den ersten Tagen gemacht hätte, so werde es in der Sache selbst am End doch auf vier oder fünf Wochen nicht ankommen; sie solle nur Alles, was den Erfolg dieser Reise befördern und stark und entscheidend machen könne, zum Voraus mit der größten

Sorgfalt vorbereiten. Er traue ihr alle Teufelskünste, die hierfür gut seien, vollkommen zu, und sei versichert, sie werde, wenn sie einmal da sei, die Sache zu dem Ziel hinlenken, wo es nothwendig sei, daß sie hingelenkt werde.

Indessen trat er noch mündlich mit ihr sehr ins Umständliche ein, was in Rücksicht auf die Eichenbergerin zu thun nothwendig sei. So ein elendes Geschöpf, sagte er zu Sylvia, sei doch zu gebrauchen Sie kann in der Lage, in der das Bonnaler Geschäft sich befindet, mir sehr wichtige Dienste thun. Sie müssen Alles aufbieten, sie in ihrem Eifer warm zu erhalten und sie besonders aufmuntern, solchen Worten auf die Spur zu gehen, wie das, das der Pfarrer gesagt, ihre Sonntagsversammlungen seien ein wahrer Fürstendienst, und was bei diesem Anlaß sonst geredet worden. Solche Aeußerungen seien von der höchsten Wichtigkeit, sie geben über die innern Zwecke und die versteckten Tendenzen der Handlungen von solchen Leuten oft ein auffallendes Licht, und es seien immer solche innere Zwecke und Tendenzen, worauf man in der Welt eigentlich Achtung geben müsse, wenn man recht und sicher auf die Spur kommen wolle, wie man es mit einem Menschen habe, und wo man mit ihm zu Haus sei. Die äußern Handlungen, wenn man ihre innere Tendenz nicht kenne, führten einen nur an der Nase herum und seien eigentlich nur ein Harlequinskleid, darin ein jeder die wahre Farbe und Beschaffenheit seiner Haut und der Eiterbeulen, die er darin habe, zu verstecken suche. Indessen ist mir sehr viel daran gelegen, daß die Eichenbergerin selbst eigentlich nicht wisse, in welchem Grad mich diese Sache interessirt. Es muß auch völlig scheinen, wie wenn sie Alles, was sie darin thut, aus sich selber thue. Es darf in Bonnal kein Mensch ahnen, es komme von Jemand anders als von ihr selber, und wenn sie in dieser Angelegenheit in Zank oder in ein Geschwätz verwickelt würde, so müßte sie das nicht achten und nur lachend auf ihre eigene Rechnung fortzanken und hadern. Dergleichen Sachen machten in einem Dorf die größte Wirkung, wenn sie als Bauerngeschwätz und Bauerngezänk zum Vorschein

kämen und fortdauernd als Bauerngeschwätz und Bauerngezänk angesehen und behandelt würden, bis die Sache, die man damit zu erzielen suche, reif sei; dann aber, wenn die Sache einmal dahin gediehen und der Mann, den man dadurch an den Pranger stellen will, in den Augen des Volks wirklich am Pranger steht, dann erst ist es Zeit, daß sich unser Einer darein lege und davon Notiz nehme. Die Eichenbergerin solle sich ja in Acht nehmen, kein Wort darüber laut werden zu lassen, daß er sich dieser Sache annehme oder ihr auch nur im geringsten nachfrage. Er empfahl Sylvia noch am Ende, der Eichenbergerin alle möglichen Hoffnungen zu machen, wenn sie in dieser Sache glücklich sei und sich alle mögliche Mühe gebe.

---

66. Hingeworfene Gedanken von Ansichten und Gefühlen Glülphis über Menschennatur und Menschenbildung.

Wo Glülphi allein war und die Nacht durch, in der er gewöhnlich wenig schlief, beschäftigte er sich mit nichts Anderem und suchte fast ununterbrochen, die wesentlichen Ansichten, die ihm über diesen Gegenstand durch den Kopf gingen, bei sich selber wörtlich auszusprechen und sie dadurch immer klarer und deutlicher zu machen.

Leser! Ich will einige dieser Ansichten, so wie er sie in diesen Selbstgesprächen sich selber vorstellte, darlegen; aber erwarte keinen größern Grad von Deutlichkeit, Ordnung, Vollständigkeit, Zusammenhang und Reife in der Darstellung der Ansichten dieser Selbstgespräche, als denjenigen, zu dem der Mann, dessen Hauptansichten ich hier darlege, bis jetzt selber gekommen; erwarte nichts als Bruchstücke von Ansichten und Vorstellungen, wie sie diesem Mann im Chaos seines Strebens in der Finsterniß als einzelne Lichtstrahlen erschienen, verschwanden, wieder erschienen und wechselnd in Licht und Schatten noch unreif in ihm vorüber gingen;

erwarte einen lebendigen Traum des Wahrheit suchenden Mannes, aber vergiß nicht, er erzählt dir seinen Traum und sagt dir zum Voraus, er weiß, daß er in dem, was er dir vorlegt, noch vielseitig träumt und durchaus noch nicht mit bestimmtem und vollendetem Bewußtsein in der Wahrheit desselben lebt.

Der Zweck aller Erziehung, sagte er in diesen Selbstgesprächen, kann kein anderer sein, als durch die Erziehung dahin zu wirken, daß die Kinder der Menschen gottesfürchtig, verständig und für den ganzen Umfang ihrer Pflichten gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen sich selbst willig, thätig, geschickt und zu jeder hierzu nöthigen Anstrengung und Ausharrung kraftvoll gebildet werden.

Um diesen allgemeinen Zweck der Erziehung zu erzielen, ist eine mit demselben übereinstimmende und ihm genugthuende Ausbildung des ganzen Umfangs der sittlichen, geistigen und physischen Kräfte unserer Natur wesentlich nothwendig. Jede dieser in ihrem Wesen verschiedenen Grundkräfte unsrer Natur entfaltet sich aber nach eigenen, ihr selbstständig einwohnenden Gesetzen, vermöge einer ihnen ebenso selbstständig einwohnenden lebendigen Strebkraft nach ihrer Entfaltung.

Die Gesetze, nach welchen sich das fühlende Herz, der denkende Geist und die Sinne und Glieder des menschlichen Körpers entfalten, sind bei einer jeden dieser drei Urkräfte von den Gesetzen, nach welchen sich die zwei andern in ihm entfalten, wesentlich verschieden; aber alle entfalten sich bei ihrer Verschiedenheit vermöge einer derselben einwohnenden Strebkraft durch Reize, Triebe und Mittel, die selbstständig in jeder einzelnen derselben liegen.

Es ist kein fremder, es ist kein außer mir selbst wohnender Wille und keine außer mir selbst befindliche Strebkraft, es ist mein eigener Wille, es ist meine in mir selbst wohnende Strebkraft, von welchem das Erwachen meines Herzens zum Fühlen, meines Geistes zum Denken, meiner Augen zum Sehen, meiner Ohren zum Hören, meiner Füße zum Gehen und meiner Hände zum Greifen ausgeht und dieses

Erwachen meiner Strebkraft zur Entfaltung meiner sittlichen, geistigen und physischen Grundkräfte, sowie das durch die ganze Epoche meiner Bildung, d. i. durch mein ganzes Leben fortdauernde Wachsthum und Stärkung meiner Kräfte ist in seinem Wesen selbstständig und nach den eigenthümlichen Gesetzen einer jeden dieser Kräfte selbstthätig.

Aber diese ewigen, selbstständigen Gesetze der Entfaltung jeder einzelnen dieser Urkräfte stehen in ihrem Wesen durchaus nicht im Widerspruch unter sich selbst; im Gegentheil, sie vereinigen sich durch ein hohes, heiliges, inneres Band zum Zusammentreffen zu einem gemeinsamen Ziel und wirken, vermöge ihrer Natur, in keiner einzelnen ihrer Abtheilungen hemmend und störend gegen den selbstständigen Entfaltungsgang der andern Grundkräfte und Anlagen unsrer Natur. Diese innere Einheit der Grundkräfte unsrer Natur steht deshalb auch durch ihr Wesen in selbstständiger Erhabenheit über aller menschlichen Kunst. Keine menschliche Kunst darf und soll es auch nur versuchen, weder das Wesen und die Eigenheit einer jeden dieser drei Urkräfte noch das heilige Band ihrer Vereinigung unter sich selber durch seine Einmischung zu hemmen und zu stören; im Gegentheil, jede Einmischung der menschlichen Kunst in die Entfaltung der Kräfte unsrer Natur muß sich den Gesetzen, nach welchen die Menschennatur diese Kräfte selber entfaltet, und dem heiligen Band, das diese Gesetze unter einander verbindet, unbedingt unterwerfen. Alle Kunst des Menschengeschlechts in der Erziehung muß sich in allen drei Urfächern unserer Bildung an das reine, von keiner menschlichen Kunst abzuändernde Naturstreben zur Entfaltung unsrer Kräfte anschließen, von ihm ausgehen und in jedem seiner Fortschritte an ihm festhalten. Die Einmischung unsrer Kunst in die Erziehung kann und muß also in ihrem Wesen in nichts Anderm bestehen, als in der erleuchteten Sorgfalt unsers Geschlechts für die Entfaltung und Bildung des ganzen Umfangs der Kräfte unsrer Natur, wie sie in unsern Kindern liegen, mit dem Gang der Natur in ihrer Entfaltungsweise

unsrer Kräfte in Uebereinstimmung zu kommen und uns darin mit ihr in Uebereinstimmung zu erhalten.

Die Möglichkeit dieser Uebereinstimmung aber ergibt sich nur durch die Unterordnung unsrer geistigen und physischen Anlagen und Kräfte unter die höhern sittlichen und durch die Sittlichkeit göttlichen Ansprüche unsrer Natur. Nach dieser Ansicht liegt also eine dreifache Strebkraft zur Entfaltung unsrer Kräfte in unsrer Natur, nämlich die Strebkraft zur Entfaltung der Anlagen unsers Herzens, zweitens die Strebkraft zur Entfaltung der Anlagen unsers Geistes, drittens die Strebkraft zur Entfaltung der Anlagen und Kräfte unseres Leibes und seiner Glieder.

Das zu erzielende Resultat unsrer Herzensbildung ist offenbar Veredlung und Befriedigung unsrer Natur durch Glauben und Liebe.

Das zu erzielende Resultat der Bildung unsers Geistes ist offenbar Veredlung und Befriedigung unsrer Natur durch Wahrheit und Recht.

Das zu erzielende Resultat unsrer physischen Anlagen und Kräfte ist Veredlung und Befriedigung unsrer Natur durch Arbeit und Kunst.

Das zu erzielende Resultat der Gemeinbildung aller unsrer Kräfte ist die Veredlung und Befriedigung unsrer Natur durch die Harmonie in der Ausbildung der Gesammtkräfte unsrer Natur im Glauben, in der Liebe, in Wahrheit und Recht, in Arbeit und Kunst.

Das zu erzielende Resultat der Gemeinbildung unsrer Kräfte ist die Menschlichkeit selber, d. i. die Erhebung unsrer Natur aus der sinnlichen Selbstsucht unsers thierischen Daseins zu dem Umfang der Segnungen, zu denen die Menschheit sich durch die harmonische Bildung des Herzens, des Geistes und der Kunst zu erheben vermag.

Dieses letzte Resultat der Menschenbildung, die Menschlichkeit, ist aber nur durch Unterordnung der Ansprüche unsrer geistigen und physischen Anlagen unter die höhern Ansprüche der von Glauben und Liebe ausgehenden Sittlichkeit und Religiosität unsers Geschlechts zu erzielen.

Die Nothwendigkeit dieser Unterordnung der Geistes- und Kunstbildung unter die Bildung des Herzens, unter die sittliche Bildung, liegt faktisch als Thatsache vor unsern Augen. Das Kind glaubt und liebt lange, ehe es denkt und arbeitet. Es glaubt und liebt, in zwar einseitiger, aber in dieser Einseitigkeit dennoch wirklicher Vollendung seiner Kraft zu lieben und zu glauben, noch ehe die ersten Spuren der Denk- und Kunstkraft in ihm entfaltet vorliegen. Sein Glauben an die Mutter und seine Liebe zu ihr ist bei der höchsten Ohnmacht seines geistigen und physischen Daseins schon lebendig, kraftvoll und unerschütterlich, und wenn auch nur sinnlich, doch in ihm vollendet. So offenbar hat der Gang der Natur die Geistes- und Kunstbildung der Herzensbildung nachgesetzt und sie muß ihr auch durch die ganze Bildungsepoche des Menschen, das ist von der Wiege an bis ans Grab nachgesetzt und untergeordnet bleiben. Der Mensch muß sich geistig und physisch im Dienst des Glaubens und der Liebe entfalten und ausbilden, wenn er durch seine Ausbildung sich veredeln und befriedigen soll.

Das ist Gottes Ordnung über Geist, Herz und Kunst, aus deren inniger Einheit die Menschlichkeit, d. i. ein die Menschennatur wahrhaft befriedigendes Leben allein hervorzugehen vermag. Dieser Ordnung Gottes muß die Kunst der Erziehung sich im häuslichen, öffentlichen, bürgerlichen und Privatleben unterwerfen. Des Menschen wahres, zeitliches und ewiges Heil geht nur aus dieser Unterwerfung hervor.

So wie die Natur im Leben diese Ordnung Gottes ausspricht, so muß auch die Kunst sich derselben unterwerfen und in allen Theilen mit ihr in Uebereinstimmung bleiben.

Alle Einmischung unsrer Kunst in die Bildung unsers Geschlechts muß also von der Anerkennung dieser Unterordnung ausgehen, und nur durch diese Anerkennung als einer heiligen Pflicht kann die Erziehung im Leben den Menschen wirklich bilden. Das Wort: Das Leben bildet, spricht die Nothwendigkeit der Unterordnung dieser Bildung unter die Gesetze der Natur, wie sie im Leben sich darstellen, aus;

insofern aber das Kunstleben unsres Geschlechtes diese Unterordnung nicht anerkannt, ist es nur **verbildend** und nicht bildend. Wo die Kunst der Bildung nicht durch die innern Gesetze der Natur, die an sich unfehlbar sind, sondern von außen her durch einen Einfluß, der vom menschlichen Verderben ausgeht und der die Unterordnung des Fleisches unter den Geist nicht anerkennt, bestimmt wird, da wird dieser Einfluß für die Menschennatur selbst verderblich. Es kann nicht anders sein, jede die Pflicht dieser Unterordnung mißkennende Einmischung der Erziehungskunst, wenn sie anstatt den ewigen Gesetzen der Natur untergeordnet mitzuwirken, sich herrschend über dieselbe hermacht und sich anmaßt, ihr Streben nach ihrer Willkür, d. i. nach den Ansichten ihrer Gelüste, ihrer Selbstsucht und ihres Verderbens zu beleben, zu reizen, zu lenken und zu verkünsteln und dann in dieser Verkünstelung entweder anzustrengen, zu steigern und sogar zu begeistern, oder aber dieses Streben zu hemmen, zu lähmen, zu bändigen, so kann diese unnatürlich durch Verkünstlung bald erstickte, bald belebte Strebkraft unsrer Natur durchaus nicht mehr zur Erzielung des letzten Resultats der menschlichen Bildung, zur Erzielung der Menschlichkeit hinwirken, sondern muß dieser Erzielung nothwendig hinderlich und der Menschennatur selbst im höchsten Grad verderblich sein. Wahrlich, diese also verkünstelte Kraft unserer Natur muß uns zu allem dem hinführen, was den Tod der Menschlichkeit, die Erkaltung des Lebens im Glauben und in der Liebe und des hohen, heiligen Eifers für Wahrheit und Recht, sowie den Verlust aller hohen und heiligen Ansichten der Kunst hervorbringt. Auf dieser Bahn wird nicht eine edle Menschlichkeit gebildet, sondern der Unmenschlichkeit wird Thür und Thor geöffnet; sie führt zum offenen Unglauben an alles Heilige und Hohe, zum gewaltsamen Entgegenstreben gegen alle Ansprüche der Wahrheit, des Rechtes und der Liebe, zum Frevelmuth gegen die Schwachen und Leidenden und die Reize der Kunst dienen hier nur zur Ertödtung des göttlichen und heiligen Sinnes, der gerade durch sie gepflegt werden sollte.

Das Nämliche, was in Rücksicht auf die Einmischung der menschlichen Selbstsucht in die Leitung der Strebkraft unserer Natur zur Entfaltung der Kräfte wahr ist, das ist es auch in Rücksicht auf die Einmischung der menschlichen Selbstsucht in die Strebkraft unsrer Natur zur Anwendung unsrer entfalteten Kräfte. Diese Einmischung unsrer Selbstsucht führt uns in der Anwendung unserer entfalteten Kräfte eben wie in ihrer Entfaltung zu allem dem hin, was das innere Leben der Menschlichkeit zu ihrem Tod führt und der Unmenschlichkeit zu ihrem schrecklichen Leben Thür und Thor aufthut und unser Geschlecht durch Unglauben und Lieblosigkeit, durch empörenden Widerstand gegen Wahrheit und Recht, durch Unterdrückung der Schwäche, durch Verhöhnung des Leidens und durch Mißbrauch der Kunst zur Verödung des Geistes und des Herzens, zur Verwilderung unserer Natur hinführt.*)

---

*) Anmerkung. Ich weiß, die Zeitwelt liest die Resultate meiner Lebenserfahrungen lieber in Ansichten und Worten, die sie täglich hört und sieht, als in Versuchen, sich über diese Alltagsansichten und Alltagssprache zu noch nicht vollendet gereiften höhern Ansichten zu erheben und in einer zu diesen höhern Ansichten nicht einmal gereiften Sprache; zu dem weiß ich auch, daß lebendige Anschauungen des, dem Wahren und Guten, das dem Zeitgeist mangelt, entgegenstehenden Schlechten zum Regmachen einer edeln Selbstsucht nach dem Bessern gut ist. Ich wende mich also wieder zu Leuten, die ich nicht liebe, aber eben darum gern schildere; denn es ist nothwendig, den Willen der Unschuld zum Widerstand gegen die ersten, zum Theil ganz unerkannten Ursachen des Verderbens des Volks zu beleben. Tausend unschuldige Menschen, die einzeln unendlich viel beitragen könnten, dem Weltverderben, dem tausend und tausend unschuldige, elende Menschen unterliegen, in ihren nähern Umgebungen zu steuern, kennen die Ursachen dieses Verderbens nicht, und ahnen nicht einmal, daß sie möglich, geschweige, daß sie da sind. Wahrlich es ist ein Verdienst um die Menschheit, diesen guten Leuten den Staar hierüber zu stechen.

67. Leben und Streben im Verderben und der Verkünstelung der menschlichen Selbstsucht.

Sylvia säumte nicht, nach ihrer Unterredung mit Helidor ihre Eichenbergerin mit allem, was sie für Helidor thun könne, bekannt zu machen und einerseits ihr die größte Thätigkeit in ihren Kunststücken gegen Arner zu empfehlen, andrerseits ihr zu sagen, daß sie die größte Sorgfalt gebrauchen und das größte Geheimniß daraus machen müsse, wer und was hinter ihrem Thun stecke, und ja gegen keinen Menschen auf Gottes Boden ein Wort davon fallen lassen solle, daß Helidor oder sie mit ihr darüber geredet oder gar zu etwas aufgehetzt hätten. Dieser letzte Auftrag kam indessen etwas zu spät, denn die Eichenbergerin hatte sich schon hie und da groß gemacht, wie sie mit dem Fräulein Sylvia von Arnheim in ganz genauer Bekanntschaft stehe und von ihr in sehr wichtigen Verhältnissen mit Aufträgen beehrt werde; und daß Helidor sie einer allerhöchst-gnädigen Audienz gewürdigt, war nichts weniger als ein Geheimniß im Dorfe.

Auch schien Sylvia, da sie ihr die diesfalls nothwendige und so wichtige Geheimnißmacherei anempfahl, eine Verlegenheit bei ihr zu bemerken und sagte: Du wirst doch nicht etwa schon ausgetrommelt haben, daß wir dich im Dorf herumschicken, dein Maul darüber zu gebrauchen? Was denken Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mich so etwas zu thun unterstehen würde? sagte die Eichenbergerin. Und Sylvia: Das ist gut, daß es nicht geschehen; es darf nicht geschehen, wenn es schon wahr ist; es darf das kein Mensch wissen.

Aber es wußten's schon mehrere Leute; indessen leugnete es die Eichenbergerin derb weg, daß sie etwas im Dorf habe verlauten lassen, ging dann aber auf der Stelle zu mehrern Personen, denen sie im Vertrauen davon geschwätzt und sagte ihnen, daß sie doch keinem sterblichen Menschen ein Wort von dem sagten, was sie mit ihnen geredet, weil das ihr das größte Unglück, das in der Welt

immer zu erdenken möglich sei, über den Hals ziehen könnte. Dann aber hoffte sie, wenn ihr etwa früher oder später darüber etwas auskommen möchte, so könne sie es durch die Thätigkeit, die sie in diesem Geschäft zeige, und hoffentlich durch das Glück, das sie darin haben werde, in allen Fällen wieder gut machen.

Diese Thätigkeit war vorher schon groß, jetzt verdoppelte sie dieselbe. Hauptsächlich aber spürte sie allem nach, was in der Sonntagsgesellschaft im Pfarrhaus etwa über Sylvia, über Helidor und über den Herzog geredet werde, was man eigentlich mit der Schule und mit dem Herren-Lehren der Bauernbuben und der Bauernmädchen wolle. Sie wußte, daß die Baumwollenspinnerweiber gar oft über das neue Schulwesen mit dem Baumwollenmareili redeten und daß dieses ihnen unverholen darüber sage, was es darüber wußte und dachte. Sie machte sich deshalb an ein paar der schlimmsten Lumpenweiber im Dorf, gab ihnen einige Batzen zum Saufen und lockte auf diese Art nicht nur alle Worte heraus, die über diesen Punkt in des Baumwollenmareili Stube geredet worden, sondern brachte diese Weiber noch dahin, daß sie das Baumwollenmareili auch über dieses und jenes ausfragten, wovon sonst nicht die Rede gewesen wäre. Auf diesem Weg und durch Nachforschungen in vielen andern Häusern brachte sie heraus, daß das Mareili von der Eichenbergerin sagte, sie gehöre eher in ein Stadtnarrenhaus, als in ein Dorf, und vom Herzog, es sei ewig Schade, daß er nicht unter bessern Händen sei; und vom Helidor, es glaube nicht, daß er in seinem Leben ein einziges von den heil. zehn Geboten auswendig gelernt. Von der Sylvia sagte es, sie schicke sich zum Helidor, wie kaum eine Schwester zu ihrem Bruder; und von Glülphi, wo er irgend ein Kind finde, das einen guten Kopf habe, so jage er ihm nach, wie ein Jäger dem schönsten Reh; wenn auch der Vater eines solchen Kindes am Galgen verfault, so mache ihm das nichts; er sage selber, desto eher suche er ein solches auf; ein solches Kind habe denn auch mehr als ein anderes, Beweggründe in sich selbst, brav und mitleidig für den

Armen und Verlassenen zu werden, und dazu beizutragen, daß kein anderer Mensch mehr so verführt und so unglücklich werde, als sein Vater. Er habe die Meinung, man könne dem Armen nur durch den Armen selber helfen, die Reichen stünden Leibes und Seele halber dem Armen nur zum Versuchen und zum Verderben nahe; die Almosen der Reichen seien meistens Gift für die Armen, und je größer sie oft ausfielen, desto stärker und tödtlicher sei gar oft ihr Gift.

Ein Spion, wenn er die ganze feindliche Armee durchlaufen und sich im Rückweg bei der letzten feindlichen Schildwache durchgeschlichen, wenn er das ganze Lager abgemessen und die Zahl der Feinde bis auf den letzten Mann mit sich zurück trägt, freut sich nicht so sehr über den Erfolg seiner Kundschaft, als die Eichenbergerin sich über den Erfolg ihrer Nachforschungen freute. Sie eilte, was sie konnte, ihre Entdeckungen der Sylvia zur Kunde zu bringen.

Das ist verfluchtes Zeug, was diese da treiben, sagte Sylvia und eilte dann eben so sehr, es Helidor bekannt zu machen.

68. Aus dem Mund der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob zubereitet.

Glülphi fuhr indessen fort, durch tägliche Uebung und unermüdete Anstrengung sich in seiner Schulstube der Kraft, die er in der Gertrud Stube kennen gelernt, zu nähern, d. h. seine Schulmeisterei dem höhern Geist und Sinn der wahren Erziehung unterzuordnen. Er wurde täglich kraftvoller, in allem seinem Thun auf das innere Wesen der Liebe, des Glaubens, des Denkens und Handelns seiner Kinder einzuwirken. Er wurde mit jedem Tag kraftvoller und geübter, das Herz seiner Kinder seinem Herzen, den Geist seiner Kinder seinem Geist näher zu bringen und auch seine feste, ununterbrochene Thätigkeit ihnen zur täglichen Gewohnheit zu machen. Er wurde täglich fähiger,

dahin zu wirken, daß seine Kinder bei allem ihrem Thun Herz, Hand und Geist bei einander hatten. Sein großer Grundsatz, alle Anwendungsübungen den Uebungen zur Entfaltung der Kräfte, die diese Anwendungsübungen voraussetzen, unterzuordnen, d. h. die psychologisch zu ordnenden Reihenfolgen der Mittel und Uebungen zur reinen Entfaltung der Grundkräfte unsrer Natur den Anwendungsübungen dieser Kräfte vorhergehen zu machen, wurde ihm mit jedem Tag klarer, ebenso wie auch derjenige, daß alle Anwendungsübungen der menschlichen Kräfte mit dem Grad der entfalteten Kräfte ins Gleichgewicht und in Uebereinstimmung gebracht werden müssen.

Nicht weniger befriedigten ihn die Versuche, jedes einzelne in irgend einer Kraft, Fertigkeit oder Kenntniß vorgeschrittene Schulkind zu benutzen, um denjenigen seiner Mitschüler, die in dieser Kraft, Fertigkeit oder Kenntniß merklich hinter ihm zurück waren, an die Hand zu gehen, wie in der Gertrud Stube und auch in der Wohnstube einer jeden braven, gemeinen Haushaltung jedes Geschwister. das, was es kann, seinem jüngern, ungeübtern Geschwister zeigt und ihm darin an die Hand geht. Der Grundsatz dieser Benutzung der in jedem Fach geübtern und vorgerücktern Kinder zum Unterricht und zur Anführung der jüngern, ungeübtern wurde ihm in der Ausführung vorzüglich durch einen zweiten, von mir schon einmal berührten Grundsatz erleichtert und in seinen Folgen wichtig, nämlich daß jedes Kind das, was es in der Schule lernen, auch auslernen, d. i. auf eine Weise können müsse, die es in Stand setzt, das, was es kann, auch andern wieder zu zeigen und andere wieder darin zu unterrichten. Seine Erfahrungen zeigten ihm jetzt, daß dieses nicht nur so zu verstehen sei, ein Kind müsse am Ende seiner Schuljahre, wenn es Alles, was es in der Schule zu lernen habe, vollendet, im Stande sein, auch andere Kinder in allem diesem zu unterrichten, sondern die Kinder müßten schon in der Schulzeit, wie dieses auch in der Wohnstube der Gertrud der Fall war, auf jedem Grad des Unterrichts, auf dem sie stehen, ehe sie auf einen

höhern geführt werden dürfen, in demselben zu einer Sicherheit und Vollendung im Können desselben gebracht werden, daß sie schon in dieser Zeit Kindern, denen er noch nicht so vollendet eingeübt ist, darin unterrichtend an die Hand gehen könnten Daß dieses aber mit der größten Kindlichkeit und Einfalt ausgeübt werden müsse, versteht sich von selbst. Am vorzüglichsten aber richtete er seine Schulmeisterkraft dahin, die Kinder täglich und in allen Rücksichten an einen hohen Grad der Anstrengung und Ausharrung zu gewöhnen, früh und spät auf dem Platze zu sein, nichts langsam in die Hand zu nehmen und bei allem Thun schnellen Schrittes vorwärts zu gehn und nirgends müßig umher zu stehen. Wer in den Tag hinein lebt und sich nicht früh Vorsätze des Lebens macht, denen er nachstrebt und für die er jeder Ausharrung und jeder Aufopferung fähig sein muß, aus dem wird nichts in der Welt, sagte er fast täglich zu seinen Kindern.

Dieses Wort gefiel zwar nicht allen Leuten im Dorfe. Eine Mutter von einem seiner Schulkinder sagte einmal zu Glülphi: Dieses Treiben zum Etwas-werden in der Welt nützt eben nicht Alles, wenn mein Kind nur ein frommer, ordentlicher Christ wird. Und wenn du das willst, sagte Glülphi, so soll's dir auch recht sein, daß es seinen Kopf und seine Hand als Christ brauchen lerne. Liebe Frau, das Christenthum ist das Höchste, wonach der erhabenste Mensch streben kann; wenn aber der Mensch nichts ist, wenn Alles, was göttlich und erhaben in seiner Natur liegt, in seinem Kopf schläft und in seinen Händen lahm und in seinem Herzen nur kraftlos, wie der Traum eines Schlummernden, daliegt, wie kann er dann nach dem Höchsten, nach dem Erhabensten streben, das in der Menschennatur liegt? Es war Glülphi in der Welt nichts so zuwider, als wenn er sah, daß jemand die Lehre von der Nachfolge des Gekreuzigten zu einem anschaulichen Beleg der vis inertiae unsers Verderbens herabzuwürdigen versuchte. Er glaubte, man müsse die Kinder in allen Rücksichten menschlich beleben, um sie eben so fähig zu machen, in allen Rücksichten

christlich kraftvoll zu handeln und ihrem guten Willen in allen Verhältnissen thatsächlich die Folgen zu sichern, ohne welche aller Anschein des menschlichen Willens nur ein eitles Gelüst unserer thierischen Natur und durchaus nicht als ein wirklicher, menschlicher Wille angesehen und erkannt werden kann.

Auf diese Ansichten und Grundsätze gestützt, setzte er in Rücksicht auf die Entfaltung der menschlichen Kräfte seiner Schulführung keine Schranken, denn er war vollkommen überzeugt, der Mensch könne in keinem Stand weder zu edelmüthig und wohlwollend, noch zu christlich und zu verständig, noch zu kunstfähig und berufsfähig sein und gemacht werden; aber indem er bei eben dieser Schulführung den Geist des häuslichen Wohnstubenlebens eben sowohl zu seinem obersten Ziel setzte, als er es auch zu seinem ersten Schulmittel benutzte, so ward er dadurch wieder genöthigt, die Anwendung der in seinen Kindern entfalteten Kräfte durch seine Schulmittel ebenso in den Geist, in den Sinn, in die Bedürfnisse, Mittel und Eigenheiten ihres Standes hineinzulenken und die äußere Anwendung ihrer Kräfte den Ansprüchen und Bedürfnissen dieses Standes zu unterwerfen, wie jede gute Wohnstube vermöge des Wesens ihrer Natur selber genöthigt ist, die Kräfte, die sie in ihren Kindern entfaltet, in den Geist und in die Bedürfnisse ihres Standes hineinzulenken und denselben zu unterwerfen. Er arbeitete deshalb auch mit aller Kraft und mit aller Kunst, die in seiner Hand war, daß der Verstand seiner Kinder als ein landwirthschaftlicher Verstand und ihr Herz als ein in der Landwirthschaft befriedigtes, an ihren Sorgen und Freuden theilnehmendes Herz und selber ihre Hand als eine für die Landwirthschaft geschickte und gewandte Hand zum Vorschein komme, und führte sie auf dieser Bahn dahin, daß sie in seiner Schulstube mit vollem Herzen sammt ihm Lavaters Lied anstimmten:

Stimmet wack're Landesbauern,
Stimmt ein Lied mit Freuden an;
Eins, das hinter Thor und Mauern
Keiner mit uns singen kann.

So den Ansprüchen der Menschennatur in der **Entfaltung** ihrer göttlichen Kräfte auch kein Haar vergebend, suchte er seine Kinder durch die **Anwendung** ihrer Kräfte dahin zu erheben, daß sie sich in den Schranken ihres Standes glücklich und gesegnet fühlend, aus freiem Willen und eigenem Triebe mit Anstrengung und Eifer sich selbst die Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben suchten, die sie in Stand setzen konnten, ihren Stand auch unter allen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten, die er wie alle andern Stände hat, sich segensreich und befriedigend zu machen. Um aber dieses Ziel, seine Schulkinder sich in den Schranken ihres Standes so glücklich fühlen zu machen, als sie sich nach dem Eindruck, den ihr eigenes Glück auf sie machte, nicht leicht in einem andern Stand fühlen konnten, zu erreichen, suchte er ihnen die Bildung zu ihrem Stand und auch die Bildung zu den Beschwerden ihres Standes so leicht und so angenehm zu machen als möglich und benutzte hierzu vorzüglich die allgemeine Neigung der Menschen zum Gesang.

Therese und die Frau Pfarrerin boten ihm hierin die Hand und gaben alle Wochen zweimal den Kindern im Singen Unterricht. Auch trachtete er durch den Gesang auf jedes, die menschliche Natur belebendes und erhebendes, Gefühl bildend einzuwirken Sie lernten Sonntagslieder, Lieder zu ihrer Morgen- und Abendandacht, Lieder zur Ehre Gottes, zum Dank für den Erlöser, zum Lob der Bibel, aber dann auch Freudenlieder, Erndtelieder, Feierabendlieder und lachende Darstellungen vielerlei Thorheiten und Irrthümer des Lebens. Auch versammelte er seine Kinder oft zu Abendfreuden, an denen oft das Schloß und das Pfarrhaus Theil nahmen.

Wenn das geschah, so brachte man den Kindern aus dem Schloß und dem Pfarrhaus allemal ganze Körbe voll Früchte der Jahreszeit, Kirschen, Birnen, Aepfel, Pflaumen und im Winter gedörrtes Obst mit, und man kann sich nicht vorstellen, was das fröhliche, freie Beieinandersein der Dorfkinder von beiden Geschlechtern in solchen vom Schloß

und Pfarrhaus erheiterten und belebten Abendstunden dazu beitrug, gegenseitig sanftere und edlere Gefühle in ihnen rege zu machen und sie zu verschiedenartig bildender Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf ihre Gespielen hinzulenken, auf die sonst Bauernkinder im Allgemeinen so selten hingelenkt werden. Man kann sich nicht vorstellen, was die Menschlichkeit dieser das Schloß, das Pfarrhaus und das Dorf vereinigenden Abendstunde dazu beitrug, mitten in der Kraftanstrengung, die besonders die Bildung zum landwirthschaftlichen Leben so wesentlich bedarf, den milden, fröhlichen und heitern Sinn des Lebens in seinen Kindern zu erhalten, der die Harmonie der menschlichen Kräfte und das Gleichgewicht, in dem sie unter einander stehen sollen, mit eben so viel Sicherheit ausdrückt, als der Mangel dieses milden, fröhlichen, heitern Sinnes im Leben den Mangel an innerer Harmonie unserer Kräfte in uns selbst und des Gleichgewichts, in welchem sie unter einander stehen sollten, bekundet.

---

69. Die Armseligkeit alles Treibens und Jastens unsrer Leidenschaften im Gegensatz gegen die Würde der Unschuld, der Menschenliebe und der Selbstsuchtlosigkeit.

Sylvia hatte indessen Alles, was die Eichenbergerin ihr berichtet, Helidor beinahe wörtlich erzählt, und er selber hatte Mittel gefunden, auch etwas von den Berichten Arners an Bylifsky über Glülphis Schulführung zu vernehmen.

Bisher war er gewohnt, alles Gute, das im Land war, wenn es nicht merklich stark gegen sein Treiben gerichtet schien, nicht geradezu zu unterdrücken, sondern dasselbe den Weg seiner Elendigkeit und seiner Träumernarrheiten (wie er alles höher strebende und tiefer greifende Gute in der Welt ansah und betitelte) ungestört gehen und sein Grab

gleichsam mit eigenen Füßen suchen zu lassen. Dieser Handlungsweise gewohnt, zeigte er äußerlich sich lange gar nicht eifrig gegen Arners Thun. Im Herzen war er ihm von Anfang an entschieden abgeneigt. Er mußte es auch sein. Er nahm als Erfahrungssache an, der Mensch sei im ganzen Umfang seines Daseins dem blinden Spiel Preis gegeben, das das launige und unerklärliche Schicksal mit ihm treibe. Dieses, meinte er, lasse einem kleinen Theil Menschen das Glück wie vom Himmel herab regnen und ohne sein Zuthun Mittel in die Hand fallen, alle Güter, und alle Genießungen, die die weite Erde dem Menschengeschlechte darbietet, bald in ungestörter Gemächlichkeit unter ihrem Dach einzuschlürfen, bald sie im wilden Getümmel zu zersplittern. Er wußte zwar wohl, daß die meisten dieser vom Schicksal begünstigten Menschen ihr Glück zu nichts Anderm brauchten, als daß sie, den Affen nachahmend, die, wenn sie Menschenkleider anziehen, sich für Thiere von einer höhern Art ansehen oder auch die Pfauen, die, wenn sie ihren Hintern mit allen Farben des himmlischen Regenbogens aufsträußen, sich auch für Vögel höherer Art halten mögen, als alle die sind, die ihren Hintern nicht so mit allen Farben des Regenbogens geziert aufsträußen können, den Segen dieses Glücks eben wie diese Thiere in einem armseligen Gepränge zur Schau stellen, um unter ihren Mitmenschen durch Vorzüge, die sie mit Affen und Pfauen gemein haben, ebenfalls als Geschöpfe höherer Art dastehen zu können. Aber Helidor glaubte, das sei ihr Recht und die untern Klassen des Volks müßten dieses Recht wirklich in dieser Thierform an ihnen respectiren und in dieser Rücksicht gewöhnt werden, sich unbedingt für eine niedrigere Menschenart anzusehen, die durchaus nach keiner Art von Genießungen gelüsten dürften, die das Schicksal seinen Günstlingen darwerfe. Er meinte, wenn die Günstlinge des Schicksals diese niedere Menschenklasse nicht in allen Beziehungen und Verhältnissen dieser Ansicht gemäß behandelten und sie nicht drei Schritte vom Leibe oder vielmehr drei Schritte von aller ihrer Lust und von allen ihren

Freuden fern hielten, so thäten sie dieser Menschenklasse nicht nur keinen Dienst, sondern sie führten dieselbe genau in die Lage, in welcher sich ein hungriger Fuchs befindet, der, wenn er Trauben vor seinen Augen sieht, die ihm zu hoch hängen, sich die Füße fast abspringt, dahin zu gelangen und bei jedem Sprung wieder, ohne eine Traube in's Maul zu kriegen, zu Boden fällt.

Dieser Helidor war aber auch, seitdem er selber aus dem Kothwinkel, von dem er hergestammt, hervorgekrochen und dahin gekommen, im Herzogthum vollkommen das vorzustellen, was Hummel unter Arners Großvater in Bonnal vorstellte, der größte Maulbraucher und Spottgeist gegen alle Wünsche des Volks. Von einem Volkswillen hatte er auch keine Ahnung, daß ein solcher möglich sei, aber über die Volksrechte trieb er seinen Spott so weit, daß wenn man ihm von vorzüglichen Gaben und ausgezeichneten Talenten, die sich im Volk befänden und von dem Recht ein Wort fallen ließ, das solche ausgezeichnete Gaben diesen Menschen geben, dahinzustreben, sie auch auf eine verhältnißmäßige Weise anwenden und brauchen zu können und zu dürfen, er darüber allemal mit einem Hohn antwortete, der jedes edle Menschenherz zerschneiden mußte: wenn ein Mensch, der eine feine, gute, und wie er sie nennt, Hundsnase hat, um deswillen auch glaubte, man müßte ihm das feinste Räucherwerk, das es auf der Welt gebe, alle Tage vor der Nase anzünden, so wäre er doch sicher ein Narr, und es sei offenbar, daß nicht seine Nase, sondern sein Beutel ihm das Recht zu diesen feinen Gerüchen geben könne. — Und es ist freilich auch in dieser Ansicht etwas ganz Wahres, und man muß hinzusetzen, es ist etwas darin wahr, das für den Armen von der höchsten Wichtigkeit ist, aber offenbar ist die Wahrheit, die darin liegt, im Mund Helidors dennoch eine Sünde, und zwar eine schreckliche Sünde gegen das Menschengeschlecht.

In Rücksicht auf Arners Angelegenheiten behauptete er, wenn es ihm gelingen könnte, durch den Komödiantenclub, den er im Pfarrhaus mit einigen Bauern und Bauerweibern

in Bonnal gebildet, die Zwecke, die er zu haben scheine, in seinem Dorf durchzusetzen, so könnte dieses von einigen Folgen sein. Er meinte zwar zugleich, Arner habe keine Mittel, mit diesem Spuk, den er in seiner Winkelschule treibe, weiter in die Welt einzugreifen; doch war ihm dieser Spuk, so sehr er ihn verachtete, an dem Orte, wo er getrieben wurde, nicht recht, weil er immer etwas Aehnliches mit den Bestrebungen habe, an denen der Herzog einst mit Liebe gehangen. Doch tröstete er sich noch mit der Ansicht, das, was Arner jetzt wolle, sei eigentlich doch nicht das Gleiche, was der Herzog ehemals gesucht; dieser habe mit seinen Versuchen immediat auf das Volkswohl und auf die Verbesserung des Zustandes der Armen im Land hinwirken wollen, von der Bonnaler Schule hingegen glaubte er immer noch, es sei Arner um ein Bischen mehr Wortkenntniß und allerlei Geschwätzwerk von Kenntnissen zu thun. Er achtete in dieser Rücksicht auch sein Thun bis jetzt mehr für eine Dummheit, als für etwas, das auf irgend eine Art gefährlich werden oder sonst weit führen könnte.

Helidor wußte nur zu wohl, daß alles Geschwätzwerk den Menschen schwach mache, und daß man, um auch einem guten Kopf alle Bedeutung, allen Einfluß und selber alle Tiefe zu nehmen, ihn nur recht vielseitig zu allerlei Arten von Maulbrauchen hinführen müsse. Aber da er jetzt, und zwar nicht durch die Eichenbergerin, sondern durch einen ganz andern Kanal aus der Hauptstadt vernahm, daß Glülphi ein eigentlicher Todfeind der Vielwisserei und der Vielschwatzerei sei und in seiner Schulführung mit aller Kraft aufs Denken, Schweigen und Thun und nicht aufs Maulbrauchen losgehe und zudem, daß er ihn vorher schon als einen sehr guten Mathematiker gekannt, jetzt noch vernahm, daß er in dieser Schule auf eine Mathematik hinlenke, die gar nicht zu den Routinefertigkeiten ihrer Anwendung, sondern zur allgemeinen Entfaltung der Geisteskräfte und zum Habituelmachen der logischen Fertigkeiten hinführe und zugleich vernahm, daß er die besten Köpfe in Bonnals Jugend aussuche und ihnen in diesem Geist eine Bildung

ertheile, so änderte er auf einmal seine Ansicht über diesen Gegenstand und sein Benehmen.

So wie er bis jetzt die Sache in Bonnal als unbedeutend behandelt und geglaubt, er brauche keine sichtbare Aufmerksamkeit darauf zu werfen und sogar der Eichenbergerin aufgetragen, die höchste Sorgfalt anzuwenden, daß Niemand merke, daß ihm etwas daran liege, so fing er jetzt an, dieser Sorgfalt entgegen öffentlich und laut sich gegen Arners Thun zu erklären und sich bestimmt zu äußern, dieser unerfahrne, junge Mensch gehe in seinen Bestrebungen und in seinen Tendenzen von Ansichten und Gesichtspunkten aus, die durchaus unrichtig und bei keiner nähern Prüfung stichhaltig erfunden werden könnten. Er wurde sogar jetzt plötzlich über diesen Gegenstand, was sonst nicht seine Gewohnheit war, geschwätzig und sagte oft, wo man's gern hörte und wo man's nicht gern hörte, nicht nur alle Einsichten und Fertigkeiten, zu welchen die Menschen durch ihre Bildung hingeführt würden, sondern auch der Grad der Geistes- und Denkkraft, sowie derjenige der Kunstkraft, welche die Einsichten und Fertigkeiten voraussetzten, zu welchen die Menschen gebildet werden dürften, müßten in jedem Falle mit dem positiven Zustande, d. h. mit dem Stand, Rang, Vermögen oder mit der Standes-, Rangs- und Vermögenslosigkeit eines jeden Individuums und zugleich mit dem, was in seinem Stand oder Nichtstand für ihn schicklich und brauchbar sei, in Uebereinstimmung gebracht werden; man müsse also dem Menschen auch nicht einmal seine Vernunft weiter ausbilden, als er sie in seinem Stand brauchen könne. Er behauptete, das sei so weit wahr, daß in den niedern Ständen sogar der Wunsch, mehr Verstand zu besitzen, als sie darin nothwendig hätten, wegen der Folgen, die es haben könnte, zurückgescheucht und abgelenkt werden müsse, und es komme in dieser Sache gar nicht auf den einzelnen Menschen und die Ansprüche, die einer etwa auf ausgezeichnete Geistesgaben und Kunstanlagen machen möchte, an, sondern einzig und ganz auf den Stand, zu dem er gehöre, und auf das Eigenthum, das er besitze.

Er ging noch weiter, er sprach seine Ansichten über diesen Gegenstand in dem politischen Club, den er selber gebildet und den einige sehr gute Köpfe besuchten, in einer Weise aus, die das größte Aufsehen machen mußte. Er sagte nämlich laut und bestimmt, Arner werde es mit den Grundsätzen, nach denen er seine Schule durch einen offenbar gefährlichen, mißvergnügten Lieutenant einrichten lasse, unzweifelhaft dahin bringen, daß die besten Köpfe seiner Schule einst sich selbst oder andern Leuten die Kugel durch den Kopf schießen würden.

Natürlich erregte dieses starke Wort Aufmerksamkeit in der Gesellschaft. Alles stand um ihn herum, und er fuhr fort und sagte: Die Sache ist wichtig; man kann den Armen im Land durch nichts unglücklicher machen, als wenn man ihn einsehen lehrt, daß er selbst höhere und größere Anlagen und Kräfte hat, als die Leute von höheren Ständen, die ihn umgeben, während er doch diese Gaben nicht anwenden kann und nicht anwenden darf. Er setzte kühn und derb hinzu: Der Kopf des Armen muß nothwendig mit seinem Beutel in Uebereinstimmung gebracht werden, und wenn er glücklich sein soll, so muß der erste so leer bleiben, als der letzte es ist. Er sprach es geradezu aus, das gemeine Volk müsse nicht zur Erkenntniß der Wahrheit seines Zustandes hingelenkt und nicht fähig und noch weniger gelüstig gemacht werden, denselben mit dem Zustand anderer Stände zu vergleichen und seine etwaigen höhern Talente dahin zu benutzen, sich durch dieselben dahin helfen zu wollen, worin sie etwa sähen, daß andere sich auch geholfen hätten. Er behauptete, man müsse die guten Köpfe in den niedern Ständen mit aller Kunst und, wenn es Noth thue und nicht anders sein könne, auch mit Gewalt vom Selbstgefühl dessen, was Geistes- und Kunsthalber in ihnen liege, zurückzulenken trachten.

Nachdem sich Helidor so öffentlich gegen Arners Thun erklärt, ließ er auch der Eichenbergerin durch Sylvia sagen, sie habe jetzt nicht mehr nöthig zu verbergen, daß auch er dieses Narrenwesen von Bonnal mißbillige, mit dem Zusatze,

sie solle immer fortfahren, mit großem Fleiß nachzufragen, was dort geschehe, und dabei alles Mögliche thun, daß immer mehr Leute im Dorf ihr Gespött darüber trieben und unwillig würden.

70. Uebergang von ganz heidnischen Ansichten über das Volk und die Volksbildung zu christlichen.

Bylifsky vernahm diese Aeußerung den Tag darauf, als er eben in einer Abendgesellschaft war, die aber freilich dem Intrigantenclub, wo Helidor seine bösen Worte aussprach, nicht gleich sah, sondern aus den besten Köpfen und den edelsten Männern des Hofes und der Hauptstadt bestand. In dieser Gesellschaft drückte Bylifsky seine Empörung über diese Aeußerung Helidors also aus: Um Gottes Willen, wo werden wir unter diesem Manne noch hinkommen, wenn wir dem Armen, der nichts hat, sich durch die Welt zu bringen, als die Anlagen seines Herzens, die Kräfte seines Geistes und die Fertigkeiten seiner Hand, nicht mehr helfen dürfen, diese Anlagen, die ihm Gott gegeben, in sich selbst zu fühlen und dahin auszubilden, daß er sie im Verhältniß der Kraft, mit der sie in ihm liegen, auch benutzen und zu seinem zeitlichen und ewigen Wohl anwenden könne, wenn wir im Gegentheil unsere Verkünstelungsmittel des Menschengeschlechts so weit zu treiben verleitet werden sollten, daß wir es für unsere Pflicht ansähen, mit Absicht zu verhüten, daß die besten Köpfe und talentreichsten Menschen in unsrer Mitte nicht einmal dahin kommen sollen, die Kräfte in sich selber zu fühlen, die Gott ihnen zu ihrem und zu ihrer Nebenmenschen Heil selber gegeben? Was würde aus uns werden, sprach er mit Heftigkeit, wenn wir auf dieser Bahn um einiger erbärmlicher Menschen willen die Ordnung Gottes und das Wesen der innern, ewigen Ungleichheit der Rangordnung, die er unter den Menschen durch die Ungleichheit ihrer Kräfte und Anlagen selber gegründet, aufzuheben und über den Haufen zu werfen suchten und dahin arbeiten sollten,

daß selber das ewige, heilige Fundament des wahren, menschlichen Gottesdiensts, die göttlichen Kräfte der Menschennatur selber dem unheiligsten und verwerflichsten Menschendienst, der Blindheit und Kraftlosigkeit der Menschennatur Preis gegeben und aufgeopfert werden sollten? Lebhaft über das Unrecht dieser Ansicht empört, fuhr Bylisky im Eifer seiner Aeußerungen fort und sagte: Ich kann mir kein Verbrechen an Gott, an den Menschen und an dem Vaterland denken, das demjenigen, die Kräfte der Menschennatur im Menschen, besonders im armen Menschen mit Absicht, Muthwillen und Vorsatz in ihrem Keime zu ersticken, gleich kommen könnte.

Der erste katholische Geistliche der Hauptstadt, der auch in der Gesellschaft Bylisky's war, theilte diese Ansicht mit ihm und drückte sich darüber also aus: Die Anlagen des Geistes, des Herzens und der Kunst sind göttliche Anlagen, und sie mit Bewußtsein, Absicht und Vorsatz im Menschen, insonderheit im armen Menschen zu unterdrücken, ist in meinen Augen nichts weniger, als eine der ersten Sünden wider den heiligen Geist, die weder in der gegenwärtigen, noch in der zukünftigen Welt verziehen werden können.

Bylisky, der nicht katholisch war, freute sich über die Aeußerung dieses Mannes, vorzüglich darum, weil er es von ihm, als von einem katholischen Priester nicht erwartete; aber der Geistliche, der das merkte, sagte: Meine Ansicht ist ganz mit den Grundsätzen der katholischen Kirche und mit den Mitteln ihrer so fest begründeten Hierarchie übereinstimmend. Die heil. Kirchenväter, die erleuchtetsten Päpste und die eifrigsten Bischöfe haben in allen Epochen der Kirche das Christenvolk und besonders die ihnen untergebene Geistlichkeit auf das wärmste und angelegentlichste aufgefordert, vorzügliche Talente, die sie an irgend einem jungen Menschen, besonders aber an einem armen, jungen Menschen entdecken würden, ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen und dafür zu sorgen, daß ein solcher ausgezeichneter junger Mensch nach dem Willen Gottes, der ihn durch solche Anlagen selber

aus dem Staub seiner äußern Niedrigkeit erhoben, in die Lage gesetzt werde, seine Anlagen zum Dienst der Kirche und des Staates würdig und segensvoll anwenden und gebrauchen zu können, und kein Katholik, der hierüber die nöthigen Einsichten hat und wahrhaft fromm ist, wird je einem Zeitgeist fröhnen, der so offenbar mit den bestimmtesten Ansichten und den Aufforderungen der heiligen Kirchenväter, der erleuchtetsten Päpste und der frömmsten Bischöfe klar im Widerspruche steht. Aber es ist freilich doch auch mit einem Zeitgeist schon sehr weit gekommen, der diese Aufforderung, sei es laut oder leise, sei es direkt oder indirekt, an einen ehrlichen Mann im Land auch nur zu machen wagt.

Ja wahrlich, setzte Bylifsky mit einem Seufzer hinzu, es ist mit einem Zeitgeist sehr weit gekommen, daß selbst viele, sonst ehrlich gesinnte Menschen vom Volk, d. h. von den Zeitgenossen des Zeitgeists wie von Stieren reden dürfen, die, wenn sie ihre Kraft kennten, sich nicht an einem Zwirnfaden von einem Kind herumführen und an den Pflug und an den Wagen hinstellen lassen würden. Wahrlich, wahrlich, es ist mit einem Zeitgeist weit gekommen, wenn sonst christlich gesinnte Menschen in Helidors Lied einstimmen und es aussprechen, man thue der Religion einen Dienst, wenn man das Volk in Unwissenheit und Kraftlosigkeit hinabsinken lasse.

Der Geistliche: Aber wahrhaft christliche Menschen, wenn sie auch dieses Wort aussprechen, denken und sagen es gewiß nicht in dem Sinn, in dem es Helidor denkt und ausspricht.

Bylifsky. Das freilich nicht; aber es ist schon schlimm genug, daß sonst christlich gesinnte Menschen durch den Zeitgeist dahin gebracht worden sind, es aufrichtig zu glauben und als wahr anzunehmen, das Volk könne nicht demüthig sein und nicht christlich leben, wenn es nicht blind und kraftlos gemacht oder wenigstens blind und kraftlos erhalten werde.

Der Geistliche. Aber man muß doch nicht vergessen,

daß die Blendlaterne, die man dem Volk ein ganzes Menschenalter vorher nicht blos in die Hände gab, sondern es beinahe noch zwang, sich damit zu erleuchten, der alten Demuth im Land und dem alten christlichen Leben schon lange den Hals gebrochen hat, ehe unser Zeitgeist das böse Wort, man müsse das Volk blind und kraftlos machen, damit es demüthig werde und christlich leben könne, Christen und Unchristen in den Mund gelegt hat.

Bylifsky. Das ist gewiß, die Fundamente der alten Demuth und des alten christlichen Lebens sind nicht durch einige, gegenwärtig in Umlauf gekommene Wörter des Zeitgeists, sondern durch die frühere Vernachlässigung der wesentlichen Mittel der Volkserziehung und der Menschenbildung untergraben und gestört worden, und es ist wahrlich durch tiefe Verirrungen der Vorzeit dahin gekommen, daß es unserm Zeitgeist gelungen, so viele Leute dahin zu bringen, in allem Ernst zu glauben, man könne und müsse gegenwärtig im Volk mit seiner Blindheit wieder gut machen, was die Vorzeit durch Blendlaternen in ihm verdorben.

Der Geistliche. Inzwischen wird sich an Helidor Niemand irren. Wer ihn auch nur auf hundert Schritt ins Auge gefaßt, der weiß sicher auch, wenn er den Grundsatz ausspricht, die Menschennatur und das Christenthum forderten die Unwissenheit und die Kraftlosigkeit des Volks, so meine er damit nichts anderes, als das Christenthum und die Menschennatur taugten für ihn nur in so fern, als sie in einer Gestalt vor dem Herzog erscheinen, die auf keine Weise geeignet ist, dem Herzog eine Anschauung von irgend einer Wahrheit oder irgend einem Recht, das ihm nicht behage, vor die Augen zu bringen.

Was mich aber, sagte jetzt der Geistliche, in Rücksicht auf diesen Zeitgeist und alle seine Folgen immer tröstet, ist dieses: Die Kräfte der Menschennatur sterben darum nicht aus, wenn man ihnen schon eine Weile nicht aufhilft; und unnatürliche Bestrebungen, sie seien gewaltsam oder hinterlistig, diese Kräfte zu unterdrücken, sind immer wesentlich

geeignet, die Kräfte selbst wieder zu beleben, für die zu unterdrücken sie in Bewegung gesetzt und gebraucht worden.

Bylifsky erwiederte: Es ist gewiß, das Tröstliche gegen alle Uebel, denen das Menschengeschlecht ausgesetzt ist, liegt in dem ewigen Göttlichen der menschlichen Natur selbst; und was auch mich bei der so fürchterlich scheinenden Allgewalt Helidors tröstet, ist das alte Sprichwort: „Ehrlich währt am längsten."

Bylifsky hatte das Wort kaum ausgesprochen, so nahm der gute Geistliche das Glas in die Hand, und trank mit heiterer Stirne auf das Sprichwort: „Ehrlich währt am längsten."

Sie unterhielten sich noch eine Weile über diesen Helidor und waren einstimmig in der Aeußerung: Er ist ein Unchrist, der bei der Kraft seiner Anlagen, in den tiefsten Unsinn der Sinnlichkeit versunken, für das innere, göttliche Wesen der Menschennatur durchaus keinen Sinn mehr hat und darum auch die Menschen und die Menschennatur wie sich selbst verachtet. Er lebt ganz hingegeben in den Gefühlen und Trieben des schlausten, kraftvollsten und gewaltthätigsten der Thiere, die sich des Tags in Höhlen und Wäldern verbergen, des Nachts aber in die Thäler und Triften einbrechen, den Raub zu suchen.

71. Ein nichts entscheidender Wink über die Frage: „Hat das Jagdrecht und das Menschenrecht ein gleiches Fundament?"

Es ging indessen Glülphi in seiner Schule in Bonnal immer besser, und was vorzüglich und fast mehr als der Anfangserfolg ihrer Bemühungen das Herz Arners und Glülphi's erhob, war, daß ihre Begriffe über diesen Gegenstand sich immer mehr klärten. Glülphi sagte dieser Tage einmal zu Arner: Ich erfahre in meiner Schule die Wahrheit des Sprichwortes: „Thu, was recht ist, so wirst du lernen, was recht ist."

In den Tagen erhielt Arner von Bylifsky einen Brief, darin er ihm für seine Nachrichten von Bonnal dankte und ihn dringend bat, ihm umständlich zu berichten, wie er in seinen wichtigen Zwecken vorrücke. Er bedaure, daß er ihm nicht Hoffnung machen könne, in seiner für den Staat so wichtigen Unternehmung von Hof aus unterstützt zu werden. Helidor treibe den letzten Heller zu Narrheiten auf, die beim türkischen Kaiser nicht asiatisch roher und geldfressender sein könnten, die sich aber auch für ein armes, deutsches Land schickten wie Biersuppe neben arabisches Räucherwerk. Seitdem dieser Mann, schrieb Bylifsky, dahin gekommen, daß Alles durchgeht, was er will, so geschieht von dem, was eigentlich dem Land Noth thut, so viel als nichts; freilich wenn etwa wilde Schweine oder Wölfe in eine Herrschaft des Landes einfallen und ein paar Aecker umwühlen oder ein paar Schafe wegschleppen, so werden auf der Stelle von der Jägerkammer fürstliche Jäger auf die Herrschaft, wo dieser Schaden geschehen, hingeschickt, diese Thiere auszurotten, und es wird gar nicht der Herrschaft oder den herrschaftlichen Jägern überlassen, dagegen Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen; aber wenn Leute im Land, wie deines Großvaters Hummel, ganze Dörfer zu Grund richten, Wittwen und Waisen zu hunderten um das Ihre und arme, verführte Leute auf das Schaffot bringen, so bringt bei uns keine fürstliche Kammer dergleichen Jäger auf die Beine, um das Land von größern Unthieren zu reinigen, als Wölfe und wilde Schweine sind. Doch, lieber Arner, es ist vielleicht noch gut, daß unter unsern Umständen von oben herab nicht gegen alle Uebel, unter denen das Land leidet, solche Jäger auf die Beine gebracht werden und im Land herum jagen. Jäger sind Jäger, und was von ferne herkommt, kennt Steg und Weg im Land nicht ganz gut, und lebt gewöhnlich nicht ganz heimelig (freundnachbarlich) mit den Leuten, an deren Thüren es klopft, und unter unsern Umständen könnte noch Schlimmeres daraus entstehen, als in Steg und Weg zu irren und unfreundlich an fremden Hausthüren anzuklopfen. Lieber Arner! Ich bin mit jedem Tage

mehr überzeugt, die höchste Hülfe, die gegen die am tiefsten im Land eingewurzelten Uebel möglich, ist einzig von der Erziehung zu erwarten. Unser in seinem Innersten unaussprechlich edler Fürst hat an Mitteln anderer Art, dem Volk zu helfen, den Kopf so hart angestoßen, daß sein edler Sinn jetzt, wenn er auch nur ein Wort von diesem Gegenstande hört, nur seine Wunde am Kopf fühlt und diesen sogleich auf die Seite kehrt. Es ist möglich, und, Gott geb' es, daß einst deine Versuche ein Großes beitragen werden, seine diesfällige Verwundung zu heilen; aber sie müssen weiter getrieben und ihrer Vollendung näher gebracht werden, ehe daran zu denken ist. Jetzt möchte ich für alle Welt nicht ein Wort davon bei ihm fallen lassen; es würde ihn in seinem Innern über diesen Gegenstand nur noch mehr verwirren und noch unglücklicher machen, als er jetzt schon ist. Aber daß es einst geschehen und mit Erfolg geschehen wird, ist mein inniger Trost und in meiner Lage meine einzige Hoffnung. O, daß es dir gelänge! Lieber, lieber Arner, wie weit angelegt ist dein Thun, aber wie viel braucht es, damit in einem Lande nicht zu scheitern, in dem der Fürst unter den Trümmern von Versuchen zu ähnlichen Zwecken selbst erlegen und jetzt von dem göttlichen Bild seiner alten Zwecke nichts mehr sieht, als das Bild ihrer Verheerung und ihres Mißlingens, wie es ihm ein Helidor vor Augen zu stellen vermag. Ich fürchte von diesem Manne Alles für deine Zwecke. Du und deine Freunde sind einfältig wie die Tauben, aber werdet klug wie die Schlangen. Es thut Noth, wahrlich es thut sehr Noth. Ich weiß es.

Bylifsky.

72. Richtige Ansichten über die Volkserziehung und über die Armenversorgung machen viele Fragen über das Jagdrecht und über die Menschenrechte überflüssig.

Arner hatte sein weitläufiges Schreiben, darin er ihm über den Erfolg seiner Schule Nachricht gegeben und die Grundsätze und Ansichten, worauf sie ihre Hoffnungen bauten, ausführlich dargelegt, schon ehe er Bylifsky's Brief erhielt, vollendet vor sich liegen; aber als er diesen empfangen und gelesen, sagte er zu sich selbst: Es scheint, Bylifsky stecke unseren Versuchen ein weiteres Ziel, als er uns bisher gesagt hat und als wir das selber thun. Für jetzt bezwecke ich mit meinen Versuchen nichts, als was ich thun muß, um ein braver, gewissenhafter Vater an meinen Herrschaftsangehörigen sein und bis an mein Grab bleiben zu können. Glülphi, das sehe ich, träumt mit seinem Thun schon etwas weiter; aber mir schwindelt der Kopf, wenn ich auf einem hohen Thurme stehe. Ich will mich in keine Träume von Welt- und Staatenverbesserungen vertiefen; wenn so etwas reif ist, so kommt es von selbst. Ich will lieber neben dem Baumwollenmeyer und seiner Schwester im Pfarrhaus über mein Bonnal Rath halten, als der Rath des Herrn Ministers Bylifsky werden und mir in seinem Cabinet mit ihm den Kopf über den Wirrwar seiner Staatsangelegenheiten zerbrechen.

Der Brief, den er an Bylifsky vollendet, freute ihn indessen jetzt doppelt, und er setzte demselben noch als Postscriptum hinzu: Lieber Bylifsky! Dein Brief hat mich gefreut, du lebst im Staat so voll Ernstes, so voll Sorgen, als ich in meinem Winkel; aber mir schwindelt vor den Höhen, in denen du lebst. Ich möchte mir nicht einmal träumend den Kopf darob zerbrechen. Gradsinnig thue ich auf meinem Winkel, was mir recht scheint und überlasse die Folgen außer meinem Kreise dem, der Alles leitet. So darf und will ich für jetzt noch in meiner Tauben-Einfalt

leben und denken, ich hätte noch keine Schlangen-Klugheit nöthig. Vielleicht aber findest du in den Grundsätzen meines Briefs hie und da etwas, das dir zeigt, wir finden zum Theil doch auch ohne Schlangen-Klugheit Wege, etwas vorwärts zu rücken oder wenigstens zu deutlichen Begriffen und zu einem sichern Boden, auf dem wir fortarbeiten wollen, zu kommen. Mein Brief gibt dir hierüber so viel Aufschluß als nur möglich und es freut mich, daß ich ihn gleich nach Empfang des deinigen absenden kann. Du siehst wenigstens daraus, daß er nicht als eine lang und wohlüberlegte Antwort auf meines Herrn Ministers Hoffnungen, Sorgen, Bedenken 2c. 2c. angesehen werden muß.

Dennoch zeigte Arner Bylifsky's Brief sogleich seinem Glülphi. Dieser las ihn mit Aufmerksamkeit durch und sagte dann zu Arner: Es ist doch gut und mir ganz recht und erfreulich, daß Bylifsky unser Thun in einem weiter führenden Gesichtspunkte ins Auge faßt. Wenn wir jetzt schon mit demselben in einem unbekannten Dorfwinkel vergraben sind, so kann doch Niemand eigentlich wissen, wie weit und wohin es eigentlich führen wird. Für jetzt aber mag ich selbst mich nicht einmal dem Träumen darüber überlassen.

73. Glülphis Hochflug zur Begeisterung über sein Schulmeisterwesen in einer schlaflosen Nacht.

Es ist aber nicht wahr, er träumte darüber mit der ganzen Kraft, die in seinem Geist und in seinem Herzen lag. Er gelangte je länger, je mehr zu einer höhern Ansicht seines Thuns. Er überzeugte sich, daß es nicht nur möglich sei, die Grundsätze und Mittel der Erziehung, die Gertrud in ihrer Wohnstube eingeführt, allgemein in den Schulstuben des Landes anzuwenden und zu benutzen, sondern daß es sogar möglich sei, durch ihre Anwendung in den Schulen auf die Verbesserung und Veredlung der häuslichen Erziehung zurückzuwirken und durch gebildete Schulkinder diese

Grundsätze und Mittel in den Wohnstuben des Volks anzuwenden und in Ausübung zu bringen. Er achtete die Erreichung dieses Zieles für das Höchste, nach dem man bei der Volksbildung und Nationalkultur streben könne, und wie ein Held der Schlacht, in der er siegen wird, oft im Traume voreilt und den Glauben an den zu erringenden Sieg sich nicht aus dem Kopfe bringen kann, bis er die Schlacht selbst gewonnen, so eilte jetzt Glülphi mit dem Traume von den Siegeserfolgen seines Thuns dem Kampf weit voraus, den er zu bestehen hatte, ehe man von diesem Siege als von einer wirklich geschehenen Thatsache reden konnte. Wenn er von den Anstrengungen seiner Bemühungen nicht schlafen konnte, so träumte er sich schlummernd die großen Folgen, die aus seinen Bemühungen entstehen könnten und sollten. Er träumte sich den Zustand eines Volks, in welchem die Grundkräfte der Menschennatur allgemein elementarisch entfaltet und diese Kräfte zur erfolgreichen Anwendung in jeder Art Kunst und Beruf allgemein geweckt und belebt worden wären. Er träumte sich den Zustand eines Volks, in dem diese Entfaltung des Geistes und der Kunstkräfte unsrer Natur durch die Segensmittel des häuslichen Lebens und der Wohnstube also in Glauben und Liebe unter sich selber vereinigt und dadurch zur höchsten innern Erhebung der Menschennatur geeignet erscheinen. Hoch erhob sich sein Herz, wenn er in diesem Traume den Umfang der Mittel ins Auge faßte, die er zur Anbahnung der Musterschulen, deren Geist zu diesem Ziel führen könnte, in seiner Hand hätte und in seine Hand bringen könnte. Er träumte sich tausend und tausend Dinge, die, wenn solche Probeschulen einmal zur Reife gediehn, zum Wohl seiner Mitmenschen ausgeführt und durchgesetzt werden könnten. Er träumte sich, wie tausend und tausend Menschen, die jetzt noch über die Gegenstände, die er zu erzielen suche, ganz gleichgültig seien, dann zumal, wenn solche Probeschulen so weit vorgerückt, als er nach seiner jetzigen Ueberzeugung gewiß war, damit vorrücken zu können, mit dem belebtesten Eifer daran Theil nehmen würden. Er träumte sich, wie es ihm bei

diesem Erfolg dann leicht werden könne, durch seine Schulkinder selbst Einrichtungen und Anstalten zu treffen, den Segen seiner Bestrebungen dann noch weiter auszudehnen, als es ihm jetzt noch durch seine beschränkten Schulübungen möglich sei.

Er träumte sich, wie leicht es ihm in kurzer Zeit möglich werden müsse, in Bonnal neben seiner Schule ein Kinderhaus zu eröffnen, wohin arme Mütter, die die Nothdurft des Lebens von der Seite ihrer Kinder wegreißt, daß sie den Tag über ihren Geschäften nachgehen, ins Feld hinaus und an den Taglohn müssen, ihre noch nicht schulfähigen Kinder bringen und wo sie sie den Tag über besorgen lassen könnten. Er träumte sich, was für eine himmlisch schöne und bildende Uebung das für seine ältern Schulmädchen sein würde, der Reihe nach diese Kinder den ganzen Tag über in allem Nöthigen zu versorgen und sich selber die Art und Weise einzuüben, wie dieses geschehen müsse und wie die Anfangspunkte der sittlichen, geistigen und Kunstentwickelung für diese Kinder in ihrer ersten Einfachheit ergriffen und für ihre Bildung von der Wiege auf benutzt werden könnten. Halbwachend, halbschlafend sagte er in diesen Träumen zu sich selbst: Wie gern gibt der Junker das Mehl, die Milch und das Holz, das eine solche Stube fordert, für die Unmündigen seines Volks! Er sagte am Morgen nach dieser schlaflosen Nacht selbst, es sei ihm in diesem staunenden Träumen über die möglichen Folgen seines Thuns zu Sinn gekommen, eine solche Noth- und Hülfskinderstube für die armen Leute, die wegen ihres Taglohns oder wegen ihrer Frohndienste den Tag über ihre Wohnstuben verschließen müßten, würde kaum den zehnten Theil so viel kosten, als ein mit einigen Pferdezügen wohlbestellter herrschaftlicher Stall und kaum soviel als eine gut besetzte Jagdmeute einen halbarmen Edelmann kostet. Er sah den Umfang der Folgen, die eine solche mütterliche Besorgungsstube auf Bonnal und auf jedes Dorf, darin dieselbe gut eingerichtet würde, haben müßte, und war zum Voraus des Eifers versichert, mit dem Therese, die Frau Pfarrerin,

Gertrud und die vereinigte sonntägliche Gesellschaft sich dieser Kinderstube annehmen würden. Er träumte sich dann auch neben dieser Stube noch eine zweite, darin er den vorgerückten Knaben seiner Schule, eben wie den Mädchen, Gelegenheit geben könne, den männlichen Dorfkindern dieser Stube zur allmählichen Entfaltung derjenigen Fertigkeiten behülflich zu sein, die eine größere Anstrengung der Kräfte erfordern und für die männliche Erziehung nothwendig sind. Hauptsächlich aber erhob es sein Herz in dieser schlaflosen Nacht, dem Gedanken nachzuhängen, wie er durch seine Schule dahin gelangen könne, Kinder, die ihr Schöpfer mit ausgezeichneten Talenten versehen, zum Selbstgefühl ihrer Kräfte zu erheben und dahin zu bringen, alles Mögliche zu versuchen, sich zu einer ihren Anlagen angemessenen Ausbildung, Lebenstüchtigkeit und Lebensthätigkeit fortzuhelfen. Er stellte sich die Menge der ihm bekannten Beispiele vor, wie einzelne von Gott mit vorzüglichen Talenten begabte Menschen in verschiedenen Ständen und Berufen es so oft dahin gebracht, ihrem Vaterlande und ihren Mitbürgern zum hohen Segen zu werden und ihnen selbst noch nach ihrem Tode bleibende Denkmäler einer edeln und wunderbaren Anwendung ihrer vorzüglichen Talente zu hinterlassen. Es jammerte ihn, zu sehen, wie sehr diese Aufmerksamkeit auf solche vorzügliche Talente im Volk, und besonders in der hülfsbedürftigen Tiefe des niedern Volks in unsern Tagen allgemein mangle und wie wenig in seinem Vaterland gethan werde, um solchen Individuen eine Ausbildung ihrer von Gott empfangenen ausgezeichneten Gaben, für den Gebrauch und die Anwendung derselben zum Dienst Gottes zu verschaffen. Es war seine Ueberzeugung, daß solche Individuen wegen ihrer ausgezeichneten Gaben von der Menschlichkeit und Menschenfreundlichkeit ihrer Mitbrüder von Gotteswegen und also mit Recht eine Handbietung zu erwarten hätten. Um so mehr erhob es sein Herz, in den sichern Resultaten seines Thuns tiefe, wesentliche Hülfsmittel hierzu zu finden und vorauszusehen, wie gewiß es ihm bei dem Interesse, welches Arner, Bylifsky und durch ihn so mehrere edle und

gebildete Männer der Hauptstadt an seinen Bestrebungen nehmen würden, leicht sein müsse, sich ein paar hierzu fähige junge Männer zu verschaffen, die mit ihm vereinigt dahin arbeiten würden, einige ganz ausgezeichnete talentreiche Knaben und Mädchen ihren Talenten gemäß zum Dienst des Vaterlandes weiter zu führen und vorzüglich zu Erziehern und Erzieherinnen zu bilden, und zwar sie dahin zu bringen, daß sie auf der einen Seite als Beispiele vollendet gebildeter Fertigkeiten des häuslichen Lebens dastünden, auf der andern Seite zu einer hohen Reife in allem dem gelangten, was sie in Rücksicht auf elementarische Geistes- und Kunstbildung für ihre Bestimmung zu wissen und zu können nothwendig hätten. Er glaubte in diesem Traum die Anbahnung einer wesentlichen Volkshülfe zu finden, deren wir nach seiner Ansicht dringend bedürften, die ihm aber auch nach eben dieser Ansicht auf keine andere Weise zu erzielen möglich schien. Er faßte in diesen Traumstunden besonders den Gesichtspunkt ins Auge, daß alle Grundsätze der Menschenbildung und alle Fortschritte der Erziehungskunst umsonst, daß sie wie in den Tag hinein gegeben seien und wie in der Luft dastünden, so lange nicht Anstalten da wären, in denen eine bedeutende Anzahl von Jünglingen und Mädchen zu einer vollendeten Kenntniß und Ausübungs-Kraft des ganzen Umfangs der ächten Grundsätze der Menschenbildung und der vollendeten Mittel der Erziehungskunst erzogen und gebildet würden. Die Erreichung dieses Ziels schien ihm um so wichtiger, da nach seiner Behauptung im ganzen Umfang dieses Welttheils, in welchem für die Erlernung jeder Wissenschaft und jedes auch noch so unbedeutenden Erkenntnißfaches fast zahllose und gewiß viel überflüssige Anstalten, Lehrmittel, Methoden und Lehrstühle dastünden, hingegen für eine mit praktischen Uebungen verbundene Erziehung, die sich auf die reellen Fundamente der Volksbedürfnisse und auf die tiefern Rechtsansprüche der Menschennatur gründe, sehr wenig Lehrstühle, und in seinem Vaterlande gar keine aufzufinden seien.

Dieser Umstand schien ihm um so wichtiger, weil bei

der allgemeinen, auf's Aeußerste getriebenen Verfeinerung unsrer Civilisationsverkünstelung und dem mit demselben so innig verwobenen Uebergewicht der thierisch sinnlichen Tendenz unserer Natur über unsere sittliche und geistige Kraft in dem guten Zustand der Volksbildung das einige allgemeine und tief genug wirkende Mittel gegen dieses böse Uebergewicht zu suchen und zu finden sei. Er glaubte nämlich, dieses Uebergewicht der thierisch-sinnlichen Tendenz unsers Seins und Thuns sei nicht blos innig mit diesem Raffinement unserer Verkünstlung verwoben, sondern gehe mit der ganzen Kraft seines tief greifenden Verderbens wesentlich von demselben aus und sei in den allgemeinen sittlichen, geistigen und Kunstzustand unsers Geschlechts so eingreifend, daß unter diesen Umständen selber alle wissenschaftliche und Kunstbildung unsers Geschlechts, mit dem ganzen Umfang ihrer Anstalten, Lehrmittel, Lehrstühle und Methoden zu allgemein mißbrauchten Dienstmitteln unsers Verkünstlungsverderbens herabsinken und seiner thierisch-sinnlichen Tendenz unterliegen müsse. Er war überzeugt, daß es nur durch eine tief in das Wesen der Menschennatur eingreifende und die Reinheit und Höhe unsers innern göttlichen Wesens mit tiefer Kraft ergreifende und belebende, höhere Erziehungskunst und Nationalbildung möglich gemacht werden könnte, der offenbar immer wachsenden Tendenz unsers Zeitgeschlechts zum Uebergewicht unserer Sinnlichkeitsansprüche über unsere sittlichen und geistigen Anlagen Schranken zu setzen.

74. Läßt sich das Ministerium des Erziehungswesens und des öffentlichen Unterrichts mit dem Kriegsministerium und demjenigen der Finanzen und der Polizei vergleichen? Und wenn das nicht der Fall ist, wo liegt die Ursache davon? Liegt sie in der Menschennatur, liegt sie im Erziehungswesen? Oder wo liegt sie?

Er sagte in diesen Träumerstunden, das Dasein eines Erziehungsministeriums, das bald in keinem Staat von Europa mehr mangelt, beweist, daß man diese wahre Lage der Dinge, wenn man sie auch nicht vollkommen deutlich einsieht, doch anfängt zu ahnen. Dieses Ministerium steht in seinen äußern Formen allenthalben da, wie wenn die Angelegenheiten der Menschenbildung und der Volkserziehung in allen Reichen eben wie die Angelegenheiten der Armee, der Finanzen und der Polizei vom Thron aus bis in die niedersten Hütten hinab in ihrem Geist und in ihrer Wahrheit organisirt, constituirt und in Einsicht, Kraft und Mitteln soweit in Ordnung gebracht dastünden, als es die wesentlichen Zwecke eines solchen Ministeriums erfordern. — So sollte es freilich allenthalben sein; ob es aber wirklich so ist, das weiß ich nicht. Ich kenne nur die Verhältnisse in unserm Herzogthum, aber ich darf in Rücksicht auf dieses Land, so wie auf jeden, auch mir unbekannten Staat dennoch aussprechen: Ein Ministerium der Erziehung in einem Reiche, in dem keine einzige, der Erforschung und Erziehungskunst geweihte Anstalt und kein einziger öffentlicher Lehrstuhl dieser Wissenschaft zu finden ist, steht wie ohne Hände und Füße da und muß in jedem Falle diesen Mangel an Händen und Füßen um so tiefer fühlen, als es mit guten Köpfen besetzt ist und einen reinen, guten Willen und wahre Liebe zum Volk hat.

Fortdauernd in diesem Traumgesicht herumschweifend,

stand ihm klar vor seinen Augen, wie sehr die Erzielung seiner Ahnungen, Hoffnungen und Aussichten für die Verbesserung des häuslichen Zustandes des Volks von der allgemeinen Errichtung von Bildungsanstalten für Erzieher und Erzieherinnen angebahnt, befördert und gesichert werden könne. Das Bild einer solchen Anstalt erhob sich in ihm zu einer Lebendigkeit, die ihn fast verschlang. Er hielt beinahe dafür, der ganze Weltsegen der Kultur concentrire sich in dem, was durch diese Idee erzielt werden könne. Alle andern Gedanken verschwanden jetzt beinahe in ihm vor dem Wunsche, von dem seine Seele erfüllt war, sich Licht zu verschaffen über das, was solche Anstalten brauchen, voraussetzen und nothwendig haben, sowie auch über das, was sie, wenn sie dieses alles besäßen, leisten könnten.

75. Bettelei, Reichthum und Mittelstand in Beziehung auf den Lehrstand, mit dem Resultat: In medio tutissimus ibis.

Ein Gedanke, der ihm über diesen Gegenstand vor allen wichtig schien und ihn sehr beschäftigte, war dieser, die Zöglinge solcher Anstalten müßten aus dem in unsern Tagen so sehr zurückgesetzten, leidenden, verarmten und hie und da selbst beinahe zur Entehrung versunkenen Mittelstande genommen werden. Große Lebenserfahrungen hatten ihn überzeugt, das Personal zu solchen Lehrern und Lehrerinnen finde sich nicht leicht in irgend einem andern Stande. Er mußte zu sich selber sagen, der eigentliche Bettler habe allgemein eine große Neigung, mit jedem Almosen, das man ihm gibt, so geschwind als möglich davon zu laufen und den Mund voll zu stopfen und hinunterzuschlucken, und zwar in einem Winkel, der ihm hierzu am bequemlichsten scheine. Er fand überhaupt, daß das Bettelvolk im Allgemeinen die Wohlthaten, die es bekommt, sinnlich selbstsüchtig und als zu nichts weiter führenden Augenblickserquickungen mißbraucht, und hinwieder, daß dieses Volk

im Allgemeinen weder Ehrliebe, noch Selbstüberwindung, noch irgend eine Art von menschlichem Höherstreben in sich selbst trage. Schon das sieben-, achtjährige Bettelkind, mußte er zu sich selber sagen, trägt gemeiniglich einen äußerst fruchtbaren Samen der niederträchtigsten Selbstsucht, des Neides, der Falschheit, der Gierigkeit und Gewaltthätigkeit, kurz des Sanscülottismus in der innersten Tiefe seiner selbst. Diese Erfahrungen überzeugten ihn also, daß das Personal zu solchen Erziehern und Erzieherinnen durchaus nicht in der niedrigsten Tiefe des Volks gesucht werden müsse.

Aber ebenso zwangen ihn große und lange Erfahrungen seiner Lebenstage, es auch geradezu auszusprechen: Das Kind des Reichen, das im Verkünstlungsverderben der Zeit, der thierisch-sinnlichen Tendenz unserer Natur unterliegend, die Mittel, die der Reichthum, diese thierisch-sinnliche Tendenz zu befriedigen, an die Hand gibt, von der Wiege auf kennt, fühlt, und sich dadurch gütlich zu thun gelernt hat, ist trotz der seiner äußern Erscheinung nach großen Verschiedenheit vom Bettelkinde dennoch in seinem innersten Wesen mit ihm auf eine Weise gleichgestimmt, die wegen des äußern Anscheines der Ungleichheit beim ersten deutlichen Erkennen der Sache Erstaunen erregt. Die Kinder der Reichen, auch diejenigen, von denen man es eigentlich gar nicht sagen kann, daß sie der thierischen Tendenz unserer Sinnlichkeitsverkünstlung eben besonders unterlegen, sind im Allgemeinen der Selbsthülfe, der ausharrenden Anstrengung und der anhaltenden Thätigkeit und Ueberwindungskraft nicht gewohnt, welche bei Kindern, die mit vernünftiger Hoffnung eines gesegneten Erfolgs zu Erziehern und Erzieherinnen und besonders zu Volkserziehern und Volkserzieherinnen sollen gebildet werden, vorausgesetzt werden müssen, so daß deren Bildung für diesen Zweck schon zum Voraus als verfehlt angesehen werden muß. Dazu kommt noch, daß von den in den Zeitgeist unsrer Verkünstlung eingeweihten reichen Eltern unter hundert, neun und neunzig zu schwach und zu verblendet sind, um, wenn

sie auch ein Dutzend Kinder hätten, ein einziges derselben einer Anstalt anzuvertrauen, die solche Ansprüche an das Recht der Erziehung und der Erzieher machen würde. Es ist sicher, von hundert solchen Eltern würde nicht ein einziges Paar sich dahin erheben können, zu denken und zu glauben, daß in einer solchen Anstalt für ihr Kind ein Heil zu suchen sei.

---

76. Fernere Belege von der Wahrheit des Wahlspruchs: In medio — und seine Anwendung auf die Möglichkeit der Anbahnung und Durchführung einer ernst und redlich gemeinten Volkserziehung und Nationalcultur.

Von dieser Ansicht ergriffen, sprach er in dieser Traumnacht mit Lebendigkeit aus: Im Mittelstande ist Kraft; im Mittelstand muß man suchen, was Kraft will und was Kraft hat, und dachte sich die Möglichkeit, durch Bildungsanstalten, in denen aus diesem Stand ausgesuchte Kinder von ausgezeichneten Geistesgaben und Herzensanlagen zu Erziehern und Erzieherinnen gebildet würden, eine wohlthätige und erhebende Rückwirkung auf diesen Stand selber anzubahnen und durch den Umfang der Bildungsmittel, die sich aus solchen Anstalten ergeben würden, dem fürchterlichen Zustand dieses in so vielen Staaten bis zum Verschwinden versunkenen Standes wieder aufzuhelfen.

Dieser Gesichtspunkt war ihm unaussprechlich wichtig. Er wußte, daß der Mittelstand von jeher als der Kern aller Staaten und aller Staatskraft angesehen worden ist, und wenn je Jemand von der Wahrheit dieser Ansicht überzeugt war, so war er es, und fand zugleich das Bedürfniß, dem weitern Versinken dieses Standes in unserm Welttheil wesentlich, kraftvoll und ohne Säumniß Einhalt zu thun, um so dringender, je mehr er überzeugt war, daß er seit der Entstehung der Staaten dieses Welttheils noch nie so tief gesunken war.

Mitten in dem Traumgesicht dieser Nacht, die ihn so weit über die Grenzen seiner Kraft und über das Ziel seines Lebens hinausführte, war seine Ueberzeugung fest, und er sprach sie mit klarem Bewußtsein aus: Eine Volksbildung, die aus Erziehungsanstalten hervorgehen würde, die in der Einfachheit der Wohnstube der Gertrud zu einer kraftvollen Ausbildung der Fertigkeiten des häuslichen Lebens hinstrebend, genugsame Mittel zu einer naturgemäßen, psychologisch tief gegründeten Entfaltung der menschlichen Geistes- und Kunstkräfte in sich selber vereinigen, würde wahrlich in jedem Lande Resultate hervorbringen, die vorher unerreichbar und ganz unglaublich scheinen würden. Ich bin indessen überzeugt und spreche es mit unbedingter Zuversicht aus, die Anbahnung einer solchen Volksbildung würde vor Allem dem jetzigen Nothstande am allervorzüglichsten abhelfen. Sie würde ohne Widerrede dahin wirken, daß der stille, häusliche Berufssegen durch die heilige Vereinigung des Betens und des Arbeitens in den Wohnstuben des Volks wieder einen neuen, einen bessern und reinern Boden erhalten würde, als er sich jetzt im Allgemeinen zu rühmen haben mag. Die Grundsätze, Bestrebungen und Einrichtungen, die zu einer solchen Volksbildung hinführen, werden allgemein dahin wirken, daß der Mann und das Weib wieder mehr, als es jetzt den Anschein hat, mit innerer Erhebung ihren Vaterstolz und ihren Muttersegen in der Ausübung ihrer Vaterkraft und ihrer Muttertreue suchen und finden, so daß sie ihre tägliche Berufsarbeit und ihre täglichen Freuden als einen Theil ihrer Vatersorge und ihrer Muttertreue anerkenneten und sich dadurch gesegnet, geheiligt und befriedigt fühlten. Sie würden es dann für einen Fluch ihres Lebens ansehen, wenn sie durch die Modelustbarkeiten dieser Zeit gleichsam aus ihrem Hause getrieben würden und dieselben gleichsam hinter dem Rücken ihrer Kinder suchen müßten, die ihnen dann nur Hindernisse ihrer Vergnügungen wären.

Es ist unstreitig, eine solche Anbahnung der Volksbildung würde dahin wirken, die Kräfte des häuslichen Lebens zur sittlichen, geistigen und Kunstbildung des Volks

zu stärken und die Väter und Mütter des Landes fähiger zu machen, ihren Kindern vom Morgen bis zum Abend mit Rath und That wirklich beizustehen und in ihrem Thun und Lassen einen wahrhaft bildenden Einfluß auf sie zu haben.

Es ist unstreitig, eine solche Anbahnung der Volksbildung würde dahin wirken, die wahre Herzens-, Geistes- und Kunstbildung des Volks allgemein zu machen. Sie würde dahin wirken, ihren eigentlichen Samen, die Anfangsmittel der Kraftentfaltung unsers Geschlechts in seinen natürlichen Boden zu versetzen und in die Hand der Mutter zu legen. Sie würde die Kraft des Volks, seine Anlagen im Kreis der Seinigen zu gebrauchen und sich im Kreis der Seinigen in allen Bedürfnissen selber und selbstständig helfen zu können, im Volk allgemein beleben und millionenfach erhöhen. Sie würde den, für das häusliche Leben jetzt allgemein schlafenden Volksgeist wieder aufwecken und die in dieser Rücksicht eben so sehr erlahmte und immer mehr erlahmende Volkshand in Millionen Menschen wieder stärken und aus dem Zustand ihrer Erlahmung zu der alten Kraft der sich in Vater, Mutter und Kindern vereinigenden, häuslichen Selbsthülfe erheben. Sie würde den Umfang der menschlichen Kräfte und Anlagen nicht blos innerlich beleben, sondern auch äußerlich ins Leben setzen, d. i. zum aktiven Dienstmittel des häuslichen und öffentlichen Segens unsers Geschlechts erheben.

Sie würde beides, die geistigen und mechanischen Fundamente aller Erwerbsmittel des Volks weit tiefer und allgemeiner begründen, als sie jetzt begründet vor unsern Augen stehn.

Diese Bildung würde die Kräfte und Anlagen der Menschennatur zu Fertigkeiten ausbilden, die dann in den Dienst des häuslichen und öffentlichen Lebens je nach Bedürfniß treten und hier ihre Anwendung finden könnten. Durch eine solche innere solide Begründung dieser Anwendungsfertigkeiten würde sie wesentlich dahin wirken, daß der Abrichtungselendigkeit ein Ziel gesetzt würde. Durch das Ver-

künstlungsverderben sind wir in den ländlichen und bürgerlichen, klein- und großstädtischen, kaufmännischen, militärischen, bureaulistischen Verhältnissen zum Routineleben, zur Handwerksmäßigkeit herabgesunken, so daß wir in veränderten Lebenslagen uns nicht mehr in eine neue Form der Thätigkeit finden können, als diejenige ist, in der wir von Jugend auf gewöhnt sind, unsern Tabak zu rauchen und unsere Mittagssuppe zu essen.

Eine solche Anbahnung zur Volksbildung würde endlich in Rücksicht auf den Staatszustand unserer Zeit, auf unsere Finanzen und ihren allgemeinen Boden, unsere Landesindustrie, unfehlbar einen großen, wohlthätigen Einfluß haben. Wir können uns nicht verhehlen, unser Staatswesen steht jetzt in Rücksicht auf seine sittlichen, geistigen und physischen Fundamente in unserm Welttheil auf einem so schwankenden Fuß*) und in Rücksicht auf seine Resultate so in den Lüften, daß es kein Wunder ist, wenn sich die öffentliche Meinung unsrer Zeit über diesen Gegenstand so verwirrt ausspricht, als dieses einst beim babylonischen Thurmbau der Fall war. Gewiß aber ist, die Anbahnung einer psychologisch begründeten Nationalcultur würde ihrer Natur nach nothwendig zu Resultaten führen, die auf die materiellen Fundamente des Staatslebens, Ackerbau, Industrie und Handel den wohlthätigsten Einfluß ausüben würden.

Sie würde nothwendig dahin wirken, den Geist der bürgerlichen Thätigkeiten, der dem innern Segen derselben zum Grund liegt und auf der einen Seite vom Kopf und der Hand, auf der andern Seite aber vom Herzen des Menschen ausgeht, zu begründen und zu stärken. Sie würde ihnen dadurch ein tieferes Fundament verleihen, als sie es in unserer durch Verkünstelung und Abrichtung von dem Gange der Natur so weit abgewichenen Zeit haben.

Diese psychologisch begründete Nationalbildung würde aber nicht blos auf die Ausbildung der Denkkraft und auf

*) Man muß bedenken, daß diese Worte um die Zeit der französischen Revolution und der ihr folgenden allgemeinen Umwälzung der staatlichen Verhältnisse geschrieben sind.

die äußere Ausbildung der Sinne und Glieder, sondern auch auf das Herz der Menschen einen segensreichen Einfluß ausüben, dessen Ansprüche jedenfalls höher sind, als die der logischen Kraft, oder des Augenmaßes, oder der Hand. Durch eine solche Bildung würde das Volk dazu erhoben werden, alle Erwerbszweige zugleich unter dem höhern Gesichtspunkte, als Mittel zu seiner eignen persönlichen, sittlichen, geistigen und häuslichen Festigkeit ins Auge zu fassen zugleich mit Rücksicht auf sein ganzes Hauswesen, seine Kinder und Kindeskinder. So würden die Erwerbsquellen zum Segen des Landes eine höhere, sittliche Bedeutung erhalten, indem die Menschen sich bestreben würden, sich dadurch den wahren Haussegen, das ist ein stilles, selbstständiges, gesichertes häusliches Leben zu verschaffen. Der Erwerb wäre dann nicht mehr ein bloses Geldspiel, wobei man trotz eines äußerlichen Flores in immer größerer Sinnlichkeitsverwilderung versinkt, sondern er würde zum wahren Segen des Landes gereichen.

---

77. Glülphi will sich über den Mittelstand im Lande nicht täuschen. Er findet ihn nicht in der Notabilitätsarmseligkeit, er findet ihn nicht im Dienststand: er findet ihn in Werkstätten und Wohnstuben, in denen die Berufswerkzeuge, die Bibel und die Nachtlampe neben einander stehen und Väter wohnen, denen der Haussegen alles, eitle Ehre nichts und denen böse Gewalt ein Dorn in den Augen ist.

Noch immer von diesen Ansichten begeistert und hauptsächlich von dem Einfluß ergriffen, den psychologisch tiefgreifende Anstalten zur Bildung von Erziehern und Erzieherinnen auf die Wiederherstellung des Mittelstandes haben müßten, konnte Glülphi nicht aufhören, diesen Gesichtspunkt von allen Seiten ins Auge zu fassen. Ich folge seinen Nachforschungen Schritt für Schritt. Er sagte zu sich selber: Um ins Klare zu kommen über die Wiederherstellung

dieses Standes müssen wir zuerst fragen, wer dieser Mittelstand sei und worin die Kraft, die ihn zum Segen des Landes macht, bestehe, so daß er in allen einfachen und glücklichen Zeiten als der Kern des Landes angesehen wurde. — Offenbar sind es die, den innern Segen des gesellschaftlichen Lebens begründenden und sicherstellenden, sittlichen, geistigen und physischen Kunst-, Berufs- und Erwerbsthätigkeiten, die in diesem Stande mehr als in einem andern vorliegen, und durch die er, sowohl auf die über ihm stehenden, höhern Stände, als auch auf das unter ihm stehende, gemeine Volk wohlthätig und bildend einwirkt, warum er als der Kern der Staaten angesehen wird.

Es ist also durchaus nicht der Besitz eines bescheidenen Grundeigenthums oder eines mittelmäßigen Vermögens, was diesem Stande seinen Einfluß verschafft, noch weniger ist es ein mittlerer Grad von Ehrenstellen, die er inne hätte, es ist einzig die innere sittliche, geistige und Kunstkraft, die diesem Stande eigen ist, aus der der Segen für das Land hervorgeht. In diesem Erwerbsstande, dem ländlichen sowohl als dem bürgerlichen, fühlt der Mensch seine Kraft und seinen Werth, und es bildet sich hier ein gewisses Selbstgefühl und eine vom Vater auf den Sohn forterbende Ehrenfestigkeit aus, die ihm die Achtung auch seiner Umgebungen verschafft. Der Mangel überflüssiger, die Anstrengung der Kräfte entbehrlich machender Hülfsmittel, verbunden mit dem Besitz genugsamer Mittel zur Betreibung seiner Erwerbs- und Berufsgeschäfte führen diesen Stand auf eine Weise zum Besitz innerer Kräfte für die Zwecke seines Lebens, die geeignet sind, diese Kräfte täglich und stündlich zu vermehren, wodurch denn dieser Stand in den Besitz von einer Schatzkämmer innerer und äußerer Kräfte gelangt, deren thätiges Kapital Geist, Leben, Kraft, Gewinn und Segen zu verbreiten geeignet ist.

Darum kann der Mann des Mittelstandes mit dem fünfzigsten bis sechzigsten Theil des Vermögens, wenn er im Geist und in der Kraft des bürgerlichen Mittelstandes damit arbeitet, reell mehr erzeugen, als ein anderer mit

seinem fünfzig bis sechzig mal größern Kapital, weil der Geist und die Kraft der Mittel, die er hierzu braucht, ewig nicht der Geist und die Kraft des Ueberflusses und des Reichthums werden kann. Der Geist des wahren und gebildeten Mittelstandes ist erzeugend und schöpferisch, der Geist des aufgedunsenen Reichthums ist entweder gedankenlos, zerstreuend, vergeudend und verschwenderisch, oder er ist kleinlich sparend, ins todte Grab hineinsammelnd und knauserisch zusammenraffend.

Wäre der schöpferisch erzeugende Kraftgeist des ächten Mittelstandes dem Reichthum und dem Ueberfluß eigen, die Staaten würden in die Arme der Millionärs fallen und darin verschwinden, wie ein im Innersten seiner Felsen gespaltener Berg ins niedere Thal hinabfällt und darin verschwindet. So aber und sintemal sie diese Kraft nicht haben, so bleiben sie, einige Nebendinge, die denn doch auch noch ihr Gutes haben können, abgerechnet, beim Fliegenlassen oder beim Zusammenlesen ihres Geldes und ihres Gutes dennoch gute Kinder des Staats, insonderheit wenn jeder von ihnen mit seiner Million allein bleibt und nicht ihrer viele mit denselben auf irgend einer Börse zu einem gemeinsamen Zweck zusammenkommen.

Es ist indessen wichtig, daß wir diese Ansicht von dem wahren, innern Wesen des Mittelstandes fest im Auge behalten und uns nicht verführen lassen, diesen Stand irgendwo zu suchen, wo ihm die Mittel zu der Kraftbildung, aus welcher er allein hervorzugehen vermag, mangeln, und besonders, daß wir uns nicht durch den äußern Schein verblenden lassen, den in unsern Tagen ins Unendliche aufgeschwollenen höhern, mittlern und niedern Dienststand als diesen Kern der Staaten, als den Mittelstand anzusehen; im Gegentheil, dieser so in Abhängigkeit lebende, consumirende und nichtserwerbende, unselbstständige, und durch den Luxus und unverhältnißmäßige Genüsse innerlich abgeschwächte Dienststand, den unsere Väter in seiner gegenwärtigen Gestaltung nicht nur nicht gekannt, sondern auch nicht denkbar und nicht möglich geachtet hätten, ist eine von den

großen, mitwirkenden Quellen des täglich mehr wachsenden Verschwindens des wahren Mittelstandes. Dieser wenigstens in verschiedenen Unterabtheilungen sittlich, geistig, häuslich und bürgerlich oft so ungebildete, höchstens zu einem einseitigen Dienst und nicht selten auch nur zu einer einseitigen Dienstgrimace abgerichtete Stand ist, ob er wohl in den äußern Formen der Ehre und in sinnlichen Lebensgenüssen und allem ihrem Spielwerk dem Zeitverderben der obern Stände nahe und in Ehre und sinnlichen Lebensgenüssen die niedern Stände überragt, um deswillen durchaus nicht als der Mittelstand des Landes anzusehen; im Gegentheil, die Quellen der Vergiftung des wirklichen Mittelstandes gehen wesentlich von dem Verderben des über alle Maßen angeschwollenen Dienststandes hervor.

Aber wir kennen leider den wirklichen Mittelstand, der allein als der Kern des Landes ins Aug gefaßt werden kann, kaum mehr. Wir kennen die Nationalsitten nicht mehr, aus denen er sich entfaltete. Wir kennen den religiösen Geist nicht mehr, der ihn heiligte. Wir kennen den Rittergeist nicht mehr, der ihn ehrte und schützte. Wir kennen den Bürgergeist nicht mehr, der ihn bildete. Er mußte verschwinden. Er ist nicht mehr da, der segensvolle Mittelstand des Landes. Seine Kraft mangelt allenthalben, wo wir nur immer hinblicken. Sie zeigt sich nicht mehr in den Rathstuben unsrer Städte. Sie zeigt sich nicht mehr in den Gemeindeversammlungen unsrer Dörfer. Oder wo ist sie? In welchem Winkel des Landes zeigt sich seine Würde und seine Kraft? Wo findest du die im Mittelstand ausgezeichneten Volksmänner der Vorzeit, die am Tag der Noth und Gefahr wie Felsen im Land dastanden und mit Gut und Blut zur Sache Gottes, zur Sache des Vaterlandes, zur Sache des Fürsten, zur Sache der Ruhe, der Ordnung, des Rechts und der Wahrheit, zur Sache der Wittwen und Waisen, zur Sache der Barmherzigkeit und des Mitleidens standen, sich hingaben und aufopferten und in diesen Tagen der öffentlichen Noth und der öffentlichen Sorgen Gehör fanden und Achtung und Dank, beides beim

Fürsten und beim Volk, und die dann wieder in den glücklichen Tagen eines beruhigten Zustandes im Lande ihr stilles, häusliches Geschäft unbemerkt mit gesegnetem Fleiß in ihren Wohnstuben trieben und keinen weitern Einfluß im Lande suchten, als denjenigen, den ihnen die öffentliche Achtung ohne ihr Zuthun gewährte? Wo sind sie, diese Männer des Mittelstandes, die mit solchen Kräften für das öffentliche Wohl keinen Einfluß im Lande suchten, als den, zu dem sie das öffentliche Zutrauen im Land hinrief? Diese Männer, die zwar in ihren Wohnstuben nicht gern regiert sein wollten, aber auch außer denselben nichts zu regieren und auf keine Weise eine Kuh im Land zu melken suchten, die sie nicht vorher redlich gekauft und bezahlt hatten, wo sind sie? Wo sind diese Männer des Mittelstandes, die der krumme, böse und schlechte Mann im Lande, wenn er auch äußerlich höher stand als sie und selber in seinem Unrecht höhern Schutzes sicher war, dennoch um der öffentlichen Meinung willen scheuen und fürchten mußte, daß er in tausend Fällen nicht thun durfte, was ihn gelüstete? Wo ist der Mann, von dem die Wittwe, der Waisling und der Schwache und Bedrängte ausspricht: „So lange dieser Mann in unsern Mauern, in unsrer Gemeinde lebt, wird mir nichts Böses begegnen, er wird mich gegen jedes Unrecht schützen und sichern?" —

Ich weiß nicht, ob ich sagen soll, das Verschwinden solcher Männer ist die Ursache des verschwundenen Mittelstandes, oder der verschwundene Mittelstand ist die Ursache des Verschwindens solcher Männer. Genug, dieser Stand ist verschwunden, diese Männer sind verschwunden. Unsere Bürger, unsere Volksmänner, wie sie als schützende Felsen der Ehre, des Rechts und des Segens ihrer Städte und ihrer Dörfer gerecht und still und fromm, aber mächtig in Kraft und That unter uns dastanden — unser Mittelstand ist in unserer Mitte verschwunden.

Und was ist hier zu thun? — Offenbar, sagte Glülphi zu sich selber, offenbar lenken unsere Staaten durch den Verlust unsers Mittelstandes zur allgemeinen Abschwächung,

beides, der obern und der untern Stände; und wir gehen dadurch einem allgemeinen Einflusse des Reichthums entgegen, der unabhängig von der Kraft oder Kraftlosigkeit des Mannes, in dessen Hand er sich befindet, allgemein im ganzen Land als der einzige nervus rerum angesehen und angebetet werden wird.

Die Geschichte und Erfahrung sagt uns, daß alle Großreichen, die nichts als das sind, immer von einer bedeutenden Anzahl von Menschen umgeben sind, die alles Erwerbes und aller Realverdienste unfähig, aber durch eine Scheinbildung in Alltagskenntnissen, im Tanzen, Reiten, Spielen, und allenfalls in den Kenntnissen der Koch- und Putzmacherkunst sich zu einem Grad von Bettlernotabilität erhoben. Es ist notorisch, daß die Großreichen aller Staaten, die nichts als das sind, die Scheinbildung einer solchen Bettlernotabilität begünstigen und auf solche Art gebildete Menschen in ihr Gefolg nehmen, ihnen den Eintritt in ihre Häuser erlauben und sie an den Spielwerken der Vergeudung des öffentlichen und Privatvermögens Theil nehmen lassen, wodurch sie diese Leute in den Stand setzen, mit dem vom Hochreichthum auf gleiche Art begünstigten, ins Ungeheure angeschwollenen Dienststande im Land vereinigt ein Blendwerk eines Mittelstandes aufzustellen, der kein Mittelstand ist, und im Gegentheil, ich möchte sagen, mit jedem Athemzug, den er thut, die Kräfte des wahren Mittelstandes aushaucht, vergiftet und, also zugerichtet, in der Luft verschwinden macht und endlich die öffentliche Meinung von dem, was diesen Stand wahrhaft ausmache, bald zu einer blosen Idee herabwürdige, die nirgend in der Wahrheit bestehe, sondern nur in den Köpfen von Philosophen und Träumern ausgeheckt worden.

Glülphi hing dieser Ansicht einen Augenblick mit Wehmuth nach, warf wieder einen Blick auf seine Schule und auf seine Traumnacht und sprach dann mit der Kraft der entschlossenen, innern Ueberzeugung das Wort aus: Es kann geholfen werden, es kann dennoch geholfen, der Mittelstand kann in seiner Kraft und in seiner Wahrheit wieder herge-

stellt werden, und zwar durch Mittel, deren Keime in meiner Schule offen vorliegen und deren sicheres Wachsthum in meiner Traumnacht offen vor meinen Augen lag. Aber wenn's geschehen soll, so kann es nur durch Zeit und Geduld erzielt werden, und was in zehn und mehr Jahren für diesen Zweck geschehen kann, darf nur als Vorbereitung und Anbahnungsmittel von Hoffnungen und Ahnungen in dieser Beziehung angesehen werden. Das, was jetzt von einzelnen Menschen und selber von guten Herrschaftsherren, wenn sie in einer so vortheilhaften Lage sind, als Arner, geschehen kann, ist unter den Umständen und in der Lage, in der die Welt jetzt ist, wie ein Tropfen süßes Wasser, den man in ein gesalzenes Meer schüttet; doch wenn einem nichts mehr zu Gebote steht, muß man sich mit diesem Wenigen begnügen und in jedem Falle müssen die Anfänge zu einem diesfälligen Ziel durch Mittel angebahnt werden, die denen gleich sind, die Arner hiefür versucht. Indessen bin ich doch für die Zukunft nicht ohne Hoffnung. Wenn Bylifsky ganz ist, was ich ahne, und Glück hat, wie ich hoffe, so kann er vielleicht mit der Zeit kleinere und größere Bäche in das Salzmeer hineinlenken, in das wir jetzt nur einzelne Tropfen hineinzuschütten vermögen.

---

78. Er stieg durch sein Herz und nicht durch seinen Kopf auf die Höhen seiner Menschlichkeit.

Glülphi vergaß schon an demselben Morgen, sobald er in seine Schule hineintrat, seinen Traum, die Welt und alles Dichten und Trachten nach Welt- und Volksverbesserung. Er war wieder mit Leib und Seele der Schulmeister, der nur den Augenblick vor sich sah, in dem er jetzt als Vater und Lehrer in der Mitte seiner Kinder dastand. Er lebte ganz in diesem Augenblick der Gegenwart. Die Vergangenheit war, wie der Traum der Zukunft, der die Nacht vorher seine ganze Seele erfüllte, verschwunden. Er sah wieder nur seine Kinder. Ihr Dasein verschlang ihn jetzt

in diesen Pflichtstunden seines Lebens, wie wenn außer seinen Kindern neben ihm keine Welt wäre. O könnte ich doch die Kraft seines jetzigen Schulmeisterlebens schildern, wie sie wirklich war! Sie bestand wesentlich in der wachsenden Aufmerksamkeit auf jedes einzelne Kind, denn wahre Menschensorge ist individuell; Götter mögen das Ganze, Götter mögen die Welt besorgen; der Menschen Sorge für den Menschen ist Individualsorge und das Christenthum ist Heiligung dieser Individualsorge, indem es den einzelnen Menschen als einzelnen, ohne alles Begleit und ohne Zugabe in die Arme seines Vaters hinführt und dem Herzen seines Erlösers nahe bringt. —

Wie das edelste Weib in dem Augenblicke, wenn es seinen Säugling an die Brust legt, nicht denkt, daß es noch ein anderes Kind habe, aber wenn sein Bruder auch nur mit einem kleinen Schmerz am Finger zu ihr hinspringt, den Säugling bei Seite legt und nicht mehr an ihn denkt, bis es den Finger des Bruders mit mütterlicher Zartheit verbunden und er dankend und zufrieden wieder von ihr wegspringt: also trug er die Kinder seiner Schule alle in seinem Herzen. Dadurch aber kam er auch dahin, daß er Tag für Tag die Stufe, auf der jedes derselben in seinem Unterrichte stand, genau kannte. Er sah mit jedem Tag tiefer in das Herz eines jeden und kannte mit jedem Tag mehr all ihr Dichten und Trachten, und ebenso, wie in seine Kinder, drang er mit jedem Tag tiefer in den Geist seines Unterrichts und seiner Mittel hinein. Er fühlte besonders mit jedem Tage mehr das große Verderben der trügenden Abrichtungskünste, durch die wir immer mehr dahin gelangen, nicht nur mehr zu scheinen, als wir sind, sondern uns selbst zu täuschen und wirklich zu glauben, daß wir seien, was wir nicht sind. Er fühlte dieses Verderben der Abrichtungskünste in sittlicher Hinsicht vorzüglich in dem Einfluß der auswendig gelernten und gedanken- und gefühllos dahergeplapperten Gebete, er fühlte es in dem Selbstbetrug, in dem wir die im Gedächtniß und in der Phantasie lebenden Bilder und Wörter von religiösen Gegenständen für wirklich

religiös belebte Kraft unsers Geistes und unsers Herzens ansehen. Er erkannte es in geistiger Hinsicht in den gedankenlos gelesenen, nur mit dem Gedächtniß wörtlich gefaßten, so geheißenen Verstandesübungen in den Schulbüchern, und in der Selbsttäuschung, die nothwendig daraus entspringt, wenn wir uns durch das Gedächtniß das wörtliche Bewußtsein von Wahrheiten einüben, die, um wirklich gefaßt und begriffen zu werden, einen weit gebildetern und höhern Grad der Denkkraft und des Urtheilsvermögens voraussetzen als derjenige ist, den Kinder besitzen. Er erkannte es endlich in Kunst- und Berufshinsicht in vielseitigen Angewöhnungen, Sachen, die wir hundert und hundertmal schon gethan haben, dennoch auf eine ungeschickte und der Natur dieser Sache nicht angemessene Weise in die Hand zu nehmen und dabei trotz aller Erfahrungen doch unsere Ungeschicklichkeit und Ungewandtheit nicht einzusehen, wie ein alter Schneider, der hundert und hundert Kleider immer zuschneidet, wie er es von seinem Lehrmeister gelernt und bei seiner Ungeschicklichkeit und Ungewandtheit ewig nie dahin kommt, einzusehen, daß wenn er gelernt hätte, die Menschenform, die er bekleiden soll, fester und genauer ins Auge zu fassen und auch das Tuch, das er verschneiden soll, bei jedem Schnitt, den er macht, gewandter in die Hand zu nehmen und vielseitiger anzuschauen, er dadurch ein besserer Schneider würde und dabei noch gar viel Tuch ersparen könnte, das er unnützerweise verschneidet.

Bei dieser täglich wachsenden Erkenntniß des vielseitigen sittlichen, geistigen und physischen Verderbens unserer Abrichtungskünste und des verhärteten Routinelebens unsrer Zeitmenschen wurde er täglich mehr von der Wichtigkeit der elementarischen Ausbildung unserer sittlichen, geistigen und Kunstkräfte überzeugt.

---

79. Der schwache Anfangskeim verspricht die Anbahnung einer reellen und soliden Volksbildung.

Zwar zeigte sich die Weckung und Bildung der Kräfte, die er in seiner Schulstube rein, aber gründlich, allseitig und übereinstimmend entfalten wollte, wie er sie in der Gertrud Stube entfaltet sah, nur so, wie das neue Erscheinen eines Keimes, der eben aus dem Boden hervorsproßt und noch viel Zeit, Geduld, Wartung und Sorge bedarf, bis er zur Reife der wirklichen Frucht gelangt, doch war dieser Keim dem Auge Glülphis schon sichtbar. Auch einige Eltern seiner bessern Schulkinder bemerkten, daß diese sich vielseitig in ihrem häuslichen Benehmen zu ihrem Vortheil änderten und besserten. Vorzüglich aber bemerkte Gertrud jeden auch noch so kleinen, reellen Fortschritt der Kinder in der Entwickelung ihrer geistigen, sittlichen und sinnlichen Grundlagen an der äußern Fertigkeit und Gewandtheit, die durch eine gute Erziehung hervorgebracht wird. Sie machte auch Glülphi bei jeder auch noch so kleinen Erscheinung solcher Fortschritte aufmerksam auf dieselben, und er ward durch diese, täglich vor seinen Augen stehenden Erfahrungen vollkommen überzeugt, daß die Ahnungen und Hoffnungen, die ihm so lebhaft vor der Seele standen, nichts weniger als aus der Luft gegriffen und in unserer wirklichen Welt unausführbar wären. Er ward vielmehr überzeugt, daß der ganze Umfang dieser Ahnungen und Hoffnungen eigentlich das wahre Bild der Resultate einer in der Volkserziehung und Nationalcultur wirklich weit vorgeschrittenen Staatskunst sei, deren inneres Wesen für alle Staaten als Muster und Vorbild der Volksbildung und Nationalcultur dastehe.

Er fand freilich auch, daß der Geist und das Wesen einer solchen Staatskunst nur aus der Wiederherstellung einer, unserm Luxus, unserer Verzärtlung und Verkünstlung entgegenstehenden, von oben herab begünstigten und bis in die niedrigsten Hütten hinab belebten Nationalenthaltsamkeit und Nationalgenügsamkeit hervorgehen könne, deren solide Begründung um so dringender, aber auch um so schwieriger

sei, weil die Staaten, Provinzen und Städte vom Verschleuderungstaumel unsrer Zeit fortgerissen und den Alles auffressenden Folgen desselben unterlegen seien, so daß sie mit jedem Tag mehr die Realkräfte verlieren müßten, durch welche ihre Vorfahren ihren Wohlstand gegründet.

80. Eine Schwalbe macht keinen Sommer und Rom ist nicht in einem Tag gebaut worden, aber eine Maus schlüpft in einem Tag durch viele Löcher. Item, Gleich und Gleich gesellt sich gern und es ist leichter, einen Haufen von Niederträchtigkeiten zusammen zu tragen, als einen Kornhaufen, und eine böse Zunge ist ansteckender, als das gelbe Fieber.

Doch ich bin schon wieder vorauseilend in die Staatsverhältnisse hineingerathen, auf welche Arners Thun Einfluß haben könnte, und muß wieder in mein gutes Bonnal und zu dem langsamen Gang aller Versuche, deren mögliche Folgen Glülphi so sehr begeisterten, und die mich selbst aus dem einfachen Gang meiner Erzählung herausrissen, wieder zurückkehren, obwohl seine Ahnungen und Hoffnungen mit dem, was ich erzähle, im innigsten Zusammenhange stehen.

Alles Thun Arners und Glüphis ist jetzt blos noch als Privatversuch eines guten, edeln Herrschaftsherrn, der einen braven, kraftvollen Geschäftsmann zum Schulmeister gefunden und einen eben so braven Pfarrer im Dorf hat, anzusehen. Es ist vorzüglich geeignet, zu zeigen, was ein einzelner Mensch, wenn er das Wohl seiner Nebenmenschen mit Ernst zu befördern als seine Bürger- und Christenpflicht ansieht, zu leisten vermag; dann aber freilich auch, wie er, wenn er vom Staat nicht nur verlassen und durch die öffentliche Mitwirkung nicht unterstützt, sondern sogar in seinem Thun gestört und verwirrt wird dadurch, daß die öffentliche Meinung von oben herab gegen ihn aufgereizt

wird, in seinem guten Privatthun fast unübersteigliche Schwierigkeiten zu überwinden hat.

An sich selber konnten schon alle Fortschritte Arners und Glülphis zur Verbesserung Bonnals in Rücksicht auf die Schulführung der Kinder, sowie in Rücksicht auf das, was sie für die Erwachsenen durch ihre Sonntagsversammlungen zu erzielen suchten, nicht anders als langsam sein. Dabei verwirrten und hemmten noch äußere Hindernisse den schon an sich langsamen Gang dieser Versuche. Selber die Einmischung der elenden Eichenbergerin war nichts weniger als unbedeutend für die Verwirrung und Erlahmung ihrer Versuche im Dorfe. Sie wußte Alles, was im Schloß, im Pfarrhaus und in der Schule vorging, in vielen Häusern auf eine Weise darzustellen, daß es manche Leute im Dorfe über Arner, Glülphi und wer es mit ihnen hatte, in böse Laune brachte oder sie ihnen verächtlich machte. So wußte sie den Umstand, daß er einige Kinder, die schon zu schreiben angefangen hatten, wieder damit aufhören ließ, dahin zu benutzen, daß sie einige Narren im Dorf beredete, er zeige dadurch offenbar, daß er die Bauern wieder zu der alten Dummheit, in der sie vor hundert Jahren gewesen, zurückführen wolle, wo keiner von ihnen seinen Namen schreiben konnte, sondern seine Unterschrift und Beistimmung zu dem, was ihm vorgeschrieben worden, mit einem Kreuz bezeugen mußte. Es war aber auch wirklich zum Lachen, wie sie es durch das ungleiche Geschwätzwerk, das sie darüber im Dorf trieb, dahin brachte, daß, während man in der einen Gasse behauptete, er wolle die Bauernbuben zu Philosophen machen, die nicht mehr an einen Gott glaubten und vor lauter Klugheit, die sie aus den Büchern lernten, ihr Haus und Hof verlumpen würden, sie in einer andern Gasse sagten, er werde sie ganz zu der alten Dummheit zurückführen, daß sie wieder katholisch würden und ihren Namen mit einem Kreuz bezeichnen müßten.

Sie wußte aber auch den feinsten Mann, der nach dem Hummel im Dorf war, den Weibel, in ihr Lumpeninteresse zu ziehn. Dieser Mann hatte den Gang des Hummel zum

Galgen mit allen seinen Folgen gar nicht ungern gesehn, denn er glaubte sicher, es sei kein Mensch im Dorfe, dem der Junker die Vogtstelle anvertrauen könne als ihm, und war auch äußerst verdrüßlich und böser Laune, als Arner den Meyer zum Vogt machte. Doch er kannte diesen zum Voraus als für diesen Dienst unbrauchbar und war sicher, er komme so geschwind wieder davon, als er dazu gekommen und war in dieser Rücksicht wohl getrost und voll Glauben, diese Stelle werde ihm zum zweiten Mal nicht fehlen; aber seitdem das Baumwollenmareili und sein Bruder beim Junker, wie man im Dorf sagt, der Hahn im Korb war und man hie und da anfing zu sagen, wenn der neue Untervogt, wie man nicht zweifle, seinen Dienst aufgebe, so werde Niemand anders als der Baumwollenmeyer Vogt werden, wurde der Weibel so wüthend, daß er schwur, Alles in der Welt zu probiren, dem Junker Verdruß und ihm seine Herrschaftsstelle so zur Last zu machen, daß sieben Baumwollenmeyer mit allem ihrem Geld nicht im Stand sein sollten, ihm sie leichter zu machen. Und da er wußte, daß die Eichenbergerin und zwar im Auftrage der Sylvia, die er gar wohl kannte, die ganze Bonnaler Sache im Dorf verschreie und den Bauern als eine Sache vorstelle, die man in der ganzen Welt und am allermeisten in der Hauptstadt und bei Hofe als eine völlige Narrensache ansehe, die in alle Ewigkeit keinen Bestand haben könne und keinen Bestand haben werde, so war er seit ein paar Tagen auf den Beinen, um die Eichenbergerin, die er sonst so sehr haßte und verspottete, aufzusuchen und Gelegenheit zu haben, mit ihr zu sprechen. Er fand diese auch bald, und war jetzt in seinem Benehmen gegen sie wie ein umgekehrter Handschuh, bemitleidete ihr Unglück, das ihr in der Audienzstube begegnet, mit dem Zusatz, daß, wenn er da gewesen wäre, er gewiß dem Junker vorgestellt hätte, wie das nicht gehen könne, daß er einer Person von ihrem Rang und von ihren Bekanntschaften und von ihrer Erziehung so mit dem Harschier drohen dürfe. Dann ließ er sich in ein weitläufiges Gespräch mit ihr ein, wie verkehrt der Junker

Alles anfange, welch ein elender Kerl sein neuer Untervogt sei, und wie der Baumwollenmeyer, wenn er, wie man jetzt allgemein sage, Untervogt werde, im Stande sei, den Junker und das ganze Dorf in seinen Sack hineinzustecken und hinzutragen, wo es ihn gelüste.

Das war der Eichenbergerin eine gemähte Wiese. Sie schrieb auf der Stelle an Sylvia, wie sie an dem Weibel, der weitaus der geschickteste und erfahrenste Mann im Dorfe sei, für ihre gemeinsame Sache einen Fund gemacht und wie sie an ihm sicher alle Hülfe habe, die sie bedürfe, und wie sie durch ihn jetzt auch den Baumwollenmeyer, den sie schon vorher für einen hochmüthigen und eigennützigen Geizhals gehalten, jetzt vollkommen kenne und wisse, was es mit ihm sei und wie er, wenn er Untervogt werden sollte, für den Junker und für das Dorf ein noch weit gefährlicherer Mann werden könne, als es der Hummel, dem doch gewiß in vielen Stücken Unrecht geschehen sei, je gewesen sein möchte.

Es ging jetzt auch nicht lange, so war in allen Häusern, in die die Eichenbergerin hineinschleichen und in denen sie ihr Gift mischen konnte, allgemein ein lautes Gerede darüber, wie der Junker einen Mann, wie den Meyer, den ein jedes Weib an der Nase herumführen könne, zum Vogt machen und wie der Baumwollenmeyer, den er jetzt dazu machen wolle, ein zweiter Hummel werden könne, den er selbst und das Dorf gewiß bald genug satt bekommen würden.

Der Einfluß dieser armseligen Eichenbergerin ward aber vorzüglich von den Leidenschaften unterstützt, die durch die Bestrafungsweise des Hummel und die Nachforschungen über die meisten Vorgesetzten und reichen Bauern in Bonnal, die sich Veruntreuung am Gemeindegute und am Schloßeigenthum hatten zu Schulden kommen lassen, veranlaßt waren, eben wie durch den Neid und Haß, der durch Vertheilung des Gemeindeguts und durch die Hoffnung zu zehntfreien Aeckern, die er den Spinnerkindern versprochen, bei den Reichen im Dorf rege gemacht worden waren.

---

81. Das Elend und die Leiden eines Narren.

Auch die neue Schulführung belebte hie und da einige Leidenschaften, vorzüglich aber beim alten Schulmeister. Selbst, nachdem er das große, gute Ehrenessen aus dem Pfarrhaus bekommen, fluchte er hinter dem Tisch über den neuen Schulmeister und das Unrecht, das ihm der Herr Pfarrer zugefügt, bis ihn seine Schwester ziemlich unsanft, wie ihr wißt, ins Bett gebracht. Doch that er im Anfang, wenn er von dem Schulmeister redete, ganz stolz; er hielt ihn auch in seinem Herzen für nichts anderes, als für eine Art Soldatenbettler, dem die Alfanzereien, die er um des Junkers Suppe willen in der Schule treibe, nur gar zu bald von selber zum Ekel werden würden, und verglich das ganze Wesen, wo er hinkam, dem schwangern Berg in der Fabel.

Aber da es nicht gerade in der andern Woche kam, wie er meinte, sondern ihm vielmehr seine besten Leute immer öfter mit dem Berichte kamen, es rühme den neuen Schulmeister bald Jedermann, und es sei wie verzaubert und wie wenn er es den Kindern anthun könne, so richte er mit ihnen aus, was er wolle, so ward ihm darüber so angst, daß er mit seiner Fabel vom schwangern Berg und der kleinen Maus, die aus ihm heraus kroch, allmählich still zu werden anfing. Im Gegentheil, die Maus kam ihm jetzt bald wie ein Elephant vor, vor dessen Rüssel er sich fürchten müsse. Er faßte auch das Wort, das ihm einige Freunde sagten, es sei wie verzaubert, in einem weit stärkern Sinn auf, als es die verstanden, die es zu ihm gesagt haben. Er hatte es kaum gehört, so hielt er sich in seinem Innersten überzeugt, es gehe bei dem Glück, das der Schulmeister mit seinen Kindern habe, nicht mit rechten Dingen zu, der Teufel selber möge wohl dabei im Spiele sein, und dieser Narrengedanke, den er, sobald er ihn einmal im Kopfe hatte, nicht mehr los werden konnte, trieb ihn bald dahin, daß er nicht mehr anders konnte, als er mußte in wenig Tagen bei Nacht und Nebel anderthalb

Stunden weit zu einem Senner im Münchhof gehen, der in der Gegend den Namen hatte, daß er gegen alle Zauberei erprobte Mittel habe und den Teufel in solchen Fällen zwingen könne, daß er thun müsse, was er wolle. Diesem bot er Geld an, wenn er dem neuen Schulmeister die Teufelsgewalt, die er auf seine Kinder ausübe, nehmen könne.

Aber der Senner hatte das Herz nicht, sich an dieses Wagstück zu machen, das, wie er ahnte, weiter langen konnte, als der alte Schulmeister jetzt denken möchte, und ihm mehr schaden könnte, als das Geld, das er ihm dafür anbiete, werth sei. Er sagte ihm, wenn es Kühe, Stiere oder Pferde, oder auch Menschenkrankheiten, die von Hexen und Zauberern herkämen, besonders dergleichen Kinderkrankheiten anbetreffen würde, so wollte er ihm gut dafür sein, daß er helfen könnte, und wenn er ein armer Mann wäre, so wollte er ihm in solchen Fällen unentgeltlich helfen, wenn er rechten Glauben an ihn hätte, aber einen Schulmeister zu entzaubern, dem der Teufel helfe, seine Kinder zu lehren, diesen Fall habe er noch nie erlebt, und es sei in seinem ganzen Zauberbuch kein Recept dafür da.

Als er so vom Münchhöfler heimkam, wußte er sich einige Tage nicht zu trösten und ging ganz still und traurig in seiner Stube, in der er Langeweile hatte, auf und ab. Nach ein paar Tagen aber hörte er von des Hartknopf Gemurmel, das im Dorf herumging, der neue Schulmeister sei kein rechter Christenmensch und das ewige Heil der armen Kinder sei in Gefahr, wenn sie unter seinen Händen blieben. Dieses Gerede gab dem armen Manne wieder neues Leben. Der Heidenkerl, dachte er jetzt bei sich selber, thut also nicht blos mir, er thut auch dem lieben Gott Unrecht. Er schob jetzt auch sogleich seinen Zorn über ihn auf Rechnung des Unrechts, das er der Religion und dem lieben Gott thue, und nicht mehr auf seine eigene. Das änderte jetzt seine Ansichten über diesen Gegenstand. Sein Zorn über diesen neuen Schulmeister wurde nun in seiner verirrten Seele ein heiliger Zorn. Sein Eifer ward jetzt

in seiner Vorstellung ein Eifer für die Sache der Wahrheit, des Rechts und der Religion.

Er hieß ihn jetzt einen Heidenmann, seine Schule eine Heidenschule, und verglich das, was man darin trieb, der Kaufhausarbeit im Tempel zu Jerusalem, das mit sammt dem Schulmeister nichts Besseres verdiene, als daß es ihm gehen sollte, wie es der liebe Heiland den Taubenverkäufern und den Geldwechslern gemacht habe. Das nicht mehr Auswendiglernen des unverständlichen und verwirrten Wortkrams, das der Pfarrer nicht mehr haben wollte, hieß er jetzt eine Verleugnung des wahren Glaubens.

Doch redete er nur so, wenn er allein war; denn er war nicht von der Art der alten, muthvollen, ehrlichen Phantasten, die Leib, Ehr und Blut, von Brod will ich gar nicht reden, an das setzten, was sie für Gottes Sache ansahen, sondern vielmehr von der Art der neuen, muthleeren und ängstlichen, neumodischen Zucker- und Kaffeephantasten, die ihrem Leib und Blut und auch ihrem Brod nothwendig so viel Sorgfalt, auch noch mehr als die Weltmenschen, die keine solche Phantasten sind, angedeihen lassen müssen, weil sie mehrentheils, wie der Schulmeister, von Jugend auf verderbter, schwächlicher Natur, oder wenigstens nicht so kraftvoll, gradsinnig, muthvoll ehrlich sein können, als sie wohl gern wünschten, wenn das Ehrlichsein nur nicht so viel Mühe, Selbstüberwindung und Anstrengung kostete.

Er redete nur so, wo er allein war oder wo er trauen durfte, und trug auch alle Sorge, daß der Junker es nicht etwa erfahre und ihm dafür das Frohnfastengeld nehme, welches er ihm, wenn er den Schulmeisterdienst schon nicht mehr versah, gelassen hatte, aber freilich mit dem Zusatz, so lange er sich in Rücksicht auf den neuen Schulmeister und das, was man jetzt in der neuen Schule treiben werde, vernünftig und bescheiden aufführen und sein Maul darüber nicht auf eine Weise brauchen werde, wie er schon gehört habe, daß er es hie und da versucht. Aber es that ihm weh, daß er sein Herz so wenig erleichtern und seine Ge-

sinnungen und Empfindungen darüber so grausam verschlucken mußte, daß er manchmal in der Mitte der Nacht aufstand und wie wenn er von Sinnen kommen wolle, mit einer Geißel in der Hand an Stühlen und Bänken probirte, wie es angestellt werden müßte, wenn Einer, wie der Heiland im Tempel, die Spinnräder und Schreibtische in der Schulstube so unter und über sich kehrte und mit sammt dem Heidenmann die Steige hinab und aus seiner Schule hinausjagte.

Zwar nahm er sich auch dabei in Acht, daß Thür, Fenster und Läden verschlossen waren. Aber des Sigristen Frau, die unter dem gleichen Dach wohnte, stand einmal, da er so ein Gepolter in seiner Kammer machte, in der Nacht auf und sah ihm durch's Schlüsselloch zu, was er machte. Es dünkte sie nicht anders, als er müsse ganz von Sinnen gekommen sein. Sie weckte ihren Mann auf und sagte ihm, was sie gesehen, und am Morgen darauf fragten ihn beide, was doch in der Nacht für ein Gepolter in seiner Kammer gewesen sei. Er gestand es ihnen, es wandle ihn manchmal so an, daß er nicht schlafen könne, bis er seinen Eifer gegen den Heidenkerl, der ihn so aus der Schule verdrängt und jetzt seine ehrliche, alte Christenschule so heidnisch und gottlos führe und verderbe, abgekühlt.

Das ging seinem Bruder so zu Herzen, daß er zu ihm sagte: Ach, könntest du deinen Zorn doch nur an dem Heidenkerl selber ausüben. Ja, sagte der Schulmeister, ich habe schon manchmal daran gedacht, wenn nur das verfluchte Frohnfastengeld nicht wäre, so wüßte ich schon, was ich thun wollte. Wenn mich irgend etwas in meinem Glauben, den ich doch schon in meinem sechsten Jahre auswendig konnte und noch auf den heutigen Tag vollkommen auswendig kann, irr machen könnte, so wäre es das, wie der liebe Gott es zulassen könne, daß seine treuen Diener ihren wohlverdienten Lohn und ihr tägliches Brod aus der Hand solcher Heidenleute nehmen, und darum hundertmal, wo ihnen oder andern armen Leuten Unrecht geschieht, schweigen und dastehen müssen, wie stumme Hunde, die nicht bellen

können. Dann setzte er noch hinzu: Wie sie mich doch zu einem unglücklichen Menschen gemacht haben, daß auf der weiten Erde bald kein unglücklicherer Mann sein kann. Es schien, als wenn ihm Thränen in die Augen kommen wollten. Dann aber sah er sie plötzlich wild an, biß die Zähne über einander und hielt beide Fäuste zusammen, wie wenn er darein schlagen wollte. Dieses Benehmen machte des Sigristen Frau todtangst; sie sagte zu ihrem Manne: Es ist, wie wir in der Nacht zu einander gesagt haben, er kommt sicher von Sinnen, wenn er diese Sachen nicht aus seinem Kopf schlägt.

Der Sigrist theilte mit seiner Frau diese Besorgnisse und sagte: Es ist, weiß Gott, zu fürchten, daß er toll werde, wenn er es nicht schon halb ist.

Beide suchten ihn jetzt zu beruhigen und sagten ihm unter andern, er habe ja zu essen und zu trinken, mehr als er brauche, und dabei keine Kinder; er solle Ruhe suchen, und Alles aus dem Kopfe schlagen, was ihn plage. Er solle denken, das was ihm mit dem Lieutenant begegnet und daß er ihm vorgezogen worden, sei doch, da man ihm das Einkommen gelassen, eigentlich nur eine Ehrensache, mit der er es nicht so genau nehmen dürfe. Der Sigrist setzte noch hinzu: Denk' doch, Bruder, wie vielmal du mir selber gesagt hast, Ehrensachen und Narrensachen seien gleichviel; es sei keine viel werth.

Der Schulmeister antwortete: Bruder, es ist wahr, ich habe immer geglaubt, ein rechter Christ müsse Ehrensachen und alles dergleichen Zeug gar nicht achten, und doch thut es mir jetzt so grausam weh, daß ich auf eine solche Weise an der Ehre angegriffen und gekränkt worden bin, und wenn ich mir auch den Kopf darob zerbrechen müßte, so weiß ich doch nicht, wie ich es anfangen und was ich machen soll, um mich darüber zu trösten und zu beruhigen. — Eine Weile darauf sagte er aber doch: Es steckt mir im Kopf, ich müsse etwas thun, mich zu zerstreuen, und ich denke fast, ich wolle am Hirzauer Markt, der am nächsten Freitag ist, eine Kuh verkaufen, und mit dem Geld mir ein paar

Wochen im Schwaderlocherbad wohl sein lassen; wenn ich dann wieder zurückkomme, so hoffe ich, die Sachen seien mir dann wenigstens mehr, als jetzt aus dem Kopf, und quälen und plagen mich dann nicht mehr so sehr.

Der Bruder und seine Frau sagten ihm beide, er thue sehr wohl daran, und es sei ein recht guter Einfall mit dem Bad und mit der Kuh. Aber als sie von ihm wegkamen, sagte der Sigrist doch zu seiner Frau: Das gibt eine theure Kur mit einer ganzen Kuh.

Und seine Frau erwiederte: Aber wenn er von Sinnen käme, es würde noch viel mehr kosten, und es ist gut, daß wir nicht viel auf sein Erbe hoffen, es ist mir nicht, als ob wir einen Kreuzer von ihm bekommen würden, wenn er stirbt.

Ich denk' es auch, sagte der Sigrist, er nahm ja das mit einer ganzen Kuh ins Bad gehen so leicht auf, als wenn es nur so viel Batzen kostete, als die Kuh Dublonen gilt.

82. Uebergang von einer Schulmeisternoth zu einer Wirthshausnoth, und Vorfälle, die mich zweifeln machen, ob das Weintrinken dem Menschen natürlich, oder ob es, wie das Handschuh- und Perrückentragen, ein Werk der Kunst und Civilisation sei.

Der Schulmeister war nicht der einzige Mensch im Dorf, der auf diese oder jene Weise eine Kur dieser Art nothwendig hatte. Die Gewalt der alten Geistes- und Herzensrichtung, die in diesem Dorf fast allgemein geworden, war bei vielen Menschen eben so eingewurzelt und unauslöschlich, als bei diesem Schulmeister, und das Lumpenleben, das daraus hervorging, war eigentlich zum allgemeinen Gewohnheitsleben des Dorfs geworden. Wohin das aber führt, weiß Jedermann. Wer immer die Menschennatur nur als eine thierische Natur und unser Geschlecht nur als ein thierisches Geschlecht ansieht, hat ganz Recht, wenn er sagt,

der Mensch ist ein Gewohnheitsthier und von einem solchen Thier darf man in Rücksicht auf seine eingewurzelten Gewohnheiten sich auch dahin äußern: Kann auch ein Mohr seine Haut und ein Parther seine Flecken ändern?

So war jetzt das halbe Dorf gewohnt, alle Abende ins Wirthshaus zu gehn. Arner aber hatte seit den Vorfällen mit dem Hummel dieses Haus schließen lassen, so daß für jetzt Niemand Wein darin ausschenkte.

Diese Maßregel hatte die sonderbarsten Folgen. Es gab alle Tage mehr Leute, denen das nicht recht war, und die sich auf die verschiedenste Art dagegen äußerten und unter andern behaupteten, der Mißbrauch hebe den guten Gebrauch einer Sache nicht auf; der Wein sei eine Gabe Gottes, und der liebe Gott wolle ihn armen Leuten ebenso gönnen, als reichen. Dergleichen Reden flossen dazu noch aus dem Munde von Leuten, von denen man es gar nicht erwartet hätte. Auch war in nicht wenigen Haushaltungen vom Morgen bis zum Abend nichts als Streit, weil der Vater nicht, wie er's gewohnt war, am Abend ins Wirthshaus konnte, und die Mutter auch nicht, wie sie's gewohnt war, zu Zeiten ein Glas Wein daraus kommen lassen konnte. Der Unwillen über dieses Schließen des Wirthshauses wurde immer größer und die heimlichen und öffentlichen Klagen darüber immer bitterer.

Eine Mäckerin sagte dieser Tage beim Brunnen, der Junker würde das Wirthshaus wohl bald wieder aufthun, wenn er nur ein paar Tage so eingesperrt sein und es haben müßte, wie sie. Des Aebi's Elsi sagte das Nämliche und setzte hinzu, sie wollte lieber in die Hölle, als noch ein halb Jahr mit ihrem Manne so leben, wie er jetzt sei, seitdem das Wirthshaus geschlossen. Eine Rhynerin ward ob den Zänkereien, die es alle Augenblicke in ihrer Wohnstube gab, so hässig, daß sie ein Kalb, welches sie im Stall besorgen sollte, so roh an die Wand stieß, daß es darob starb. Selbst viele Kinder empfanden es beim Strehlen, beim Ankleiden und beim Waschen, daß ihre Mutter

weit roher mit ihnen umging, als da das Wirthshaus offen war. —

Das Aergerlichste aber war dieses: Ein alter Leupi machte um deswillen auf seinem Todbett nicht wie ein Christenmensch und gab dem Pfarrer, da er zu ihm kam und ihn fragte, wie es mit ihm stehe, zur Antwort, er sei am Einpacken, wenn er mit wolle. Der gute Pfarrer schüttelte den Kopf und sagte, was das auch für eine Rede sei in seinen Umständen. Der alte Kerl aber fuhr in seinem Ton fort und sagte, es sei kein Wunder, daß er so rede; es gebe ja Einem Niemand mehr ein Glas Wein auf den Weg, wenn man auch vor Durst erstickte. Und hiemit kehrte er sich um und murrte gegen die Wand. Der Pfarrer, der sah, daß er jetzt hier nichts Gutes ausrichte, ging fort, schickte ihm eine Flasche Wein, die er plötzlich austrank. Als dieser wieder kam, empfing er ihn doch etwas freundlicher, war aber so schwach und dem Tod so nahe, daß der Pfarrer ihm bei seinem Hinscheiden wohl noch einige Aufmerksamkeit bezeigen, aber nicht mehr viel mit ihm reden konnte.

Die in bösen Gewohnheiten veraltete und verhärtete Menschheit fällt gar oft in einen Zustand, der dem Todbett dieses alten Mannes gleich ist. Der Pfarrer that alles Mögliche, einige solcher verhärteten Menschen auf bessere Wege zu lenken, und die meisten von ihnen schienen ihm auch Gehör zu geben und versprachen alles Gute; aber wenn sie es dann ausführen und halten sollten, wie sie es versprochen, so war es dann immer wieder anders.

83. Hauptsachen für Leute, die sich einfallen lassen, sie könnten ein Dorf regieren.

Auch das Baumwollenmareili eiferte wider die unverständigen Reden der Bonnaler. Es gab seinen Spinnerweibern allemal, wenn sie in seiner Stube anfingen zu klagen, der Junker hätte vielen Sünden und Schanden und vielem Fluchen und Schwören vorbeugen können, wenn er

das Haus offen gelassen, deutsch zur Antwort, sie wären Narren und redeten nur vom Fluchen und Schwören, aber an die Hauptsache, von der das Fluchen und Schwören herkomme und die der Junker in Ordnung bringen könne, dächten sie nicht. Ich möchte, sagte es einmal, um das Fluchen und Schwören nicht die Hand umkehren. Wenn die Menschen böse und verderbt sind, so ist es noch besser, sie zeigen sich, wie sie sind, als daß sie es verbergen und man nicht wisse, wo man mit ihnen zu Hause sei. Aber immer wies es die Leute auf den Junker und behauptete fest, er werde es gewiß nicht lange so gehen lassen, sondern auf diese oder jene Art dafür sorgen, daß es anders komme.

Es hatte Recht. Er war nicht der Mann, der, um eine Unordnung abzustellen, eine neue anrichtete und dann diese sorgenlos ihren Weg gehen ließ. Sobald er vernommen, was die Wirthshauslumpen daheim für ein Leben führten, dachte er auf Mittel, sie den Tag über aus ihren Häusern wegzulocken und öffnete ihnen zu diesem Zweck die Torfgruben, die er in der Nähe von Bonnal hatte. Dadurch gab er mehr als fünfzig Arbeitern einen guten Verdienst und die meisten Wirthshauslumpen meldeten sich wegen der Langenweile, die sie zu Hause hatten, und auch wegen des Abendtrunkes, den er ihnen zwei Mal in der Woche versprechen ließ, zu dieser Arbeit. Und so brachte er einen großen Theil dadurch, daß er sie zu einer bestimmten Tagesarbeit brachte, nach und nach dahin, sich im Grunde zu ändern und zu bessern und Haussitten anzunehmen, andrerseits aber half er auch dem Hauselend ab und erlöste die armen Weiber den Tag über von ihren Saufmännern. Auch erkannten die Weiber, was er ihnen dadurch Gutes gethan.

Aber wenn er heute einer Unordnung abhalf, so gab's morgen eine andere, und wenn er heute eine Schwierigkeit besiegte, so trat ihm morgen eine neue in den Weg. Es ist natürlich, denn es gehört etwas dazu, ein ganzes Dorf in eine andere Ordnung zu bringen. Sowie die zehntfreien Aecker den Spinnerkindern mit jedem Tag sicherer und

überhaupt die Hausordnung und die Verhältnisse der Armen besser wurden, so stieg die Unzufriedenheit der neidischen Reichen und ihrer Weiber, Töchter und Söhne. Und dann hatten ihm die Vorgesetzten auch nicht vergessen, daß er sie wie die faulsten Schelme behandelt habe und sie vor einem halben Dutzend Bettelbuben habe niederknieen und abbitten lassen. Am meisten aber ärgerte sie das: Die Reichen waren bis jetzt gewohnt, die Armen als eine Art Knechte anzusehen, die dazu wie geboren seien, ihnen um den halben Lohn alle Arten Dienste zu thun und es kam z. B. einer solchen dicken Frau gar nicht darauf an, ihre arme Gevatterin einen ganzen Nachmittag bei sich arbeiten zu lassen und sie dann vor dem Abendbrot mit einem Stück Brot und etwa einer abgenommenen Milch heimzuschicken. Aber es ist vorbei; — Gevatterin hin und Gevatterin her — die Armen wollen das nicht mehr so verstehen und kommen ihnen nicht mehr, außer sie geben ihnen so viel Lohn, als sie daheim oder anderswo in der gleichen Zeit verdienen können.

Darin hatten sie auch ganz Recht. Aber darin hatten sie Unrecht, daß sie, sobald sie eine Ecke blauen Himmel sahen, frech und unverschämt wurden, und Leuten, bei denen sie noch vor ein paar Wochen gebettelt, jetzt die unverschämtesten Antworten gaben.

So ließ die Hürnerbeth der Hügin, die gewiß, wenn je eine im Dorfe, eine gute Frau ist, als sie ihr bei einem starken Regen sagen ließ, sie solle doch zu ihr kommen und ihr helfen, das Wasser, das ihr gegen den Keller laufe, abzuleiten, zur Antwort geben, was sie auch denke, daß sie ihr solche Boten schicke. Es sei nicht mehr die alte Zeit, sie habe jetzt auch ihre Geschäfte und ihre Haushaltung und könne ihr nicht mehr zu Gebote stehen, wenn sie wolle.

Dergleichen Antworten gab das Bettelvolk jetzt fast alle Tage und brachte dadurch die Reichen natürlich noch mehr gegen sich in Harnisch und gegen Arner, dessen Wohlthaten an der Aenderung ihrer Verhältnisse schuld waren.

Es ist traurig; man kann nicht anders, wenn man so etwas hört, muß man an das Thier denken, das, wenn es

hungert, kriecht und wedelt, und die Zähne zeigt, wenn es den Bauch voll hat.

84. Fortsetzung ähnlicher Hauptsachen für die gleichen Leute.

Aber auch Leute, die sich nicht mit diesem Thier vergleichen lassen und die dem Junker gar nicht entgegen waren, machten manchmal Sachen, die dem Guten, das er im Dorf bezweckte, den größten Schaden thaten.

Selbst sein Hühnerträger Christoph machte ihm so einen Streich und rief einmal, da er mit einem halben Rausch über den Berg kam, vor vielen Häusern in Bonnal anstatt: „Jung Tauben — wer hat jung Tauben feil?“ „Jung Teufel, jung Teufel, wer hat jung Teufel feil?“ Das machte vielen Leuten böses Blut; sie meinten nämlich, er stichle auf ihren dummen Teufelsglauben, den sie mit der Gemeindeweide so theuer hätten bezahlen müssen, und er sei dazu aufgewiegelt. Das vermehrte den Haß gegen den Junker und die Vorgesetzten und das Hartknopfenvolk redeten nicht anders, als wenn's eine ausgemachte Sache sei, daß der Junker dahinter stecke.

Der Hühnerträger hörte noch an demselben Abende, wie man das Narrenwort aufnahm und wenn er schon halb betrunken war, so machte es ihm doch so bang, daß er die ganze Nacht nicht schlafen konnte und am Morgen, sobald er ins Schloß kam und seinen Korb in der Küche abgestellt hatte, den Junker suchte und ihm erzählte, was er gestern im Rausche für einen Narrenstreich gemacht. Er hatte dem Junker keinen größern Verdruß bereiten können. Er befahl ihm, auf der Stelle wieder nach Bonnal zu laufen und in allen Häusern, vor denen er so Teufel ausgerufen, zu sagen, wenn er noch einmal nüchtern oder im Rausch einen solchen Streich mache, so habe er für den Junker sein Lebtag genug jung Tauben ausgerufen und eingekauft.

Auch bei den Torfgräbern erfuhr der Junker, daß die,

die zu ihm hielten, dem, was er anstrebte, oft die größten Hindernisse in den Weg legten.

Von der ersten Stunde an, die er bei diesen Arbeitern zubrachte, zeichneten sich ihm bei jedem Anlaß zwei Brüder als die arbeitsamsten und gutmüthigsten vor allen aus; er suchte natürlich gegen sie besonders liebreich zu sein, aber sie wurden allemal roth, wenn er nur ein Wort zu ihnen sagte. Lange wußte er nicht, was das bedeute, endlich erfuhr er, sie seien mit dem Sigrist und dem Schulmeister verwandt und sie erschräken, wenn er nur ein Wort zu ihnen sage, weil sie glaubten, er wüßte nicht, daß sie nicht in allen Stücken mit ihm gleicher Meinung seien.

Auf diesen Bericht verdoppelte der Junker seine Freundlichkeit gegen sie, sie wurden aber immer gleich roth und die andern sagten sich über seine Freundlichkeit dies und jenes ins Ohr; er that aber, als ob er nichts merke. Endlich sagte Einer so nahe bei ihm, daß er es deutlich verstand, wenn er wüßte, zu welcher Partei sich jene hielten, so ließe er sie mit seiner Freundlichkeit gewiß ungeschoren. Da drehte er sich um und sagte dem Manne, er solle dieselben Worte noch einmal und zwar laut sagen. Er mochte wollen oder nicht, er mußte. Da solltet ihr die Tagelöhner gesehen haben, wie sie den Kopf streckten und die Ohren spitzten, was der Junker darüber sage. Die zwei Brüder aber wurden blaß, wie der Tod und hielten das erste Mal, daß es Arner sah, die Hände still.

Arner sah dann die Tagelöhner, die so die Hälse streckten, mit Augen an, die so deutlich redeten, daß er hätte schweigen können, man hätte ihn gleichwohl verstanden. Aber er redete doch und sagte: Wie lange wollt ihr mich doch nicht kennen, und was habe ich denn gethan, daß ihr so von mir urtheilt und glauben könnt, ich sei im Stande, Leuten um deswillen, weil sie anderer Meinung sind, als ich, unfreundlich zu begegnen? Darauf ging er auf die zwei Brüder zu, reichte ihnen die Hände und sagte: Und ihr, konntet ihr das auch glauben? Sie sahen ihn einen Augenblick an, ohne zu reden, aber bald sagte der ältere: Ja, Junker, wir haben's ge=

glaubt und ich will euch gerade heraus sagen, was daran schuld ist.

Da klagte er ihm, es gäbe Leute im Dorfe, die sich groß damit machten, einen Jeden, der mit einem Worte sich verlauten lasse, daß er in irgend einer Sache anders als der Junker und der Pfarrer denke, so unverschämt anzufahren, daß man sich bald mehr fürchten müsse, über etwas so zu reden, wie man darüber denke, als wer weiß was zu thun. Der Junker war betroffen und sagte: Man kann nichts thun, was mehr wider mich ist und wider das, was ich suche, als gerade das. Und doch thun's Leute, die durchaus glauben, daß sie in euerm Sinne handeln, sagte noch einmal Christoph, der ältere der beiden Brüder.

Als die andern sahen, daß es der Junker nicht übel aufnehme, stimmten noch mehr bei und etliche, die mehr als halb hartknöpfisch waren, trieben es noch weiter und sagten laut, ja, es meine bald ein jeder Geißenbub, er dürfe sich nur hinter den Junker verstecken, um sein Maul über Alles zu brauchen.

Das Wort Geißenbub brachte etliche von des Junkers Partei in die Hitze und einem jungen Manne glühten die Augen, der auch erwiederte: Man muß unparteiisch sein und die Sachen auf beiden Seiten sagen, wenn man davon reden will. Es ist so: Wenn Narren der einen Art thun, sie hätten den Junker zum Rückhalt, so thun Narren der andern Art so, sie hätten den lieben Gott zum Rückhalt und ich meine, das sei noch das viel Schlimmere.

Der Junker mußte lachen und sagte: Ich kann nichts darüber sagen, als: Sie sind alle beide Narren. Der Christoph widersprach auch nicht und sagte vielmehr, er meine auch nicht, daß alle Leute, die dem Junker und dem neuen Wesen entgegen wären, deshalb recht und brav wären; es sei ihm genug, daß er sehe, daß der Junker den geraden Weg gehe und einem Jeden seine Freiheit lasse.

Junker: Es geht mir hierin vollkommen wie dir; ich bin durchaus nicht der Ansicht, daß Leute, die meine Brille auf die Nase setzen, deshalb um ein Haar braver sind, als

Leute mit andern Brillen, und es freut mich gewiß auch, daß ich sehe, daß du ebenso den geraden Weg gehst und andern Leuten die Freiheit, die du selber gern hast, auch lässest. Lieber Christoph, nimm das für immer an: Leute, die es gut meinen, sind im Grunde nie weit von einander und finden sich immer, sobald sie sich nur gegen einander erklären.

Dieses Wort und seine Güte gegen die zwei Brüder wurde an demselben Tage dem ganzen Dorfe kund, und es schwächte, wie noch nichts, den blinden Eifer, den das Hartknopfenvolk einer Menge Leute gegen den Junker und seine Bestrebungen ins Herz gebracht hatte. Mit solchem Eifer sucht von jeher in streitigen Sachen der, der Unrecht hat, sein Unrecht zu bedecken. Auch hatte des Hartknopfen Volk Nase genug, um zu riechen, daß es ihm ans Herz gehe, wenn der Eifer gegen diesen Mann im Dorfe aufhören sollte. Darum thaten sie alles Mögliche, daß das nicht geschehe; sie verschrieen jetzt auch die zwei Brüder als Mamelucken, die den Mantel nach dem Winde hingen und bewegten, so zu sagen, Himmel und Erde, ihre Blinden, wie sie sich ausdrückten, zu warnen, ihre Augen nicht aufzuthun, die Freundlichkeit der Heiden zu sehen, die wider Gott sei. Aber es half nichts; sie konnten nicht hindern, daß das Volk merkte, wie freundlich der Junker und der Pfarrer und der Schulmeister wären und wie gut sie es meinten.

Damit kam denn das Volk in Bonnal auf den Punkt, selbst den Streitpunkten in dem neuen Wesen nachzuforschen, wovon man so viel Aufhebens mache.

---

85. Ein Schritt zur Volkserleuchtung, die auf guten Fundamenten ruht.

Der Lieutenant hatte seine Bonnaler immer auf diesem Punkte erwartet, um mit ihnen über diese Sachen mit der ganzen Deutlichkeit, die er in Alles hineinbringen konnte, was er angelegentlich überlegt hatte, zu reden.

Er hatte von nun an alle Abende ein halb Dutzend und

mehr junge Leute bei sich, denen er stundenlang mit seiner unnachahmlichen Geduld links und rechts in den Kopf hineinzubringen suchte, was der Junker und der Pfarrer im Grund suchten und worin und warum man sie unrecht verstehe.

Unter den jungen Leuten, mit denen er so redete, war ein Lindenberger, der ganz außerordentlich in Alles hineindrang. Es war, wie wenn Alles schon vorher in seiner Seele gelegen und nur einen Wink brauchte, es aus ihm herauszubringen. Wenn er nur eine Viertelstunde hernach von dem redete, was der Lieutenant eben erklärt hatte, brauchte er schon kein Wort mehr von seinen, sondern hatte eigene Bilder und Ausdrücke, welche zeigten, daß er, was er sage, ganz aus dem Seinigen nehme. Auch sagte der Lieutenant, da er ihn kaum ein paar Mal reden hörte, zum Pfarrer: Dieser Mann wird dem Hartknopfen-Geschmeiß den Kopf zertreten. Er irrte sich nicht; er zertrat sie wie Würmer, sobald er anfing über ihre Meinungen den Mund aufzuthun.

Das schrecklichste für dieses Geschmeiß, dessen ganze Kraft im Mund und in leeren unverständlichen Worten bestand, war des Mannes Kürze und daß ihn Jedermann verstand und verstehen mußte. Sie konnten ihm nicht antworten; man verstand sie nicht mehr, weil man ihn verstand, oder vielmehr man begriff, weil man ihn verstand, daß man sie nie verstanden. Er verglich das Auswendiglernen der Religion, das der Pfarrer nicht mehr haben wolle, dem Unsinn eines Bauern, der ein Pferd oder einen Ochs mit starken Ketten an allen vier Füßen anbinden und so am Barren lahm machen würde, damit er ihm nicht weglaufe.

Auf den Einwurf, die Leute könnten ja auf diese Art die Religion selber und Alles, was sie Gutes wüßten und hätten, verlieren, gab er zur Antwort, es dünke ihn, das sei just so, als wenn man sagen würde, Bauernkinder könnten ihres Vaters Acker und Matten verlieren, wenn er sie nicht auswendiglernen lassen würde, wo sie lägen, an wen sie anstießen, was man das Jahr darauf thun müsse, und setzte hinzu: Würde nicht Jedermann so einem Bauern sagen: Du Narr! Das beste Mittel, daß deine Kinder ihre Güter

nicht verlieren, ist, daß sie brav darauf schaffen, und wenn du sie am Morgen früh und am Abend spät darauf hinausjagst, so wird ihnen besser als mit dem Auswendiglernen in Kopf kommen, wo sie liegen. Die Rosse an seinem Zug sind nicht so stark, und die Furchen, die er mit ihnen ins Feld zieht, sind nicht so gerade, als die Ausdrücke und Bilder, die er brauchte; aber wenn er in Eifer kam, so wurden sie auch so schneidend, wie sein Pflug, mit dem er vom Morgen bis am Abend sein Land wie nichts umlegte. Und wenn er Schurken vor sich sah, so war er sehr bald im Eifer.

Der Ständlisänger Christen erfuhr's auf eine schreckliche Art. Er ließ sich durch Essen und Trinken verführen, daß er ihm im Barthaus widersprach und Gottes Wort und der Seele Heil und was man beim Kinderlehren in Acht nehmen müsse, ins Maul nahm.

Der Lindenberger zog sein Gesicht in Falten, so wie der Himmel sich vor einem Wetter in Falten zieht, sobald der Kerl nur das Maul aufthat und antwortete ihm: Du, es muß Einer nüchtern sein an Seel und Leib und nicht lahm und nicht aussätzig wie du, wenn er das Wort Gottes und der Seele Heil ins Maul nehmen und davon reden will, wie man Kinder erziehen und zu Menschen machen soll, die, behüt uns Gott davor! einmal deinen nicht gleich sehen.

Es muß Einer kein Vater sein, wenn er nicht lieber vom Donner erschlagen sein wollte, als von so einem Wort getroffen werden. Auch zitterte der Ständlisänger, dem man sonst Lumpenhund und Alles, was man wollte, sagen konnte, ohne daß er zürnte, jetzt am ganzen Leib; es war aber auch zu erschrecklich, denn es war ganz wahr; er konnte es darum auch nicht aushalten und mußte fortgehen.

Aber da er zur Thür hinaus war, sagte doch ein alter ehrlicher Uli: Aber Lindenberger, das ist doch zu hart, und ich muß dir sagen, es ist mir noch nicht, daß du in allen Stücken Recht habest; gerade z. B. will es mir gar nicht in den Kopf, daß es mit dem Auswendiglernen der Religion just so sei, wie du behauptest.

Noch immer in der Hitze, antwortete der Lindenberger:

Lieber Uli, es tönt freilich hart, wie ich's sage, aber nur weil wir von Jugend auf gewohnt sind, es anders zu hören. Oder ist's nicht so? Ueberleg's, und gib mir dann eine Antwort. — Wenn Einer einem Kinde eine Heiden- und Zigeunerreligion in den Kopf bringen wollte, wie wäre es dann? — Setze, er würde das Dümmste, das du nur erdenken könntest, ihm so beibringen, z. B. die Sonne sei der liebe Herrgott, der Mond seine Frau und die Sterne seine guten artigen Kinder, und nimm dann an, es wären viel dicke große Bücher in der Welt, in denen viel hundert und aber viel hundert Menschen sich seit hundert und aber hundert Jahren Mühe gegeben, diesen Zigeunerglauben zu erklären und vernünftig und gut darzustellen und tausend Gründe aufzusuchen, warum man ihn annehmen müsse und wie man zeigen könne, daß er wahr und gut sei, und wie man antworten könne, wenn Jemand sagte, er sei nicht wahr und nicht gut. Und denk' dann, dieser Mann würde seinem Kind, ehe es wüßte, was rechts oder links ist, die Hauptsachen dieses Zigeunertraums einprägen, ihm seinen Glauben am Himmel zeigen und es lassen Freude daran haben und Thränen darüber weinen und Lieder darüber singen, und dann, wenn es anfinge zu Verstande zu kommen, es das Gescheidteste und Beste, das es in diesen Büchern über seine Himmelsreligion finden würde, auswendig lernen ließ, und ich mag nicht reden, weiß nicht was noch mehr thäte, um ihm Kopf und Herz für seine Sonn- und Sternenreligion einzunehmen: kannst du denn finden, so ein Kind müßte über diesen Punkt im Kopf und an der Seele nicht wie lahm werden? Und wenn du dieses findest, so findest du Alles, was ich habe sagen wollen.

Solche Blitzworte waren freilich für die meisten Leute zu stark, aber sie zündeten doch Licht an und setzten hie und da Leuten darüber den Kopf auf den rechten Fleck, die dann weniger Feuer hatten und stiller und sanfter darüber redeten

Das Eis war so gebrochen, die Angst fiel alle Tage mehr weg, die man ehedem hatte, von diesen Sachen nur zu reden; und so wie die Angst wegfiel, regte sich die Neugier

und trieb selber die alten Großmütter, wenn ihre Enkel vom Lieutenant heim kamen und von diesen Sachen redeten, hinter dem Ofen hervor zu hören, was es denn mit dem neuen Wesen sei, von dem man die Zeit her so viel murmle. Und je mehr man so dem Grund der Sachen nachforschte, je klarer kam's natürlich heraus, es sei nicht so schlimm und nicht so bös damit gemeint, als man im Anfang habe ausstreuen wollen. Auf der andern Seite aber klagten denn auch viele Leute, es sei ein so großes Uebel, man wisse gar nicht mehr, woran man sich halten und was man glauben solle, weil die Leute bald Alles und selbst das Wort Gottes der Eine so und der Andere anders erkläre.

Viele wußten sich über diesen Einwurf gar nicht zu helfen; aber das Baumwollenmareili, das doch weder schreiben noch lesen kann, fand ungesucht die rechte und die einzige Antwort, die man über diesen Punkt geben kann. Es sagte seinen Spinnerweibern, die ihm auch ins Haus kamen, über diesen Punkt zu klagen: Es hat schon gefehlt, wenn's Einem über das, was Gottes Wort sagen wolle oder nicht sagen wolle, aufs Erklären und das, was andere Leute dazu sagen, ankommt!

Aber wie machst du es denn, wenn es dir nicht aufs Erklären ankommt?

Wie ich das mache? Ihr guten Leute, ihr solltet's wohl wissen, es sind ja genug Sachen in der Welt, die von Gott selber sind, und ob denen man nicht verirren kann, was Gott wolle, daß ein jeder Mensch in der Welt sei und thue. Ich habe ja Sonne, Mond und Sterne, und Blumen im Garten, und Früchte im Feld, — und dann mein eigen Herz. — Und meine Umstände, sollten mir die nicht mehr als alle Menschen sagen, was Gottes Wort sei und was er von mir wolle? Nehmet nur gerade mich selber, wenn ihr vor mir steht und ich euch in Augen ansehe, was ihr von mir wollt und was ich euch schuldig; — und dann da die Kinder meines Bruders, für die ich sorgen muß, sollten die nicht das eigenthümliche Wort Gottes an mich sein, das auf eine Art an mich gerichtet ist und mein eigen gehört,

wie es an keinen andern gerichtet und keinem andern gehört? Und das ist gewiß von Gott, und ich kann mich gewiß nicht verirren, wenn ich mir das andere Wort Gottes durch nichts in der Welt als dadurch erklären lassen will.

Und die Spinnerweiber mußten ihm zugeben, daß Sonne und Mond und Sterne, und des Menschen Herz, und seine Verhältnisse einem jeden Menschen das Wort Gottes für ihn recht und unverirrlich und genugsam erklärten.

Aber auf eine andere Art legte der Michel das Wort Gottes aus. Die Hauptlumpen von den Tagelöhnern am Kirchbau hatten kaum vernommen, der Junker gebe den Torfgräbern zwei Mal in der Woche einen Abendtrunk, so murmelten sie unter einander, das käme ihnen auch zu und es sei Niemand schuld, als Lienert, daß sie ihn nicht bekämen; er brauche nur ein paar Worte gegen den Junker fallen zu lassen, so hätten sie ihn sicher.

Was sie am ersten Tage hinter ihm brummelten, das sagten sie ihm andern Tages ins Gesicht und da er's ihnen abschlug und meinte, daß es ein Unterschied sei, den ganzen Tag im Wasser zu stehen und zu arbeiten und am Morgen und Mittag eine halbe Stunde weit an seine Arbeit zu gehen, wie es die Torfgräber müßten und dagegen so zu sagen unter seinem Dach und vor seiner Hausthür seinen Tagelohn zu finden, wie sie es hätten: so wurden sie auf diese Antwort so wild über ihn, als wenn er ihnen das größte Unrecht gethan hätte und sie trachteten von Stund an Rache an ihm zu nehmen und ihm alles Mögliche zu Leide zu thun und wenn er nicht den Michel auf seiner Seite gehabt hätte, so hätten sie ihm mit den Gesellen und mit der Arbeit die größte Unordnung angerichtet.

Aber dieser nahm den Kriecher und den Marx, als er eben dazu kam, wie sie ihm ein paar Gesellen aufwiegelten, so vor, daß ihnen die Lust nach fernerem Aufwiegeln und sogar nach fernerem Arbeiten auf dem Kirchhofe verging und sie noch vor dem Nachtessen ihren Platz mit ein paar Torfgräbern tauschten.

O wenn ich doch nur machen könnte, daß dieser Mann

noch mehr guten Leuten in der Welt, die es wie Lienert nöthig haben, die rechte Hand sein und mit Schelmen und Heuchlern für sie umspringen könnte, wie er mit jenen umsprang, was würde ich doch für Gutes ausrichten? Er hat die Seele der Schurken in seiner Hand, weil er sie kennt und wenn er mit ihnen zu reden kommt, so kann er sie zerreißen, daß man meint, man sehe sie zwischen seinen Zähnen.

86. Vom Rathen, Helfen und Almosengeben.

Ich verliere mich im Labyrinth des großen Bildes, das ich machte, lege den Pinsel ab, und fasse meinen Traum im Ganzen.

Womit will ich Arners Thun vergleichen? — Es ist gleich dem Regentropfen, der von der Rinne fällt und den Felsen höhlet. — Aber wer kann die Tropfen zählen unter der Rinne am Dach und ihre Kraft beschreiben, die den Felsen höhlt? Ich kann es nicht, ich kann nur die Höhlen zeigen im Marmor unten an der Rinne, und sagen, sie sind vom Reiben der Tropfen, die von ihr herabfallen — genug — das Fallen der Tropfen höhlte den Felsen, wo er am härtesten war.

Der Eifer mit dem Spargeld in den Spinnerhäusern brachte eine Menge Leute in eine bessere Ordnung, die sich sonst durch nichts dazu bringen ließen; und man sah mit jedem Tag mehr Männer und Weiber Theil an dem nehmen, was er wünschte und suchte, und ihm so zu seinem großen Ziel helfen.

Die Reinoldin, — es ist die, die seinen Carl so hart geküßt und dem Kinderzug so lustig vor den großen Häusern vorbeigeholfen, — ließ keinen Tag vorbei, daß sie nicht den Spinnerweibern in ihrer Nachbarschaft bei ihrem Eifer für die neue Ordnung mit Rath und That an die Hand ging. Sie war von jeher wohlthätig, aber als sie sah, daß die Arbeitslust und die Anführung zur Ordnung und zum Sparen den armen Leuten in einer Woche mehr aufhilft, als man ihnen mit keinem Almosen in Jahren aufhelfen

kann, so änderte sie zur Stund hierüber ihre Art und schlug auch der besten Gevattermeisterin einen Mund voll Brod ab, wenn sie nicht mit ihr auf den Grund gehen und ihr lauter und klar zeigen wollte, wie sie stehe, was ihre Haushaltung die Woche durch verdiene, wie sie das abtheile und warum sie nicht damit auskomme. Ihre erste Antwort, wenn ihr Jemand eine Noth klagte, war jetzt: Ich muß mit dir heim und in deiner Stube sehen, wo es dir eigentlich fehle und wie dir zu helfen sei.

Das behagte freilich vielen Leuten nicht, andere ließen sich helfen; an diesen that sie wie eine Mutter; aber sie hatte auch erst, seitdem sie ihre Art hierin geändert, Freude an ihren Almosen.

Bis jetzt that sie dieselbe als eine Art Schuldigkeit, so ungefähr wie rechte Leute Zoll und Zehnten abstatten, gern und willig, aber ihr Herz war nicht dabei, und sie dachte nichts dabei; jetzt wurden sie ihr zur Lust des Menschen, der einem Kind aus dem Elend das Glück seines Lebens gründet. Sie thut das und gibt jetzt ihren Armen nicht mehr nur Brod und Geld, sondern sich selber und ihre Zeit, ihren Verstand, ihr Ansehen und Alles, sogar ihren freudigen Muth, ihnen so zu helfen, daß ihnen wirklich geholfen. Aber mitten indem sie ihnen hilft, legt sie ihnen auch Zaum und Gebiß in den Mund, daß sie gegen eine gute Hausordnung, auf die sie ihre Hülfe jetzt baut, nicht aufschlagen dürfen, und legt nie eine Hand an, so lange ein Armer einen Krebs im Busen verbergen will, der ihre Hülfe vereiteln, und was sie immer an ihm thäte, ihn doch zum Tod bringen würde.

Man mag darüber sagen, was man will, gewiß ist nur das ein wahres Almosen, wenn man macht, daß der, der es empfängt, nicht ferner betteln muß. Das ist wahr, oder das Almosen ist nicht ein Opfer der Weisheit und Güte, sondern etwas ganz anderes.

Ihre Mutter ist jetzt auch wieder gut mit ihr. Da sie sieht, daß der Junker mit seinen Sachen Meister wird, so ist ihr jetzt auch recht, daß ihre Tochter ihm hilft. Sie ist

ein sonderbares Weib, diese Mutter. Bei allen Fehlern, die sie hat, rühmen sie viele Leute sehr, und sagen, sie könnte ein Königreich regieren; aber von allen, die sie so rühmen, ist nicht Einer, der behauptet, sie könnte einen Menschen, der mit ihr unter einem Dach wohnte, glücklich machen.

Eben so viel, wie die Reinoldin, und noch mehr that auch das Baumwollenmareili, der Hausordnung im Dorf aufzuhelfen, und es war ihm noch viel leichter. Sein Lebtag mit den armen Leuten und ihren Umständen bekannt, war es bei ihnen so daheim, daß es in seinem eignen Haus nicht mehr daheim war, und hatte darum nicht nöthig, wie die Reinoldin, in ihren Häusern nachzuforschen, wie es mit ihrer Ordnung stehe, es sah es ihnen im Augenblick sonst an und merkte es an jedem Wort, das sie redeten, an jedem Bündel Garn, den sie ihm auf den Tisch legten. Es hat schon, seitdem es Baumwolle ausgibt, an vielen Leuten mit Rath und That das Gleiche thun wollen, aber unter dem alten Junker ist dieß umsonst gewesen. Ein Rath, ein gutes Wort hat da so viel genützt, als eine Thräne im Krieg. Es ist umsonst unter einer Obrigkeit, wie der alte Junker, den Menschen zu rathen. Nur da, wo eine Obrigkeit ist, die zur Hausordnung Sorge trägt und selber Hausordnung hat, nur da kann man das thun.

Es war auch für das Mareili, wie wenn's nicht mehr im alten Dorf lebte, so fand unter dem neuen Junker ein jedes gut gemeinte Wort bei den Leuten so gute Statt, und seitdem der Eifer, auf Spargeld zu spinnen, in sie hineingebracht worden, richtete es fast mit allen Haushaltungen, die ihm spannen, in dieser Hinsicht aus, was es wollte.

87. Von der Wahrheit und vom Irrthum.

Es fiel bald Jedermann in die Augen, daß es sich im Dorf allenthalben ändere; denn auch von den schlechtesten Leuten kamen bald in dieser, bald in jener Gasse einige sichtbar in eine bessere Ordnung, so daß, wo die Weiber

zusammenkamen, beim Brunnen auf dem Kirchweg; und im Barthaus, wo die Männer, seitdem das Wirthshaus zu ist, ihr Altes und Neues zusammentragen, daß immer von nichts anderm die Rede war. Aber lange hielten die meisten die neue Besserung der Leute für eine Art von Bettags- und Festfrömmigkeit, die so lange dauern werde, bis etwa eine Fastnacht oder Kirchweih auf die heilige Zeit folge, die dann den Bettagsgesichtern ein Ende machen werde. Ihrer viele sagten: Es wäre wohl gut, wenn man die Leute wie einen ledernen Handschuh umkehren könnte! Aber wenn es möglich wäre, so wäre der Junker gewiß nicht der erste gewesen, dem es in den Sinn gekommen, er werde auch nicht der erste sein, dem es gelinge.

Im Anfang hatten sie auch nur ihr Gespött darüber und Einer sagte einmal sogar, es sei ja nur eine Hunde-ordnung, und erklärte sich dann, wenn des Scheerers Hund dem Hummel sein gelbes Wasser nicht unter dem Tisch auf-gelappt, so würde die neue Ordnung in den Häusern und aller Lärm, den sie anrichte, sich Niemand träumen lassen. Einige Wochen später aber spotteten sie nicht mehr, sondern fingen an, allerlei Gründe zusammen zu suchen, warum sie Recht hätten, und warum das neue Wesen nicht Bestand haben könne.

So ist der Mensch, so lange ihn das, was er nicht gern hat, auch nicht wahr dünkt, so spottet er nur darüber; wenn's ihm aber ahnt, es könnte doch wahr sein, so fängt er an, Gründe zusammen zu lesen, warum es nicht wahr sein kann. Und überhaupt, was ihm ganz wahr ist, dafür braucht er keine Gründe und sucht keine. Erst wenn's ihm ahnt, er könne sich irren, geht er auf das gefährliche Jagen nach Gründen, auf welchem er so oft in die Labyrinthe des Irrthums geräth, wo für ihn keine Auswege mehr sind.

Warum ist er ein Narr, und thut das? Was will der Mensch mit dem Jagen nach vielen Gründen? — Die Wahrheit ruhet auf ihrem Felsen, als auf ihrem einzigen Grund. Die Unwahrheit hingegen hat ihre Lage immer hinter vielen Gründen und verbirgt sich hinter ihnen, wie

hinter einem Haufen zusammengelesener Kieselsteine. — Von da bringt sie aus den Schlupfwinkeln ihres Sitzes den armen Jägern nach Gründen Steine aller Art und Gattung und Farbe, wie ein jeder von ihnen sich den Felsen der Wahrheit an Art und Farbe und Gattung in seinem Kopfe vorstellt, hervor. Die Schlange trägt die glänzenden Steine zwischen ihren Zähnen auf ihrer Zunge und beleuchtet sie mit dem Glanz ihrer Augen. Aber das Schoßkind der Wahrheit, die ruhende Einfalt, kennt das Klappern ihres Nackens, und naht sich den Hügeln nicht, wo sie ihren Sitz hat; denn sie weiß, wie das schlaue Thier, die Naseweisheit, den Menschen bethört, und die armen Jäger nach vielen Gründen unter den Knochen des Zaubergewildes, dem sie nachstreben, begräbt.

Noch einmal, was will der Mensch mit vielen Gründen? — Die Wahrheiten, deren Nichtwissen Schaden bringt, brauchen nicht viel Erklärens.

Aber der Mensch glaubt gern Narrensachen und thut gern Narrenstreiche, und möchte denn doch, daß das, was er als ein baares Vieh glaubt und thut, so vernünftig wäre, daß ihm Engel und Teufel nichts dagegen sagen könnten. Darum muß er auch so oft und viel auf die arme Jagd nach Gründen, auf der jetzt auch die Bonnaler waren. Diese fanden auf ihrer Jagd für ihre liebe Meinung, daß dieses neue Wesen keinen Bestand haben werde, Gründe wie Steine.

Zwei leuchteten ihnen besonders ein. Der erste, die lahme und alles lähmende Rede, es sei mit den Menschen gar nichts zu machen. — Sie glücklich zu machen, zu bessern und in Ordnung zu bringen, sei so lange die Welt steht, Traum gewesen, und werde so lange die Welt steht, Traum bleiben.

Das ist so lange die Welt steht, das Wort gewesen, womit dumme und schlaue Leute Hand in Hand einander geholfen, den Bogen abzuspannen, wenn etwas Gutes, das man mit den Menschen machen wollte, nicht in ihren Kram diente; und es ist kein Wort in der Welt, womit man

sicherer unter der Decke alles hindern und dem Menschen in Allem, was er Gutes thun sollte, die Augen ausbohren kann, als dieses.

Der andere Grund ist der gleiche, aber auf eine andere Manier. Es fand ihn ein Mann, der die Wassersucht hatte, und in seiner Krankheit Jahre lang Zeit hatte, hinter dem Ofen Allem nachzusinnen. Dieser verglich das ganze Wesen der Lufterscheinung zu den Zeiten ihrer Großväter, da einmal drei Sonnen mit einander am Himmel geschienen, aber in einer Viertelstunde darauf wieder zu einer einzigen geworden. Diese Erklärung behagte ihnen so wohl und ließ sie ihre liebe Meinung so vernünftig finden, daß sie glaubten und sagten, sieben Pfarrer mit einander könnten es ihnen nicht besser erklären. Sie faßten sie auch so fest in den Kopf, daß Alles, was ihnen dagegen vor Augen stand, ihnen nichts war. Es ist aber auch nichts, das mit dem Menschen und seinem Kopf so übel fährt, als eine unrichtige Erklärung, an die er glaubt. Darum sahen die Bonnaler, die jetzt diese Sonnenerklärung wie ihren Katechismus in den Kopf gefaßt, vergeblich mit ihren Augen die neue Hausordnung alle Tage mehr Fuß greifen und mehr Bestand zeigen.

Doch dämpfte ihnen der Lindenberger die Hitze, mit der diese Sonnen in ihren Köpfen brannten. Er war noch ein Neuling im Widerspruch gegen seine Bonnaler, die Träumerschelmereien mit gleicher Hitze liebten. Und es waren viele Wochen, ehe er dem Lieutenant, wie ich schon erzählt, unter die Hände kam. Aber er fand dieses Gleichniß doch jetzt schon nicht stichhaltig, und antwortete ihnen das erste Mal darauf, die Schule und das Wirthshaus und das Baumwollenspinnen lasse sich so wenig mit Erscheinungen am Himmel vergleichen, als sich ein Kälberbraten mit einer Krautsuppe vergleichen lasse. Aber die ganze Scheerstube widersprach ihm und sagte, es vergleiche sich gar wohl, eins sei so unerhört als das andere. Er erwiederte ihnen, an einem Ort und in einem Kopf sei etwas unerhört, das in einem andern Ort und in einem andern Kopf gar wohl

erhört und völlig im Brauch sei, z. B. könne es nicht anders sein, es müsse noch viel unerhörter geschienen haben, den ersten Pflug ins Feld zu stellen und den ersten Baum zu pfropfen, als Alles, was der Junker bis jetzt angefangen habe. Und nun ohne Gleichniß und Sprüchworte zu reden, so müsse eine Obrigkeit entweder die Leute überall laufen lassen, wie sie liefen, oder sie könne sich unmöglich, wenn sie ein Land von der Lüderlichkeit und Unordnung abgewöhnen wolle, damit abspeisen lassen, es sei unerhört, die Leute arbeiten und in der Ordnung leben zu lassen, eben so wenig als damit, es sei ein böser Traum, etwas mit dem Menschen auszurichten.

So deutlich das war, so blieben dennoch immer viele Leute auf der alten Meinung. Einige, die gestehen mußten, die neue Ordnung griffe wirklich mehr Fuß, kamen jetzt mit dem „sie könnten nicht begreifen, wie es komme, daß es ihm so gehe wie er wolle!“ — Es war nur Niemand, der ihnen sagte, es sei nichts daran gelegen, ob sie es begriffen oder nicht. Hingegen sagte ein Kienholzer, er begreife es gar wohl, der Junker brauche die zwei Pfeifen, mit denen man, seitdem die Welt sieht, Alles ausgerichtet: die Brodpfeife und die Freundlichkeitspfeife. Wer da war, rühmte die zwei Pfeifen und sagte, es sei wahr, der Junker brauche sie wie ein Meister.

Aber ein Napser sagte, wenn sie ihm diese Pfeifen noch so sehr rühmten, so wolle es ihm doch nicht in den Kopf, wie er etwa ein Dutzend seiner Tagelöhner dazu bringen könne, daß sie ihm vom Morgen bis zum Abend in seiner Torfgrube aushielten. Es sind keine zwei Monat, setzte er hinzu, sie hätten Einem, wenn der Henker auch mit dem bloßen Schwert vor ihnen gestanden hätte, auch bei der leichtesten Arbeit nicht so ausgehalten. Ihm antwortete der Hügi: Red' doch nicht vom Henker, der ist ein bloßes Narrenwort gegen diese zwei Pfeifen, wenn's darauf ankommt, die Leute tanzen zu lehren, wie man will, daß sie Einem tanzen.

Einmal kamen sie so an einem Samstag darauf, was

der Junker doch bei Allem suche, und fielen zuerst auf den Hochmuth. Sie sagten, er wolle mit seinem Dorf auch etwas Besonderes haben, wie es unter ihnen manchmal auch Leute gebe, die so etwas Besonders haben wollten, wenn sie nur ein Scheunenthor aufrichteten.

Aber viele fanden, daß sei ein theurer Hochmuth, und sagten, das Geld würde sie dazu reuen. Ihnen widersprach ein Rufi, und sagte, aber er meine doch nicht, daß er Geld dabei verliere. Dann muß er doch, antworteten die Bauern, mit dem Sack geschlagen sein, oder er führt keine Rechnung. Es dünkt euch jetzt so, erwiederte der Rufi; aber wenn ihr rechnet, was die 90 Juchart neues Mattland ihm nur an Kornzehnten mehr eintragen müssen, und dann, was er mit dem Eifer fürs Arbeiten und Sparen, den er in alle Häuser hinein bringt, nur in zehn Jahren ausrichten muß, so kommt ihr gewiß auch darauf, daß ihm das Geld, das er jetzt anwendet, mit der Zeit einen großen Zins tragen muß! Er setzte hinzu: Es ist ja kaum mehr ein Bettelkind im Dorf, dem es nicht bald alle Nacht von einem halben Bauernhof träumt.

Das summte den reichern Bauern wie ein höhnendes Scheltwort ins Ohr, daß sie auf die Lippen bissen und schwiegen. Aber die Armen, die es merkten, trieben nun das Gespräch desto länger, und ein krummer Humbel, der keinen guten Schuh am Fuß hatte, sagte gegen die Dickbäuche, die oben saßen und nichts mit ihm hatten, hinaufgrinzend so laut er konnte und durch die Nase: Ja, wenn meine Kinder so fortspinnen und mir alle Wochen so viel Geld heimbringen, als den letzten Samstag, so geht es keine zehn Jahre, ich kaufe einem Bauern, welcher es ist, wenn er ein Hagelwetter hat oder sonst Geld braucht, seine beste Matte für baar Geld ab.

Das war zu rund, und der Kerl zählte nicht darauf, daß ihm Jemand anders als mit dem Maul Antwort geben würde. Zu seinem Unglück war Einer da, der das that, und ihn an Maul und Nase blutend zur Stube hinaus und die Treppen hinabschickte. Das Hagelwetter hat ihm den

Hals gebrochen, es durfte ihm Niemand das Wort reden, und auch die Armen sagten, wenn er schon ein Wort hätte reden wollen, wenn er nur nicht mit dem Hagelwetter gekommen wäre.

88. Vom Aendern alter Maschinen.

Aber trotz dieser Reden und dieser Gründe faßte der Same des Guten in Bonnal immer mehr Wurzel. Nur das alte Volk, das im Sumpf des vorigen Lebens grau geworden war, kam mit Kopf und Herzen nicht mehr nach. Das mußte auch der Pfarrer erfahren, der sich gerade an die Schlimmsten gewagt; wenn er sich auch alle Mühe gegeben, so war's am Ende doch nichts. So lange er neben ihnen stand, schienen sie wohl einen Anlauf zu nehmen, aber es dauerte keine vierzehn Tage, so sah er ein, daß sie noch die Alten waren und die Alten bleiben würden.

So ging es ihm auch mit dem Treufaug Er hatte ihm beim Todbett der Vogtin alles Gute versprochen und namentlich, er wolle mit dem Dr. Müller über seine Arzneien und Erfahrungen reden. Der Pfarrer erinnerte ihn seitdem mehrmal an sein Versprechen. Er schlug es ihm auch jetzt zwar nicht geradezu ab, aber er hatte immer einen Vorwand, warum es heute und morgen nicht sein könne. Bald mußte er noch Schriften und Papiere zusammensuchen, ehe er es thun könne; bald es sei noch die Frage, ob dem Dr. Müller damit gedient sei, bald, es sei nur Wasser in die See getragen, und der Müller habe ja studirt und wisse im kleinen Finger mehr, als er im ganzen Kopfe, und wieder, wenn der Herr Doctor etwas von ihm wolle, so wisse er ja wohl, wo er zu Hause sei.

Aber es stand dem Dr. Müller auch nicht an, ihm deshalb nachzulaufen. Er sagte dem Pfarrer deutsch, er glaube nicht, daß er etwas wisse, und noch weniger, daß er ihm etwas sage; und er müsse gestehen, er möchte nicht, daß man ihm nachrede, er sei ihm darum nachgelaufen und habe sich von ihm zum Narren halten lassen.

Aber der Pfarrer, der immer seinem guten Herzen folgte, ruhte nicht, bis er sie einmal bei einander hatte, und brachte es endlich bei einem Mittagessen im Pfarrhaus dahin. Der gute Mann gab das Beste, das er in der Küche und im Keller hatte, und that Alles, was er konnte, den Henkerskerl in gute Laune zu bringen. Er setzte ihn, als den ältern Arzt, oben an den Tisch, trank zuerst seine Gesundheit und sagte beim ersten Glas, sie wollten alle drei nächstens mit einander ins Schloß; der Junker werde ihnen dann einen andern einschenken, als dieser sei, wenn er höre, daß sie so mit einander gute Freunde geworden. Der Müller ließ sich das Untenansitzen und Alles gefallen, weil sonst Niemand da war, und der Pfarrer ihn vorher gebeten, er solle es doch nicht achten, er richte sonst mit dem alten Narren nichts aus.

Es hatte im Anfang auch den Anschein, wie wenn es dem Pfarrer nicht fehl schlagen wollte. Der Treufaug soff darauf los und fing an, so gesprächig zu werden, daß dieser meinte, er werde, ehe er vom Platz aufstehe, auskramen, was er im hintersten Winkel wisse. Es war nichts weniger der Fall. Er redete kein wahres Wort und schnitt auf, daß der Müller, wenn ihm schon der Pfarrer einmal über das andere winkte und ihn noch mit den Füßen unter dem Tisch stieß, daß er schweige, sich doch nicht mehr halten konnte und ihm widersprach.

Nun war's aus. Der Treufaug fing jetzt an, ihn anzuschnauzen, wenn er's besser wisse, so solle er reden und er wolle schweigen. Doch sah er, so sehr er einen Rausch hatte, es dem Pfarrer an, wie sehr es ihm weh thue, daß es so gehe; aber es machte ihm nichts. Er blieb nur noch, um die Gläser zu leeren. Als dieses geschehen, stand er schwankend auf, stammelte ein paar Worte des Dankes für die Ehre, die ihm der Herr Pfarrer erwiesen, suchte seinen Hut und seinen Stock und wanderte weiter.

Als er fort war, sagte der Dr. Müller zum Pfarrer: Da sehen Sie, daß ich Recht hatte, und daß man einen alten Stier, wie dieser einer ist, nicht wie eine alte Kuh

melken kann. Der Pfarrer erwiederte: Es ist mein Fehler, daß ich von solchen Leuten immer mehr hoffe, als ich sollte.

Er war ein abgebrühter Mensch. Wenn er auch sah, daß er Jemand kränke, das plagte ihn nicht mehr. Was ihn plagte, war die Langeweile, die er hatte, seitdem die Tragbahrenhistorie ihm seine Kundschaft vertrieben. Er klagte auch einem jeden alten Weib, das bei ihm still stand, wie ihm das weh thue.

Und da sein Vetter von Andorf jetzt auf einer Reise ins Oberland bei ihm zusprach, fing er an, die hellen Thränen zu weinen und ihm zu klagen, wie es ihm jetzt gehe und wie er oft den ganzen Tag keine lebendige Seele in seiner Stube sehe. Der Vetter gab ihm zur Antwort, er solle nur zu ihm hinabkommen, da solle er den ganzen Tag Leute genug und Alles haben, was er nur wünsche.

Das leuchtete ihm wohl ein; aber es kam ihm schwer übers Herz, so aller Ehre gute Nacht zu sagen. Doch bei mehrerm Nachdenken, da er fand, es sei schon aller Ehre gute Nacht gesagt, entschloß er sich, in vierzehn Tagen das Haus zu schließen und ins Land hinunter zu ziehn, zum Meister Johannes, dem Henker in Andorf. —

Auch mit dem Hummel war es das Nämliche. Er erhielt sich nicht in der Stimmung, in die ihn des Pfarrers Sorgfalt gebracht hatte. Seine Schulden zwangen ihn, sein Hab und Gut seinen Creditoren zu überlassen. Alle Tage kamen neue Forderungen an ihn, und da die meisten größer waren, als die Summe, die er als schuldig in seinen Büchern erkannte, so forderte bald dieser, bald jener mit ihm persönlich darüber zu reden und sich mit ihm zu verständigen. Davor fürchtete er sich wie vor dem Schwert; aber es war unausweislich, und das Schimpfen und Fluchen über ihn und über alle List, über alle Lügen und alle Betrügereien, durch die er seine Creditoren so tief hineingebracht, war im Dorf allgemein und wurde dadurch noch stärker, daß er fast über Alles, worüber er gefragt wurde, nur ausweichende Antworten gab.

Dieser Umstand und die Gefahr des Verlustes brachten

viele dahin, daß sie ihn jetzt gar nicht schonten, sondern frei und gerade heraussagten, wie es ihrer Forderungen halber stehe. Das brachte aber den Hummel ganz und gar aus der geduldigen und bescheidenen Stimmung heraus, in die ihn sein Unglück, das Todbett seiner Frau, des Pfarrers Sorge und auch des Hübelrudi edle Handlungsweise gebracht hatte.

Sobald einer von ihnen schonungslos mit ihm redete und ihm einen Wink über das Unrecht gab, das er an ihm begehe, antwortete er ihm mit der ganzen Derbheit seiner alten Tage. Zu einigen sagte er gerade heraus: Ihr habt zu reden, ihr; ihr seid größere Schelme als ich; ihr habt dieses gethan, ihr habt jenes gethan und jetzt dankt ihr mir es so, daß ich euch eure Schelmenstücke habe verschweigen helfen. — Und bei vielen hatte er wahrlich Recht.

Aber der Eindruck, den dieser Umstand auf ihn machte, konnte nicht verderblicher sein. Es war, wie wenn alles Gute, das der Pfarrer wieder in ihn hineinzubringen versucht hatte, in ihm verschwand. Er stand vor diesen Leuten täglich da, wie er früher war. Seine alte Sünde floß gleichsam neu belebt in seinen Adern. Die Kraft, seine Fehler und Gelüste wirksam zu machen, fehlte ihm freilich, aber in gewissen Augenblicken äußerte sich seine Wildheit nur desto roher in ihm. Die ernsten, guten Gedanken waren jetzt wie in ihm ausgelöscht. Er fühlte nur mit dem bittersten Unwillen und Gram, daß er jetzt Haus und Hof und Mühle und Alles verlassen und als ein blutarmer Mann sein Leben in einer Winkelstube des Dorfs zubringen müsse. Diese böse Veränderung in dem Gemüth dieses Mannes that dem guten Pfarrer, der sie gar nicht erwartet hatte, jetzt sehr weh, und er machte den Vogt mit Thränen darauf aufmerksam. Dieser antwortete ihm: Es ist wahr, die Leute, die jetzt täglich zu mir kommen, bringen mich außer alle Fassung; ich kann's nicht aushalten, wie sie mir begegnen und wie sie jetzt Alles vergessen, was sie mir zu danken haben; wenn nur Niemand mehr zu mir gekommen wäre und ich mit keinem Menschen kein Wort mehr hätte

reden müssen, so wäre es mit mir gewiß nicht also gekommen.

Er versprach dem Pfarrer auch allemal, in Zukunft auf seiner Hut zu sein; aber es waren leere Worte. Sobald Jemand wieder von seinen Schulden mit ihm redete und ihm ein böses Wort gab, so war's immer genau, wie wenn man Feuer zum Pulver legt. Und so wie jetzt seine Leidenschaften wieder in ihm erwachten, so nahm auch seine Ermattung in gleichem Grade zu. Wenn er von einer solchen Zänkerei wegkam, so stand er oft ganze Viertelstunden mit offenem Mund und mit starren, aufgesperrten Augen in einer Ecke seiner Stube, wie wenn er verrückt wäre und glich ganz einer ausgebrauchten, verrosteten Maschine, in der kein einziges Rad mehr in seinem alten Gange fortläuft. Er empfand das aber auch selber und sagte einmal zum Pfarrer, es sei mit ihm wie mit einem abgestandenen Wein; so lange man ihn schüttle und rüttle, scheine es wohl, er habe noch etwas Geist, wenn man ihn aber nur ein paar Stunden wieder stehen lasse, so sei er wieder die alte, abgestandene Lüren. —

Auch der Hartknopf blieb der Alte. Es war ein Wind, daß er dem Pfarrer in seiner Noth einmal Recht gab und einzusehen schien, er hätte sich mit seinem Mund der Religion gar nicht annehmen, sondern auf seinem Strumpfweberstuhl schaffen und durch seinen Verdienst ein ehrlicher Kerl zu werden suchen sollen. Er versuchte einige Mal, dem Pfarrer zu folgen und ging wieder an seine frühere Arbeit, aber er hielt es nicht aus. Schon das Sitzen auf dem Stuhl machte ihm übel und beim Zuschlagen thaten ihm die Arme in allen Gelenken weh. Er hilft sich also wieder mit seinem Mund und sucht den Leuten die Rockfuttergeschichte auszuschwatzen, so gut er kann. Doch bringt er seinen alten Verdienst nicht mehr auf den Zehnten.

89. Die Vorsätze schwacher Leute sind wie ein Rauch, der warm aus dem Kamine aufsteigend hoch in die Luft empor wallt, aber dann darin plötzlich erkaltet und verschwindet.

Während das Alte, Verhärtete, Böse in Bonnal noch so unerschütterlich fest stand und Arners gutes Thun auf dieses Verhärtete, Böse hie und da nicht anders wirkte, als Geißelhiebe auf Stiere, die sich, wenn sie dieselben fühlen, in den Nacken werfen und mit ihren Hörnern stoßen, so zeigte sich auch auf der andern Seite das Gute, das der Junker im Dorf anzubahnen suchte und hie und da angebahnt glaubte, wie man bei uns sagt, noch ganz nagelneu als ein sich kaum eben entfaltender Keim, der noch durchaus keine feste Wurzel in seinem Boden gefaßt. Dieses zeigte sich sehr auffallend am Hirzauer Markttag. Dieser Tag war schon seit langem ein eigentlicher Juchheien- und Narrentag für Bonnal. Hirzau ist ein eigentliches Nest für Fresser, Saufer und Spieler. Fast die Hälfte der Häuser am Ort sind Schenk-, Wirths- und Kaffeehäuser und mehr als ein Dutzend Bürger sind Geiger. Auch ging dieser Tag beinahe nie vorüber, ohne daß Lumpenstreiche, Schlägereien, Diebstähle und alle Arten von Unannehmlichkeiten an demselben begegneten.

Der Lieutenant hatte ein paar Tage vorher in der Schule gesagt, er hoffe, es werde an diesem Tage keines ausbleiben, und in dieses Lumpennest gehen. Auch der Pfarrer hatte am Sonntag in der Kirche davor gewarnt und die Frauen, die am Sonntag gewöhnlich ins Pfarrhaus kamen, hatten ebenfalls seit mehrern Tagen Jedermann, mit dem sie zusammen kamen, gesucht, von dem Besuch dieses Markts abzuhalten; insonderheit warnte das Mareili die Spinnerweiber, die zu ihm kamen, gar sehr davor und sagte ihnen bestimmt: Glaubt nur sicher, es kommt kein Bein nach Hirzau, von dem es der Junker und der Pfarrer nicht

vernimmt, und es ist jetzt doch keine Zeit, den Einen oder den Andern vor den Kopf zu stoßen.

Auf diese vielseitigen Warnungen hin hatten auch die meisten Leute sich vorgenommen, zu Haus zu bleiben und einige gutmüthige Leute, die hie und da solche gute Vorsätze aussprechen hörten, fingen wirklich an zu rühmen, wie sehr es sich in dieser Rücksicht im Dorf gebessert. Aber wer das Dorf besser kannte und nicht blind gutmüthig war, hatte keinen Glauben an dieses so plötzliche Bessern, und als der junge Renold sich auch über diese Vorsätze freute und dem alten Aebi den Gassen nach und an den Fingern vorzählte, wie viel Haushaltungen nach und nach in eine bessere Ordnung gekommen, antwortete ihm dieser: Wart' doch nur ein wenig, bis der Markt vorüber, ich will dann ein Narr sein, wenn nicht aus den Haushaltungen, die du jetzt so rühmst, mehr als ein Dutzend voll und toll und ein paar Stunden später, als sie sonst ins Bett gehen, von Hirzau heimkommen.

Er hatte Recht. Der Morgen dieses Tags war so schön; die Sonne ging wie pures Gold auf, und die evengelüstigen Weiber in Bonnal sahen früh unter ihren Thüren und Fenstern nach der schönen Sonne und nach dem Weg, der ihnen also hinab ins Dorf in die Augen schien, und sagten bald über Gassen und Gärten hinüber zu einander, wie das ein schöner Tag sei und wie lustig es wäre, wenn sie auch dürften. — Wir sind doch keine Kinder mehr und können uns selbst hüten, sagte bald dieses, bald jenes. Und dann: Gelt, Alter! du säufst doch nicht? — Nein, nein. — Gelt, Junge, du kramst doch nicht? — Nein, nein. — Und du spielst doch nicht? — Ich rühre keine Karte an. — So kam man mit jedem Wort dem lieben Gehen näher, das denn auch bald kam. — Wohl vierzig Männer, Weiber und Kinder faßten den Entschluß, sie wollten es einmal wagen, es werde nicht Alles eine Sünde sein. —

Und hin war mit diesem Wort und wie aus dem Kopf weggewischt, was sie mit einander vom Sparen, Sorghaben und dergleichen beim Aufgang der Sonne geschwatzt. Sie

waren nicht sobald einige Büchsenschüsse weit vom Dorf weg und bei einander, so hatten sie ein Leben und Jauchzen, daß es im ganzen Dorf tönte, und auf dem Markt kauften, tanzten, soffen und spielten die meisten ungefähr wie sie es immer gethan hatten.

Aber die Leute hatten einen Vater daheim, der auf das Spielen seiner Kinder ein Auge hatte. Er vernahm ihr Marktlaufen, ehe sie in Hirzau waren, und befahl seinem Klaus, der an diesem Abend den Pfarrer von Bonnal heimfuhr, er solle beim Rückfahren am Scheideweg unten am Berg auf sie warten, zu sehen, wer sie seien und wie sie zugerichtet. Aber sie kamen nicht bis in die späte Nacht. — Er wartete sie aus und saß da in der stockfinstern Nacht mit seiner Pfeife im Mund zwischen seinen zwei Kutschenlichtern wie ein wahres Gespenst.

Endlich gegen 10 Uhr hörte er ihr wildes Getümmel, und sie sahen von ferne seine Lichter. Das machte sie still. Je näher sie kamen, desto größer schienen ihnen die Feuer und desto mehr dünkte es sie, es seien nicht rechte Feuer und es stecke etwas Unrichtiges dahinter. Sie wurden so still, daß man bald keinen einzigen von ihnen mehr hörte. Auch ihre Tritte wurden leiser, so daß es bald war, wie wenn kein Mensch mehr vom Berg herab käme. Und in dieser Stille sagte ein Kind, das nicht wie die andern getrunken: Diese zwei Feuer seien mitten im Wege, wo sie vorbei müßten, und es sei ein wunderliches viereckiges Ding, das groß sei wie ein Haus und kohlschwarz, und doch manchmal wie lebendig scheine, gerade hinter den Feuern. Das machte die volle Heerde so ängstlich, daß sie fast athemlos und wie mit einem Auge gegen die Feuer hinstarrten; und nun bewegte ein Zufall die Kutsche, mit ihr schwankten die Lichter, und die volle Heerde meinte, sie sehe die Feuer kirchthurmhoch hinauf und hinabspringen.

Behüt uns Gott! wie war das ein Schrecken. Die Alten verstummten und die Kinder huben ein Zetergeschrei an, und lange wußte Niemand, was rathen, was helfen. Endlich nach einer Weile dämpfte das Beben des Schreckens

bei einigen den Wein, daß es war, wie wenn sie ihre Sinne wieder bekämen, und ein Leupi kam dazu, daß er, wie vernünftig, ihnen den Rath geben konnte, sie sollten Strohhalme suchen und sie kreuzweis über einander in die linke Hand nehmen, und so wollten sie eins dem andern fest anhangend in Gottes Namen auf dem Fußweg neben dem Wassergraben bei dem Gespenst vorbeigehen, und dann, wenn sie gerade über, solle ein jedes die Worte aussprechen: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn."

Die arme Heerde folgte ihm so gern, wie furchtsame Schafe dem Hunde, wenn er den Wolf riecht, und sie zusammenjagt, daß sie desto sicherer neben dem Wald vorbeikommen. Sie schickten sich im Augenblicke an, an den Standen neben dem Wege Strohhalme zu suchen. Als sie deren hatten, zerbrachen sie dieselben, machten Kreuze daraus, und legten sie den Kleinen und Jungen noch in die Hand, dann lehrten sie sie noch die Worte aussprechen: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn."

So traten sie den Weg an; aber ihre Knie schwankten, ihre Hände bebten, und sie zogen aneinander hangend fort, wie wenn sie nicht gingen. So kamen sie endlich so langsam forttreibend gerade neben die Feuer und wollten eben ihre Nothworte „Alle guten Geister" über ihre starren Lippen lassen, als in diesem Augenblick der Klaus sein Leitseil zog. Da stampften die Rosse, die Räder klirrten, die Feuer sprangen und, wie wenn die Erde unter ihnen gewichen, lag die Heerde mit einander im Graben und meinte nichts Anderes, als der Teufel habe sie alle mit einander mit einen Klapps über Bord geworfen. Jetzt erhob sich ein Schreien, das dem Klaus auf dem Bock ans Herz ging; denn es war wie das Schreien aus brennenden Häusern. Er fing an, ihnen, was er aus dem Hals vermochte, zuzuschreien: Ihr Narren! Ihr Narren! Was ist das für ein Schreien? Kalberleder! du Ochs! Sigrist! Hügi! ihr Hornvieh, und du, Leupi! du Narrenführer, wofür haltet ihr mich? —

Da erkannte die Heerde im Koth die Stimme des

Kutschers und sie war ihr, wie die Stimme eines Engels. Bist du es, Klaus? Gottlob, daß du es bist, antwortete aus dem Graben, was noch reden konnte. Dann fragten sie ihn bald: Was doch das für Feuer, und ob er dabei sei; und das Wort, es seien seine Kutschenlichter, richtete sie auf, wie das Wort, es sei Pardon da, arme Teufel unter dem Galgen aufrichtet. Es war nicht anders, als wenn es sie aus dem Graben heraushob. So wieder auf den Beinen, kamen sie nach und nach auch auf die Hauptstraße, wo der Klaus mit seiner Kutsche wartete.

Die meisten hatten Schuhe und Hüte, und was sie in Hirzau gekramt, verloren, und alle ihre Lichter waren verlöscht. Er aber war freundlich mit ihnen und zündete ihnen ihre Lichter wieder an. Aber dabei sah er auch, wer sie waren. Das verdroß den Stierenbauer, der bösen Wein trinkt, und wenn er eine halbe mehr im Leib hat, als er gewohnt, nie sein Maul halten kann; er fing zuerst an zu murren, es sei nicht nöthig, daß er ihnen jetzt noch so unter die Nase leuchte, er habe so schon Bosheiten genug getrieben. Dann sagte er ihm alle Schande und Spott, und brüllte laut, wenn er siebenmal des Junkers Knecht und seiner Rosse Kutscher sei, so sei's doch nicht recht und nicht brav, und ein ehrlicher Kerl mache es nicht so, und dergleichen. Das ängstigte die vollen Männer und Weiber, daß sie ihn mit Gewalt vom Klaus wegzerrten. Seine Frau hielt ihm sogar ein Tuch vor den Mund, daß er schweigen mußte. Das volle Volk aber, das noch nicht stehen konnte, wollte dem Klaus jetzt doch dies und das sagen, er solle es nicht übel nehmen und dergleichen. Aber er erwiederte ihnen, sie dächten das alle auch, was der Stierenbauer sage, und er sei wohl nur der Ehrlichste unter allen.

Damit zog er sein Leitseil, klatschte mit der Geißel, und weg war er von der vollen Heerde.

---

90. Erziehung, und nichts anderes ist das Ziel der Schule.

Mit dem allem war doch nichts weniger als bewiesen, daß das neue Wesen im Dorfe und die große Aenderung in allen Haushaltungen gar keinen Bestand haben werde. Der Vorfall wirkte vielmehr wirklich das Gegentheil und machte, daß die Marktleute, die sich schämten, wie wild hinter ihre Arbeit hergingen und alle ihre Kräfte aufboten, die Scharte wieder auszuwetzen.

Im Uebrigen aber baute der Junker in seinem Streben, das Dorf zu ändern, gar nicht auf das alte Volk, sondern auf die Jugend und seine Schule. Hierin aber zählte er auf nichts weniger, als auf ein Geschlecht, das dem, von dem es abstammt, so ungleich sein würde, als Tag und Nacht einander ungleich sind. Er zählte aber nicht darauf, weil ihm davon träumte, sondern weil er sah, daß der Lieutenant es machte; — denn das that er, und das mit einer Einfalt, daß wenn man in seiner Schule alle Augen aussah, zu forschen, was er Besonderes mache, man nichts fand, das nicht so zu sagen ein Jeder glauben würde ihm nachmachen zu können.

Ein Beweis, wie weit die Kinder im Dorf gekommen, ist auch das: Wenn des Junkers Carl in dieser Zeit von Bonnal heimkam, sagte er immer: Die Buben in diesem Dorf sind ganz anders als andere Bauernbuben, so wenig scheu sind sie und so viel wissen sie gegen die andern. Ich erzähle das wegen des Nichtscheuseins; der Lieutenant baute den ganzen Erfolg seiner Erziehung auf den Grund dieses Nichtscheuseins, nämlich auf ein unverstelltes Inneres, und sagte hundert Mal zu seinen Kindern: „Ich verzeihe euch alle Fehler; aber wenn ihr anfangt euch zu verstellen, so seid ihr im Grund verloren, und ihr werdet nichts als elende, verdrehte Krüppel." — Auch durchstach er sie mit seinem Falkenblick, wenn er im geringsten so etwas merkte, und jagte dann darauf los, drückte darauf zu, preßte es ihnen aus, daß ihnen der Angstschweiß ausbrach; auch fürch-

teten sie das Wort: Was machst du für ein Gesicht? oder für Augen? von ihm wie ein Schwert; denn sie kannten seine Strenge, ihnen alle Arten des verstellten Wesens auszutreiben. Aber wie gesagt, er baute auch hierin auf sichere Fundamente.

Er machte sie bedächtig, damit sie offen sein könnten; er machte sie vorsichtig, damit sie nicht mißtrauisch sein müßten; er machte sie erwerbsam, damit sie nicht betteln müßten; er machte sie treu, damit sie Glauben fänden; er machte sie vernünftig, damit sie sich trauen dürften und legte auf diese Art den Grund zu dem heitern offenen Wesen, das er von ihnen forderte, wenn sie ihm vor Augen kamen. Kurz er lehrte sie als ein Mann, der etwas ist, wo man ihn hinstellt, und machen will, daß auch sie etwas seien, wo man sie hinstellt. Und das heißt freilich, er lehrte sie ganz anders, als Leute lehren, die nur mit dem Mund etwas sind und auf dem Papier etwas können.

Er hatte auch den Grundsatz, daß er den Kindern seine Liebe verbarg und sie ihnen nur zeigte nach Maßgabe, als sie alle Kräfte anspannten, das zu werden, was sie einst sein sollten. Und es ist unglaublich, was er damit ausrichtete. Sie wußten im Grund, daß sie ihm lieb waren, und seine Kaltblütigkeit war ihnen wie ein Vorwurf, daß sie nicht seien, was sie sein sollten; sie konnten sie nicht ausstehen und verdoppelten ihre Kräfte, bis er ihnen zeigte, daß er mit ihnen zufrieden. Auch ging ihnen der Kopf unter seinen Händen auf, daß es unglaublich war.

Das zeigte sich nicht blos in ihren häuslichen Beschäftigungen. Wenn sie Zeit hatten, war ihnen bald auch das Fremdeste nicht mehr fremd, und was sie immer unter Menschenhänden sahen, das versuchten sie auch mit den ihrigen anzugreifen. Es ist zum Exempel ein Meister Enger, ein Uhrmacher im Dorf, der seit 20 Jahren da gesessen, ohne daß je ein Bauerbub in seine Werkstatt gekommen, dieses oder jenes darin zu betrachten oder etwa selber anzugreifen und zu probiren. Aber seitdem Glülphi ihnen beigebracht, daß sie Hände und Ohren und Nasen hätten wie

andere Leute, stecken ihrer mehr als ein halb Dutzend Nachbarsbuben dem Meister alle Abende im Haus und lassen ihm keine Ruh, bis er sie dies und das in die Hand nehmen und probiren läßt. Die Buben griffen es auch alle mit einer Art an, daß der Meister sich nicht genug verwundern konnte und dem Schulmeister sagen ließ: Wenn alle Bauerbuben in der Welt also gezogen würden, so wäre kein Handwerk, wozu man sie nicht brauchen könnte, so gut und noch besser als die Stadtbuben.

Nicht nur das. Er hat gleich gesehen, daß es sein Vortheil wäre, zwei der anstelligsten von diesen Buben zu sich in die Lehre zu nehmen, und hat ihnen angeboten, sie sein Handwerk zu lehren, ohne daß es einen Heller kosten solle. Das sind Buben, die kein Land und sonst nichts haben, und die ihr Lebtag Knechte und Taglöhner hätten sein müssen. Die Buben sind vor Freuden in die Höhe gesprungen, als ihnen das Anerbieten gemacht wurde, und dann zum Schulmeister, ihm zu danken.

Noch nichts freute diesen letzten so, wie der Dank dieser Knaben, als sie mit Thränen in den Augen vor ihm standen und er ihre zitternde Hand in der seinen hatte. Sein Herz hob sich, hinauszusehen in die Zukunft, in der alle seine Schulkinder versorgt sein würden.

Er stand in stillem Staunen vor ihnen, träumte sich den Segen seiner Laufbahn und das Königreich, wonach edle Bettler streben und wonach auch meine Seele dürstet — mit der Krone weißer Haare, der Segen der Menschen zu sein, die ihn umgeben.

Das Drücken der Knaben, die seine Hand in der ihren hatten, weckte ihn aus seinem Traum. Er ging dann mit ihnen zu ihrem Meister und machte ihnen einen so guten Accord, wie sicher noch keine Knaben ohne Lehrgeld bei einem Uhrmacher bekamen. Der Lieutenant versprach dem Meister, sie forthin als seine Schüler anzusehen und sie im Zeichnen und in der Mathematik alles das zu lehren, was ihnen in ihrem Handwerk dienen könne. Das war dem Meister Enger so wichtig, daß er den Knaben einen Accord

machte in allen Stücken, wie der Lieutenant wollte. Er sagte ihm sogar, wenn er das an ihnen thue, so würden's die Knaben viel weiter bringen, als er es gebracht.

Der Lieutenant spürt aber auch, seitdem er Schulmeister ist, was er darin kann, und es ist vollends seine Liebhaberei geworden, darauf zu denken, diejenigen von seinen Buben, die kein Land haben, zu Handwerken zu bestimmen. Er führt sie auch, wenn er immer eine müßige Stunde hat, in alle Werkstätten, die im Dorfe sind, sieht ihnen Stunden lang zu, wie der eine das und der andere dies angreife, und forscht so von ferne, was aus einem jeden zu machen. Lebt er, so wird das, was er damit ausrichtet, die Umstände der Armen in Bonnal noch viel mehr verändern, als das Weidevertheilen und die zehntfreien Aecker, die der Junker ihnen versprach.

Eben so viel thut er an den Mädchen. Die Laster der Eltern zerreißen ihr Innerstes nicht mehr. Sie sitzen vom Morgen bis zum Abend ungekränkt in der Stube eines frohen und weisen Mannes. Ihre Hände sind nie still. Keine Art Geschwätzwerk verwirrt ihren Kopf und verhärtet ihr Herz. Darum zarten ihre Wangen und ihre Schamröthe wachet in ihnen auf, wie Muth und Freude in ihren Augen. Ihre Füße hüpfen zum Tanz, ihre Hände werden biegsam zu jeder weiblichen Arbeit. Ihr Auge öffnet sich der Schönheit der Natur und des Menschen, und Fleiß, Sparsamkeit und Hausordnung, diese Seele des Lebens und dieser Schirm der Tugend, der kein Tand ist, wird ihnen unter Glülphi's Händen zur Natur.

O Gott! was wären sie geworden unter der alten Regierung? Im Sumpf des Elends wird der Mensch kein Mensch. Ohne Vaterführung wird der Knabe kein Mann. Weniger noch wird das Mädchen unter der Hand einer Lumpenmutter und unter der Schulgewalt von Ochsenköpfen ein Weib. Aber unter Glülphi's Händen wuchsen Knaben und Mädchen auf, Männer und Weiber und das zu werden, was Männer und Weiber auf Erden in Zwilch und in Seide sein können.

Bauet dem Manne Altäre!

Bis auf die Blume, die im Garten wächst, braucht er Alles, die Seelen seiner Mädchen höher zu stimmen und durch sie künftige Geschlechter von Menschen im niedrigsten Stande glücklich zu machen.

Es wohnt in Bonnal ein Weib, das aus einem fremden Dorf dahin geheirathet, das pflanzt seit zwanzig Jahren schöne Blumen, zartes Gemüse und feines Obst auf harten Stämmen. Bonnals rohes Geschlecht stahl ihr freilich alle Jahr Blumen und Kohl und Birnen und Aepfel, und was es nicht stahl, das bettelte es zu Hochzeiten und Kindtaufen. Aber ihr nachzuahmen und auch Blumen, Kohl, Aepfel und Birnen zu pflanzen, daran kam ihnen kein Sinn. Sie verschrieen und verleumdeten vielmehr das Weib und sagten, sie sei keine Haushälterin, daß sie ihre Zeit und ihren Mist an solche Narrensachen wende, die ihr doch alle Jahr gestohlen würden.

Aber die Kinder des rohen Volkes waren nicht viele Wochen in Glülphi's Stube, so standen sie am Morgen und Abend vor dem Garten der alten Frau, um sie zu fragen, wie sie dies und das mache, daß es so schön werde. Die Alte stand Stunden lang bei ihnen still, zeigte ihnen Alles, gab ihnen Blumen mit heim und versprach ihnen Setzlinge und Samen, wenn sie auch solche Gärten machen wollten. Und die Kinder brachten einmal solche Blumen in die Schule, zeigten sie ihrem Glülphi und fragten, ob er nicht meine, sie könnten daheim auch solche Gärten machen, wie diese Frau? Warum das nicht? erwiederte ihnen der Schulmeister, wenn ihr nicht zu faul seid, und führte sie selbst alle mit einander zu dieser Frau in ihren Garten.

Die Freude der Alten ist nicht auszusprechen. Sie sagte dem Lieutenant, es sei ihr, sie sei ihr Lebtag noch nie in Bonnal daheim gewesen, wie heut, da er mit seiner Schule in ihren Garten komme. Und die Kinder riefen daheim bei ihren Müttern, sie möchten ihnen Land geben Gärten zu machen, wie die Frau ihnen sagte, daß man sie machen müsse.

Nichts, das früh oder spät ihnen nützlich sein konnte, hielt er außer dem Kreis seiner Schularbeit; denn er fühlte sich Vater und glaubte, seine Arbeit sei das Erziehen der Kinder, und was immer ihr ganzes Erziehen erfordere, das sei alles im Kreis seines Berufs.

Deshalb brachte er außer den Schulstunden fast alle Abende mit ihnen zu und machte dann mit ihnen, was sie nur wollten. Manchmal schnitt er mit ihnen Holz, manchmal machte er mit ihnen Figuren aus Wachs, Menschen und Thiere, Kopf und Hände, oft Häuser und Mühlen, und Sägen und Schiffe. Zu Zeiten war die Schulstube voll Handwerksgeschirr und Spähne wie eine Werkstatt; aber ehe sie fortgingen, war sie immer wieder so sauber wie eine Frühlingswiese, wenn so eben das Wintergesträuch von ihr abgerechet ist.

An schönen Abenden ging er mit ihnen unter den Schulnußbaum oben in der Matte. Es ist, wie wenn die Alten ihn darum dahin gesetzt hätten, daß die junge Nachwelt sich da unter seinem Schatten verweile, dem Sonnenuntergang, der sich nirgends im Dorf so schön durchs ganze Thal hinab zeigt, zuzusehen. Unter diesem Baume redete er dann Stunden lang mit seinen Kindern über ihren Beruf und ihre Verhältnisse.

Er machte ihnen da eine kleine Geschichte von ihrem Dorf und erzählte ihnen, wie vor einigen hundert Jahren nur noch wenige Häuser da gestanden, und wie die Einwohner das Land nicht genugsam hätten warten können und sie deshalb mit ihren Weiden Einrichtungen hätten machen müssen, die jetzt bei dem größeren Werth der Güter und bei den vielen Händen, die im Lande sind, das Dorf unglücklich und ärmer und lüderlicher machen würden, als es wäre, wenn diese alten Ordnungen nicht wären.

Er zeigte ihnen, wie das Baumwollenspinnen Geld ins Land gebracht, und wie dadurch, wer nicht auf das Geld geachtet und nicht damit umzugehen gewußt, zu Grund gegangen, und wie viel Bauern vergantet worden, die im Grund zehn Mal mehr besessen, als die, die ihre Güter

erstanden, aber durch besseres Anbauen von kleinen Stücken dieselben in wenig Jahren in zehnfachen Werth gebracht.

Das Ende seiner Dorfgeschichte war die große Lehre, wie viel genauer man in unsern Zeiten sei; wie viel sorgfältiger man auf Alles schauen, Alles ausrechnen und ausspitzen müsse, und wie viel größere Ordnung und Bedächtigkeit man in Allem brauche, wenn der Mensch so zu einem gesunden und freudigen Alter, und seiner Kinder wegen so ruhig unter den Boden kommen wolle, als es vor Altem bei so wenig Leuten, so wenig Geld und bei einem so einfachen Leben so leicht möglich gewesen.

Und wenn die guten Kinder am Abend Stücke aus ihrer Dorfgeschichte und aus seinen Lehren mit heimbrachten, so konnten ihre Eltern nicht begreifen, wie der Schulmeister dazu gekommen, was sie zum Theil selbst erlebt und erfahren und doch nicht erzählen konnten wie er — und dann gar, wie er das den Kindern so in den Kopf hineinbringe, daß sie es in ihrem Alter so begreifen und so erzählen könnten.

Wer am meisten daraus machte, war ein Renold, ein Mann, der gegen neunzig ging. Er hatte mit kaltem Blut und mit offenen Augen so lang gelebt und wußte die Veränderungen des Dorfes hinauf bis ins vorige Jahrhundert. Dieser Greis hatte einstmals nach alter Uebung seine Kinder und Enkel am Sonntag Abend zum Nachtessen. Und als der Großsohn, an dem die Ordnung war, zuerst sein Capitel aus der Bibel gelesen, und die lange Reihe des gesegneten Hauses am Tisch saß, so sah der Alte mit frohem nickendem Wesen hinab zu der lieben Jugend unten am Tisch und sagte: Kinder! was macht euer Schulmeister, ist er auch gesund und wohl? Laut und freudig erwiederten die Kinder dem Alten: Ja, ja, Großvater, er ist Gottlob gesund, der liebe Herr Schulmeister! Da sagte der Alte: Ich wollte jetzt nichts lieber, als daß er auch da wäre, und wir alle mit einander dem braven Manne, den uns wohl der liebe Gott gegeben, auch danken könnten.

Dann fing er an und sagte: Ihr wißt nicht, was er an euch thut und was er euch ist, aber ich weiß es und will

euch jetzt sagen, was ihr ihm zu danken habt. Kinder, unser armes Dorf ist wie eine zerrüttete Haushaltung geworden und hat in die vierzig Jahre wie ohne einen Vater gelebt; in dieser Zeit haben sich die Umstände überall geändert, und die Menschen in der Welt, wie sie jetzt ist, müssen erzogen und gelehrt werden in der Ordnung, die jetzt ist, so fortzukommen, wie die Alten in ihrer Ordnung, zu der sie gewiß recht erzogen worden, fortgekommen sind. Und das thut euch jetzt der Mann, der macht, daß ich mit Ruhe über das Grab hinaus denke, was ich in Gottes Namen seit zwanzig Jahren nicht mehr durfte, weil es mir tief am Herzen lag, ihr armen Kinder würdet, weil Niemand da ist, der euch nach den Umständen zu dem anführt, was ihr sein und werden müßt, vielleicht auch mit der größten Unschuld von dem Strom der neuen Unordnung mit hingerissen, in kurzen Jahren fast nothwendig unglücklich. Das fürchte ich nun nicht mehr und danke dem Mann, daß ich darüber in meinen letzten Tagen noch ruhig schlafen kann.

Nachdem der Alte so gesprochen, trank er dann auf des braven Mannes Gesundheit. Seine Kinder, die in die Schule gingen, schlugen ihm mit Jauchzen an. Und er hatte eine Freude, daß er selbst dem jüngsten Enkel, der auf seinem Schooß saß, einen Tropfen auf seine Lippen goß und ihn den Namen des Mannes nachstammeln ließ.

Nein, bauet dem Mann keinen Altar!

Der Säugling auf dem Schooß des Greises und der zitternde Tropfen auf den Lippen des Kindes, das seinen Namen stammelt, ist mehr als Opfer und Altar! —

* * *

Es wird mir aber warm. Bald komme ich in meiner Einfalt nicht mehr fort. Aber es muß sein.

Heute mußte der Wassergraben zu der neuen Matte, die er anlegen wollte, endlich abgestochen werden. Die Quellen im Moosgrund waren nun vollends ausgegraben und ihr Wasser floß in dicken Strömen über die Felder, die alle grünten, wo es hinfloß.

Der Lieutenant nahm auch zu dieser Arbeit etliche von

seinen Buben mit sich und sagte, ehe er mit Feldtisch und Visir an seine Arbeit ging, zu ihnen: Probiret, Buben, ob ihr die Linien findet, wo der Bach jetzt hingeleitet werden muß, wenn man so viel Land als immer möglich mit ihm überwässern will. Die Buben sprangen wie gute Jagdthiere von ihm weg, links und rechts, kreuz und quer, wo das Wasser hin müsse. Aber sie wurden nicht einig und kamen in ihrer Meinung getheilt zurück. Die einen meinten, man müsse den Graben zuerst links führen, gegen die Tannenecke, und von da erst wieder zurück gegen die Felder, die rechts liegen. Die andern glaubten, wenn man ihn gegen die Tannenecke führe, so bringe man ihn nicht mehr auf die Höhe vom Mooshügel, der dann trocken bleiben müsse.

Es hat's keiner getroffen, sagte der Lieutenant, und setzte hinzu: Der Graben muß zuerst über den Vorhügel vom Moosweg und dann erst herum zur Tannenecke. Oho! wenn das Wasser über den Mooshügel gelaufen, so bringt ihr es nicht mehr auf die Höhe zu den Tannen, erwiederten die Buben. Oho! erwiederte der Lieutenant. Man füllt nur die Tiefe, die zwischen dem Hügel und der Ecke ist, einen Schuh, drei oder vier hoch aus, dann läuft's, meine ich, wieder zur Tannenecke. Dann wohl, dann wohl, sagten die Buben, und griffen nun frisch mit an. —

91. Vom Auferwecken vom Tode.

Der Vorfall am Hirzauer Markt betrübte am meisten den guten Pfarrer. Er hatte gehofft, es werde Alles im besten Gleise gehen und auch die verstocktesten Herzen würden zum Guten umlenken und nun zerstörte ihm der Hirzauer Markt alle seine Träume. Er war aber darin wirklich schwach. Man muß es auch können, den Menschen verloren geben, wenn er verloren ist. Man muß ihn ja auch todt lassen, wenn er todt ist und es ist umsonst, daß man seinen Leib aus dem Grabe ruft. Ebenso ist es umsonst, den getödteten inwendigen Menschen zum Leben rufen zu wollen.

Weh thut es freilich und alle guten Menschen fühlen diesen Schmerz.

Aber bei Manchem schlummert nur das innere Leben oder es ist vergraben unter äußeren Formeln. So war es bei der kranken Kienastin. Sie hob sich am Rande des Grabes aus den Sümpfen ihres Maullebens und ihrer Maulreligion empor und stimmte dem Pfarrer bei, daß die Lebenspflichten der Menschen der beste Lehrmeister ihres wahren Wissens seien.

Es schien auch etliche Tage, als ob man wieder Hoffnung für ihr Aufkommen haben könne, seitdem sie von der Geiß alle Tage einige Löffel Milch genießen konnte. Sie nahm auch wieder Antheil an Allem, was vorfiel; wenn ihr etwas Gutes begegnete, oder wenn sie die Liebe ihres Mannes und ihrer Kinder sah, empfand sie eine innige Freude und die Hoffnung, ihre Haushaltung werde glücklicher sein und ihre Kinder würden vernünftiger handeln lernen, als sie, auch wenn sie im Grabe sei, brachte auf ihrem Krankenbette eine Ruhe und Heiterkeit in ihr Herz, wie sie sie nie in ihrem Leben hatte und die ihrem gebeugten Manne und ihren Kindern oft Thränen auspreßte. Es war rührend, zu sehen, wie die guten Leute dem Pfarrer dankten, daß er diese Frau zu einem so guten Muth gebracht.

Aber die Hoffnung der Wiedergenesung war bald verschwunden. Als der Pfarrer einige Tage darauf wieder zu ihr kam, sah er, daß ihr der Tod sichtbar nahe. Sie fühlte es selbst; doch behielt sie ihre volle Besinnung und nahm das letzte Mal Abschied von den lieben Ihren.

Als man ihr das Kleine auf das Bett legte, sah sie es eine Weile an und ihre letzten Thränen fielen herab auf dasselbe; das Kind aber lächelte auf ihrem Schooße, strampelte mit Händen und Füßen und warf den Kopf so froh und muthvoll umher, daß es die Sterbende erquickte. Sie lächelte ihm zu unter ihren Thränen und fragte sich selbst: Warum kann ich nicht sein, wie du?

Sie redete noch mit allen ihren Kindern; am meisten aber mit dem Vater und das fast nur von dem Susanneli.

Es lag ihr auf dem Herzen, dem Kinde zu sagen, wie sie selbst daran schuld sei, daß es nach und nach so hart geworden; sie habe ihm ihre Haushaltung aufgebürdet, die man einem Kind nie aufbürden sollte! Wenn's an ihr stünde, ihr Leben noch zu ändern, sie wollte gewiß ihre Mutterpflichten erfüllen, aber das sei jetzt nicht mehr möglich. Darum solle es ihr verzeihen und der Vater solle es ihm sagen und es bitten, wiederzukommen, damit es ihm und den Kindern an die Hand gehe, so lange es nöthig.

Dann wollte sie auch ihn um Verzeihung bitten, daß sie nie als Frau an ihm gehandelt habe, aber das Wort erstarrte ihr auf den Lippen und sprachlos, wie sie, lag er eine Weile auf ihrer Decke. Dann raffte er sich wieder auf, sah den Pfarrer an und fiel auf seinen Schooß.

Die Sterbende sah ihn liegen und sagte: So wohl kann er nirgends ruhen und ach, so wohl ruhte er nicht bei mir! — Sie wollte auch noch dem Pfarrer herausstammeln, daß er ihr verzeihe; aber indem er noch seine Hand auf den grauen Haaren ihres Mannes hielt, der noch auf seinem Schooße lag, tröstete er sie: Frau, die Fehler deines Lebens sind nicht sowohl dir, als denen zuzuschreiben, die mit der Religion dem Menschen nur den Kopf einnehmen und so füllen, als ob ihr Wissen Alles in Allem wäre und der Mensch seine Haushaltung und sein Handwerk verstehe, wenn er sie verstehe.

Der Blick der Frau auf diese Rede, wenn ich ihn malen könnte, daß man ihn sähe, wie ihn der Pfarrer sah — aber ich kann ihn nicht malen, ich kann ihn nur empfinden und erliege unter der Last unausdrückbarer Dinge. Ihr Klageblick im erlöschenden Auge glich dem Blick des sterbenden Lammes — nein, er glich nicht einem blutenden Thier, er glich — ich kann's nicht sagen, könnte ich's, man würde nicht mehr Abgötterei treiben mit Gott in der Religionslehre, man würde den Menschen thun lassen, was seine Sache ist. Ihr Blick und der Gedanke, daß sie das Opfer der Thorheit sei, durchschnitt dem Pfarrer das Herz. Er erbebte in seinem Innersten, wie man die Lehre von

Gott dem Menschen wie ein Messer an den Hals setzen könne; er fühlte das Elend der Menschen, die an diesem Messer verbluten, er fühlte die Gefahr derjenigen, die ihm entfliehen.

Er konnte die Nacht nicht schlafen. Der andere Tag war ein Samstag; aber er wußte beinahe nicht, was er predigte. Zu Mittag aber war er ruhiger, aber er redete nur von dem, was ihm auf dem Herzen lag. Als er eben in die Kirche gehen wollte, kam die Nachricht von ihrem Tode. Er mußte in die Kinderlehre, aber er redete nur von dieser Frau und den Ursachen, die sie so elend machten.

92. Eine Kinderlehre.

Der Pfarrer war so im Eifer, daß ihm die Gedanken oft durch einander kamen und er manchmal nicht recht ausdrückte, was er meinte. Doch läßt sich eins und das andere, was er sagte, mit seinen Worten wiedergeben.

Er verlas zuerst das Gebot: „Du sollst Dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht.“ Dann sagte er: Hart in den Kopf eingegrabene Bilder von Gott sind im Grund um kein Haar besser und der menschlichen Natur nicht weniger schädlich, als die steinernen und erzenen Götzen, die sich die roheren Menschen schnitzeln. Er behauptete, alle leidenschaftliche, in die Sinne fallende und den Kopf der Menschen anfüllende Anhänglichkeit an irgend eine Vorstellung von Gott und göttlichen Dingen sei nichts anderes, als wahre Abgötterei, die den Menschen darum bis ins dritte und vierte Glied verderbe, weil sie wider seine Natur sei. Er erklärte sich darüber also: Die meisten Menschen, die die Religion mit einem Feuer und einer Stärke in ihren Kopf hineinbrächten, das in keinem Verhältniß stehe zu der Stärke und dem Eifer, womit sie andere Sachen in ihrem Kopfe herumtrügen, würden einseitig und frömmelnd. Und weil

die Menschen überhaupt schwach sind und ein blödes Geschlecht, so macht das Ueberziehen dieses Religionspfundes sie auf der einen Seite sorglos, unaufmerksam, gedankenleer und darum blind; auf der andern Seite erstaunlich empfindlich, voller Ansprüche und dabei in sich selbst gekehrt, zu einem krummen, geheimen, verschlagenen Lebensgang geneigt und dabei in Namen des Herrn gewaltthätig. Mehr braucht es nicht, um die Menschen in allen menschlichen Verhältnissen unzuverlässig und unbrauchbar und zu abhängigen, ihrer Nothdurft und ihren Umständen nicht gewachsenen und dabei in ihren Wünschen unersättlichen armen Bettelgeschöpfen zu machen. So geht die Drohung Gottes, den Kindern bis ins dritte und vierte Glied die Missethat des Vaters entgelten zu lassen, an dem Kinde des Schwärmers, der ein Bild von Gott in den Händen oder im Kopf hat, in furchtbare Erfüllung.

Dann fuhr er fort: Gott hat sich den Menschen verborgen und die Geheimnisse der Zukunft für ihn in undurchdringliche Schatten gelegt, damit der Raupe in ihrer Hülle wohl sei. Aber der Nebel, der um uns ist, ist von Gott und Segen unserer Natur, wenn wir darin ruhen. Und wir verheeren unser Inneres, wenn wir dem Schatten entweichen wollen, den Gott um uns gelegt hat. Gott hat die Nacht gemacht, wie den Tag: warum willst du nicht ruhen in Gottes Nacht, bis er seine Sonne dir zeigt, die ewig kein Träumen hinter den Wolken, hinter denen sie Gott verborgen, hervorrufen wird?

Gott ist für die Menschen nur durch die Menschen der Gott der Menschen. Der Mensch kennt Gott nur, insofern er den Menschen, das ist, sich selbst kennt; und er ehret Gott nur, insofern er sich selbst ehrt, das ist, insofern er an sich selbst und an seinen Nebenmenschen nach den reinsten und besten Trieben, die in ihm liegen, handelt.

Daher soll auch ein Mensch den andern nicht durch Bilder und Worte, sondern durch sein Thun zur Religionslehre emporheben. Denn es ist umsonst, daß du dem Armen sagest: „Es ist ein Gott", und dem Waislein:

„Du hast einen Vater im Himmel“; mit Bildern und Worten lehrt kein Mensch den andern Gott kennen. Aber wenn du dem Armen hilfst, daß er wie ein Mensch leben kann, so zeigst du ihm Gott; und wenn du das Waislein erziehst, wie wenn es einen Vater hätte, so lehrst du es den Vater im Himmel kennen, der dein Herz also gebildet, daß du es erziehen mußtest.

Die Religion ist nichts anderes, als das Bestreben des Geistes, das Fleisch und Blut durch Anhänglichkeit an den Urheber unsers Wesens in Ordnung zu erhalten. Und der Mensch gelangt zu dieser Herrschaft des Geistes über das Fleisch nur, wenn er, von Jugend auf in den Mühseligkeiten seiner Bestimmung und Lebensart geübt, was seine Pflicht und sein Vortheil in der Welt ist, mit Leichtigkeit und ohne daß es ihn viel Müh und Anstrengung kostet, thut und erfüllt. Und das zeigt deutlich, in was für Fertigkeiten ein Mensch müsse geübt sein, wenn die Herrschaft des Geistes über das Fleisch und ein wahrhaft der Religion und seinen Umständen gemäßes Leben ihm leicht und natürlich werden soll. In allen euern Angelegenheiten, wo es euch um etwas zu thun ist, das gemacht sein muß, und ihr wollet zu einem Ziel kommen, ist's immer eure erste Regel: Nicht viel Worte, und kein Predigen. Und die Lehre von Gott und der Ewigkeit, die allein soll dem Menschen, ob es schon in allen andern Dingen wider seine Natur, durch viele Worte und durchs Predigen in den Kopf und ins Herz hineingebracht werden?

Dann brach er plötzlich ab, und sagte: Aber was soll ich denn thun? Soll ich euch von Gott schweigen? Das sei ferne! Kommt mit mir in die Hütte des Armen und zu den Thränen der Waisen, da lernet ihr Gott kennen und gut sein und Menschen werden. Kommt! In dieser Stunde sind in euerm Dorf zehn neue Waisen worden, sie sind eure Gespielen und an eurer Seite aufgewachsen, sie haben keinen näheren Nächsten als euch. Kommt, zeiget ihnen, daß ihr Menschen seid, und an dem, was euerm Nächsten begegnet, Theil nehmet! —

Ich war auch ein Waise und erinnere mich jetzt noch, wie wohl es mir gethan und wie es mich Gott erkennen machte, da ich hingestürzt auf meines todten Vaters Bett lag, und fast ohne Sinnen, keinen Gedanken mehr hatte als „Ich habe jetzt auf Gottes Erdboden keinen Menschen mehr, der sich meiner annehme!“ — da sind, weil ich so da lag und meine Hände sich im Krampf zusammen zogen und ich mit den Zähnen knirschte und zitterte, zwei Nachbarn zu mir in die Stube hineingekommen und fast auf mich niedergefallen, und haben vor Schluchzen kein Wort reden können. Ich weiß noch, und weiß es noch bis ins Grab, wie mir das wohl gethan und wie es mich gemacht Gott erkennen! —

Dann stand er auf, wie wenn er nicht wüßte, wo er war, und sagte: Kinder! Kinder! kommt, wir wollen gehen zu diesen Waisen!

Die Kinder drängten sich an ihn an, hatten Thränen in den Augen und suchten seine Hand.

Dann trat der Junker aus seinem Stuhl und sagte: Ich will bei euch sein, bis diese Kinderlehre aus ist, und nun folgten die Vorgesetzten und alles Volk, das in der Kirche war, dem Pfarrer in das Haus des Kienast.

Der Vater und die Kinder standen alle um das Bett der Todten, als der Junker und der Pfarrer in die Stube hineinkamen.

Dann gingen sie zuerst allein und ließen die Vorgesetzten und Kinder, und wer mit ihnen kam, unten vor dem Haus warten, bis man ihnen riefe.

Der arme Alte sagte mit gebeugtem Haupt zu ihnen: Es hat in Gottes Namen eine Aenderung gegeben, ihr Herren! Wir wissen's, lieber Alter! erwiederte der Junker, und setzte nach der Bauern Weise hinzu: Gott tröst' euch im Leid! Dann ließ er den zitternden Mann niedersetzen mit dem Pfarrer auf seine Ofenbank, ihm gegenüber und nahm seine kalte Hand in seine warme. Das machte den Alten bald traulich, daß er konnte anfangen zu reden, zu danken und dann zu erzählen, wie die Geißenmilch seiner

Frau selig noch so wohl gethan, wie sie die letzten fünf Wochen gar nichts mehr genossen, als alle Tage etliche Löffel voll davon, und dann wie sie Gottlob noch zu sich selber gekommen und auch wieder Antheil an allem genommen, was begegnet, insonderheit auch an dem neuen Wesen in der Schule, dem sie alle Tage bei den Kindern nachgefragt. Aber dann habe sie auch einmal mit einem tiefen Seufzer gesagt: Mein Gott! wenn ich in der Schule auch so zur Arbeitsamkeit erzogen worden wäre, so wäre ich gewiß nicht so geworden. Gottlob, daß es auch jetzt anders geht!

Das ging dem Junker und dem Pfarrer zu Herzen, daß sie die Thränen fast nicht zurückhalten konnten.

Da sie in die Stube kamen, hatten sie das Susanneli zwischen dem Vater und allen Kindern wie eine Mutter da stehend angetroffen. Es entrann aus seinem Stadtdienst und kam noch eine Stunde, ehe sie verschied, zu ihrem Sterben, warf sich wie von Sinnen auf ihr Bett und bat in unverständlichem Schluchzen um Verzeihung und um ihren Segen. Die Mutter konnte nicht mehr reden, aber noch öffnete sie ihre Augen, deutete auf das Ohr, daß sie noch höre, und auf den Mund, und dann gegen den Vater.

Er verstand sie, unterdrückte seinen Schmerz, daß er reden könne, und sagte dann mit stammelnden Worten, wie die liebe Mutter auch gegen sie ihre Fehler erkannt, und sie noch um Verzeihung gebeten! — aber dann auch, daß es bei ihnen bleibe und sie nicht mehr verlasse.

Bei jedem Wort des Vaters zitterte das Kind, sank sprachlos zwischen ihn und sie hin, und lag so da, bis sie erloschen. Da war's mit ihrem Erlöschen, wie wenn es erwachte, zu zeigen, daß es für sie Mutter und Schwester sei und bleiben wolle, so lang es nöthig. So standen Vater und Kinder um sie her, wie sie Arner erblickte, da er die Thür aufthat.

Er rief sie jetzt beiseit und fragte: Habt ihr auch zu essen? — Es that ein wenig die Augen gegen ihn auf und sagte halblaut: Ja!

Es war aber Nein; und er verstand's, und sagte:

Ihr müsset haben, und du mußt machen, daß dein Vater wieder zu Kräften kommt, und ihm danach kochen. Da hast du etwas. Damit war er von ihm weg.

Indessen hatten die Vorgesetzten vor der Thür abgeredet, damit der Junker und Pfarrer sähen, daß sie auch Mitleiden haben könnten, dem Kienast, so lang er lebe, alle Dienste zu schenken und ihm sein Holz ohne seine Kosten machen und zuführen zu lassen. Und nun rief der Pfarrer sie und die Kinder in die Stube. — Das übrige Volk, das aus der Kirche mitkam, blieb unter der Thür und vor den Fenstern.

Aber es war dem Kienast, wie wenn er's nicht glauben könne, da ihm die Vorgesetzten sagten, was sie abgeredet. Denn obwohl ein Herkommen im Dorf ist, daß immer sieben arme alte Männer so frohnfrei ihren Bürgergenuß beziehen sollen, so kam das seit Mannesdenken doch nie an Jemand anders, als an Lumpen, die ihnen verwandt, oder an Schelme und freche Burschen, deren Maul sie fürchteten.

Die Kinder aber umringten, in Haufen getheilt, die Waisen nach ihrem Alter; ein jedes drängte sich zu demjenigen, das es am nächsten kannte. Sie drückten ihnen die Hand und sagten: „Gott tröst euch im Leid!“ Dann herrschte ein tiefes Schweigen und Aller Augen waren voll Thränen.

Da nahm der Pfarrer das Wort und sagte: Kinder! Gott ist nahe, wo die Menschen einander Liebe zeigen. — Dann führte er eins nach dem andern an der Hand zu der Todten, die da lag wie das Bild des überstandenen Elends, und sagte einem jeden ein Wort in seine Seele.

Es war ein Unterricht wie der Unterricht eines Heiligen.

Dann führte er sie wieder, eines nach dem andern, zu den Waisen und ließ sie ihnen die Hand geben, und sagte ihnen noch: Bleibt Geschwister und denkt an diese Stunde, wenn ihr an Gott denkt! Mit dem Wort stand er auf, wie wenn er noch in der Kirche und seine Kinderlehre endete, und sagte mit gefalteten Händen zum Volk: — „Der Herr

segne und behüte euch! Der Herr lasse sein heiliges Angesicht über euch leuchten, und sei euch gnädig! — Nun gehet hin im Frieden des Herrn, haltet christliche Zucht und Ehrbarkeit, und liebet einander wie uns Christus Jesus geliebet hat! Amen."

Nun ging die Gemeinde von einander und aus einem Munde tönte es: Es war doch schön! Und Vater und Mutter sagten zu einander: Die Kinder müssen angenehm werden vor Gott, wenn man sie also lehrt, es ist nicht anders möglich. Und auf allen Zungen lagen die Worte: „Wir möchten ihm danken!" Einer sprach sie aus, und ja! — ja! und nasse Augen waren die Antwort Aller.

Da stand das Volk zehn Schritt von des Kienast Haus still, und als der Junker und der Pfarrer heraus kamen, trat der alte Reinold, den die andern darum gebeten, hervor, und dankte im Angesicht des Volks, das sich immer stärker vor dem Haus versammelt, ihnen, dem Junker und dem Pfarrer mit dem Ausdruck, ihre Herzen seien voll, und sie könnten nichts anderes sagen, als daß sie ihnen an Gottes Statt seien!

Das tiefe Schweigen der Menge, und die Menschlichkeit des ganzen Anblicks riß den Junker und den Pfarrer hin, daß sie einen Augenblick nicht antworten konnten. Nach einer Weile sagte der Junker: Wir möchten wohl gern, wenn wir nur könnten, euch glücklich machen! Und das Volk erwiederte dem edeln Vater: Wir sehen's Gottlob, und erkennen's!

Er redete nichts mehr. Das Volk zerstreute sich still. — Er aber nahm noch des Pfarres Hand und sagte zu ihm: Wir sind Gottlob um einen Schritt weiter mit dem Dorf, als wir selbst geglaubt. —

Inhalts-Verzeichniß.

19. Wer da sucht, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgethan.
20. Armseligkeit, Schwachheit und Heirathsintriguen.
21. Die Unverschämtheit macht Menschen dummes Zeug sagen, die sonst Anlagen genug hätten, das ganz klug ins Auge zu fassen, worüber sie jetzt dumm reden.
22. Weh dem Kinde, dessen Geist und Herz schon in seiner Unmündigkeit und in seinen Schuljahren zum Dienstknecht, ich möchte sagen zum Packesel seines Maulbrauchens gemacht wird.
23. Der Mund geht jedem Menschen, dessen Seele unruhig bewegt ist, gern zu weit auf, und die Worte, die ihn dann aus seinem zu offenen Mund entrinnen, haben oft sehr böse Folgen.
24. Unschuld und Reinheit des Herzens führt den fehlenden Menschen leicht zur Erkenntniß seiner selbst.
25. Es ist eine große, eine erhabene Kunst, Vater und Mutter auch nur eines fremden Kinds zu sein, und beim besten Willen, den ein Mensch dazu haben mag, greift er es im Anfang fast sicher noch ungeschickt an und muß, ehe er es recht kann, ein gutes Lehrgeld zahlen.
26. Wer an einem Ort zu Haus ist, der kann am besten rathen und helfen, was auch immer darin begegnet; auch wenn Feuers- und Wassersnoth einbricht.
27. Das Mareili gibt ein Beispiel des Muthes, den der Mensch immer hat, wenn er sich in einer Sache und an einem Ort recht zu Haus fühlt.
28. Der Mensch hat Unrecht, wenn er in irgend einer Sache das, was Gott und die Natur vorangestellt, zurücksetzt und hintennach stellt.
29. Der Mensch lebt in Kräften und durch Thaten. Wörter im Dienst der Kräfte und Thaten dienen dem menschlichen Leben, Kräfte und Thaten im Dienst der Wörter schaden ihm.
30. Wenn dein Auge hell ist, so ist dein ganzer Leib hell, und wenn dein Auge dunkel ist, so ist auch dein ganzer Leib dunkel.
31. Abermal wenn dein Auge finster ist, so ist auch dein ganzer Leib finster, und deine Werke sind Werke der Finsterniß.
32. Der Wahrheit Licht und der Liebe Flamme leuchten in die hintersten Winkel der Finsterniß und bringen ihre Werke an den Tag.
33. Es ist für arme Leute in der Welt oft eine schwere Sache, Recht zu suchen und Recht zu finden. Wohl denen, die Hülfe finden.
34. Die höchste Lobrede einer Obrigkeit ist das allgemeine Vertrauen, das der Arme und Schwache im Land auf sie hat.
35. Sind unsere Zeiten für einen solchen Rechtsgang zu schlecht, oder ist ein solcher Rechtsgang für unsre Zeiten zu schlecht?
36. Es zeigen sich Schwierigkeiten in diesem Rechtsgang, und es wird klar, daß er für Büchermenschen und schwache Richter, und vielleicht auch für die, so schwach sind, nichts taugt.
37. Der Schweizerische Bergarzt Schüppach hatte in seiner Apotheke eine Flasche mit der Aufschrift: Der Stärkste wird Meister.

Verruchtheit Ueberwindungskräfte bedarf und besitzt, daß aber solche Ueberwindungskräfte oft auch an einem Sprichwort, das klein ist, und wie das Veilchen im Verborgenen blüht und duftet, scheitert.

58. Wehe dem, der den Sehenden blind wünscht und dem, der in der Finsterniß sitzt, das Licht auslöscht. Wehe dem, der dem Lahmen seine Krücke unter der Achsel wegnimmt und dem Verwundeten seine heilende Wunde aufreißt, daß sie von Neuem eitere und blute.
59. Der Erde Segen ist Himmels Segen und ohne das Himmlische ist nichts Irdisches wahrer Segen.
60. Ein bewährtes Mittel wider lügenhafte Nachreden.
61. Höhere Ansichten über das Schulhalten.
62. Sonntagsversammlungen, aber nicht zu den sinnlichen Vergnügungen der höhern Stände, zu Bällen, Komödien, Tanzpartieen, Gaukel- und Hazardspielen.
63. Fortsetzung der Folgen dieser Sonntagsversammlungen, die aber, wie gesagt, in einem Zeitpunkt und bei einer Lebensweise nicht statt finden können, wo die Menschen durch die Sitten der Zeit und des Landes aus aller Einfachheit, Unschuld und Reinheit des häuslichen Lebens nicht blos herausgelockt, sondern selber herausgetrieben werden, wenn sie auch nur von ferne als Leute von einiger Distinction, Lebensart und Bildung, als Leute von gutem Ton angesehen werden wollen.
64. Es erscheinen wieder Leute, die Anspruch auf den guten Ton unserer schönen Zeit zu machen berechtigt sind.
65. Verkehrte Ansichten über das Leben, über Erziehung, über Bildung, über Geldwerth, über die Brauchbarkeit der Menschen, und über die Gefahren, die es hätte, wenn man das niedere Volk gar zu gut lehren wollte, sich selbst zu helfen.
66. Hingeworfene Gedanken von Ansichten und Gefühlen Glülphis über Menschennatur und Menschenbildung.
67. Leben und Streben im Verderben und der Verkünstelung der menschlichen Selbstsucht.
68. Aus dem Mund der Unmündigen u. Säuglinge hast du dir Lob zubereitet.
69. Die Armseligkeit alles Treibens und Jastens unsrer Leidenschaften im Gegensatz gegen die Würde der Unschuld, der Menschenliebe und der Selbstsuchtlosigkeit.
70. Uebergang von ganz heidnischen Ansichten über das Volk und die Volksbildung zu christlichen.
71. Ein nichts entscheidender Wink über die Frage: „Hat das Jagdrecht und das Menschenrecht ein gleiches Fundament?"
72. Richtige Ansichten über die Volkserziehung und über die Armenversorgung machen viele Fragen über das Jagdrecht und über die Menschenrechte überflüssig.
73. Glülphis Hochflug zur Begeisterung über sein Schulmeisterwesen in einer schlaflosen Nacht.

74. Läßt sich das Ministerium des Erziehungswesens und des öffentlichen Unterrichts mit dem Kriegsministerium und demjenigen der Finanzen und der Polizei vergleichen? Und wenn das nicht der Fall ist, wo liegt die Ursache davon? Liegt sie in der Menschennatur, liegt sie im Erziehungswesen? Oder wo liegt sie?
75. Bettelei, Reichthum und Mittelstand in Beziehung auf den Lehrstand, mit dem Resultat: In medio tutissimus ibis.
76. Fernere Belege von der Wahrheit des Wahlspruchs: In medio — und seine Anwendung auf die Möglichkeit der Anbahnung und Durchführung einer ernst und redlich gemeinten Volkserziehung und Nationalcultur.
77. Glülphi will sich über den Mittelstand im Lande nicht täuschen. Er findet ihn nicht in der Notabilitätsarmseligkeit, er findet ihn nicht im Dienststand: er findet ihn in Werkstätten und Wohnstuben, in denen die Berufswerkzeuge, die Bibel und die Nachtlampe neben einander stehen und Väter wohnen, denen der Haussegen alles, eitle Ehre nichts und denen böse Gewalt ein Dorn in den Augen ist.
78. Er stieg durch sein Herz und nicht durch seinen Kopf auf die Höhen seiner Menschlichkeit.
79. Der schwache Anfangskeim verspricht die Anbahnung einer reellen und soliden Volksbildung.
80. Eine Schwalbe macht keinen Sommer und Rom ist nicht in einem Tag gebaut worden, aber eine Maus schlüpft in einem Tag durch viele Löcher. Item, Gleich und Gleich gesellt sich gern und es ist leichter, einen Haufen von Niederträchtigkeiten zusammen zu tragen, als einen Kornhaufen, und eine böse Zunge ist ansteckender, als das gelbe Fieber.
81. Das Elend und die Leiden eines Narren.
82. Uebergang von einer Schulmeisternoth zu einer Wirthshausnoth, und Vorfälle, die mich zweifeln machen, ob das Weintrinken dem Menschen natürlich, oder ob es, wie das Handschuh- und Perrückentragen, ein Werk der Kunst und Civilisation sei.
83. Hauptsachen für Leute, die sich einfallen lassen, sie könnten ein Dorf regieren.
84. Fortsetzung ähnlicher Hauptsachen für die gleichen Leute.
85. Ein Schritt zur Volkserleuchtung, die auf guten Fundamenten ruht.
86. Vom Rathen, Helfen und Almosengeben.
87. Von der Wahrheit und vom Irrthum.
88. Vom Aendern alter Maschinen.
89. Die Vorsätze schwacher Leute sind wie ein Rauch, der warm aus dem Kamine aufsteigend hoch in die Luft empor wallt, aber dann darin plötzlich erkaltet und verschwindet.
90. Erziehung und nichts anderes ist das Ziel der Schule.
91. Vom Auferwecken vom Tode.
92. Eine Kinderlehre.
